40

Sammlung

von

klassischen Werken

der

neuern katholischen Literatur

Englands

in deutscher Uebersetzung.

Sechszehntes Bändchen.

Köln 1859.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.



Engraved by A.T. Heath, from a Miniature, by Mrs. G.R. Ward, after J.R. Herbert, R.A.

N. Card. Wiseman

DUBLIN; JAMES DUFFY, 7, WELLINGTON QUAY.

Reden und Vorträge

gehalten während einer Reise in Irland

im Herbst 1858

und bei andern Gelegenheiten

von Sr. Eminenz

Nicolaus Cardinal Wiseman,

Erzbischof von Westminster.

Mit Genehmigung Seiner Eminenz übersetzt

von

Prof. Dr. F. H. Reusch.

Nebst der Biographie und dem Bildnisse des Verfassers.

Köln 1859.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Vorwort.

Unter den Reden und Vorträgen, welche im Verlaufe der letzten Jahre von dem Cardinal Wiseman bei verschiedenen Gelegenheiten gehalten und einzeln gedruckt worden sind, befinden sich manche, welche auch in Deutschland mit Nutzen gelesen werden können. Ich habe schon seit längerer Zeit dieselben gesammelt und eine Uebersetzung derselben herauszugeben beabsichtigt. Einige sind, theils von mir, theils auf meine Veranlassung von Andern übersetzt, in der dritten Abtheilung der „Vermischten Schriften" (S. 229 ff.) mit abgedruckt; andere, welche die erste Abtheilung dieses Bändchens bilden, wurden vor und nach übersetzt, um gedruckt zu werden, sobald die Zahl derselben groß genug sein würde, ein Bändchen der „Sammlung" zu füllen.

Dieser Fall ist unerwartet früh eingetreten in Folge der Veröffentlichung eines ausführlichen Berichtes über die Reise des Cardinals in Irland im Herbst vorigen Jahres. Dieser Bericht selbst ist nicht von Sr. Eminenz verfaßt; es sind aber darin die Vorträge mitgetheilt, welche der Cardinal

während dieser Reise gehalten, und ein später zu London gehaltener Vortrag, worin er selbst die Reise bespricht. Diese Vorträge, großentheils nach den mir auf Veranlassung Sr. Eminenz während des Druckes des Originals übersandten Aushängebogen übersetzt, bilden die zweite Abtheilung des Bändchens. Der ausführliche Bericht über die Reise Sr. Eminenz, über den begeisterten Empfang, der ihm überall zu Theil wurde, über die ihm überreichten Adressen und dergleichen schien mir nicht geeignet, übersetzt zu werden.

Dagegen habe ich auf den Wunsch des Verlegers eine biographische Skizze beigefügt. Ich glaube in dieser eine vollständigere und richtigere Darstellung der bisherigen literarischen Thätigkeit des Cardinals gegeben zu haben, als sie meines Wissens sonst vorhanden ist. Eine Biographie Sr. Eminenz zu schreiben, die diesen Namen verdient, ist eine Aufgabe, deren Lösung — das möge Gott geben! — erst nach vielen Jahren an der Zeit sein wird.

Bonn, im Mai 1859.

F. H. Reusch.

Nicolaus Cardinal Wiseman.

Eine biographische Skizze.

Nicolaus Cardinal Wiseman.

Eine biographische Skizze. [1])

Die Familie Wiseman ist seit der Zeit Eduard's IV. in der englischen Grafschaft Essex begütert. Im 16. Jahrhundert erhielt John Wiseman die Ritterwürde; sein Enkel William, der mit Capel, dem spätern Grafen von Essex, verschwägert war, wurde 1628 von Karl I. zum Baronet ernannt. Ein Bruder des zweiten Baronet war Bischof von Dromore. Der Baronets-Titel hat sich bis auf die Gegenwart vom Vater auf den Sohn vererbt. Der Vater des Cardinals, James Wiseman, gehörte einem jüngern, zu Waterford in Irland ansässigen Zweige dieser Familie an. Die Mutter des Cardinals stammte aus der, wahrscheinlich schon im 13. Jahrhundert aus England nach Irland übergesiedelten Familie Strange. Diese Familie verlor einen großen Theil ihrer Besitzungen durch Cromwell's Confiscationen [2]); es wurde ihr zu jener Zeit zwei Mal die

[1]) Als Quellen wurden für diese Skizze verschiedene Notizen in englischen Zeitschriften und Zeitungen, namentlich aber, wie der Leser leicht bemerken wird, die Werke des Cardinals selbst benutzt.

[2]) Bei seiner letzten Anwesenheit zu Waterford während der Reise in Irland im Sommer 1858 äußerte der Cardinal selbst darüber Folgendes: „Ich erinnere mich, von meiner Mutter die Erzählungen gehört zu haben, welche sich meinem Gedächtnisse unvertilglich eingeprägt haben und welche mir sagen, was meine Vorfahren zu erdulden hatten, um ihren Glauben zu bewahren; wie auch sie die Confiscation der Güter traf, welche in jenen Tagen das Erbtheil aller Katholiken war. Freunde haben seitdem die Gefälligkeit gehabt, in den Dubliner Archiven die Decrete über die Einziehung der Besitzungen aufzusuchen, welche meine Vorfahren hier hatten; aber alles dieses ist nichts in Vergleich zu dem, was meine Mutter mir von den geheimen, ungesehenen Opfern erzählt hat, durch welche einige ihrer Vorfahren ihren Glauben für sich und ihre Kinder bewahrten."

Rückgabe ihres Eigenthums versprochen, falls sie zur Staats-Religion übertreten wolle, sie lehnte aber dieses Anerbieten ab. Die Familie Strange ist noch gegenwärtig in der irischen Grafschaft Kilkenny ansässig. Der Vater des Cardinals starb wenige Jahre nach dessen Geburt; die Mutter erlebte seine Erhebung zu seiner hohen kirchlichen Würde und starb hochbetagt im Jahre 1851. Der einzige Bruder des Cardinals ist gleichfalls schon gestorben, seine einzige Schwester ist die Wittwe des Grafen Gabrielli von Fano, eines Mitgliedes des päpstlichen Staatsrathes.

Der Vater und Verwandte des Cardinals wohnten zu Sevilla als wohlhabende und geachtete Kaufleute; dort wurde Nicolaus Wiseman am 2. August [1]) 1802 geboren und am folgenden Tage in der Kirche Santa Cruz [2]) getauft. Vier Jahre alt, wurde der Knabe in die Schule des Don Antonio Molinez gebracht, bei dem er Lesen und Schreiben lernte. Als die Franzosen in Spanien einrückten, verließ die Mutter des Cardinals mit ihren Kindern Sevilla auf der englischen Fregatte Melpomene und landete am 1. Januar 1809 zu Portsmouth. Im Sommer desselben Jahres wurde der junge Wiseman in die Erziehungs-Anstalt eines Geistlichen zu Waterford, Dr. Creyton, gebracht [3]).

[1]) An diesem Tage feiert jetzt die Kirche das Fest des heiligen Alphons von Liguori, bei dessen Canonisation im Jahre 1839 Cardinal Wiseman zugegen war. S. Erinnerungen an die letzten vier Päpste S. 331.

[2]) Die Kirche wurde von Marschall Soult zerstört; Murillo lag in ihr begraben. S. Vermischte Schriften. I. S. 60.

[3]) Bei der oben erwähnten Gelegenheit bemerkte der Cardinal zu Waterford: „Ich kam nach England, als ich noch nicht sieben Jahre alt war, blieb aber nur kurze Zeit in London und wurde dann hierher gebracht. Als ich in Irland in der Nähe von Elwardstown ankam, konnte ich noch keinen Satz, vielleicht noch keine zehn Worte in der Sprache sprechen, in welcher ich jetzt zu Ihnen rede. Ich blieb aber nicht in jenem Theile des Landes, sondern wurde in eine Unterrichts-Anstalt zu Waterford gebracht; dort lernte ich zuerst, so gut ein Kind dazu im Stande ist, die Sprache, in der ich jetzt rede. Sie ist meine Muttersprache geworden, und das habe ich ganz dieser Stadt zu verdanken. Hätte mich die Vorsehung nicht aus meinem Geburtslande,

Im März 1810 wurde er, noch nicht acht Jahre alt, in das damals eben gegründete Sanct-Cuthbert's-Colleg zu Ushaw bei Durham gebracht, wo er bis zum Jahre 1818 blieb. In den ersten Jahrhunderten nach der Reformation erhielten bekanntlich die englischen Priester größtentheils ihre Ausbildung in verschiedenen, eigens zu diesem Zwecke auf dem Festlande gegründeten Anstalten. Eine der berühmtesten unter diesen war das englische Colleg zu Douay, 1568 von Wilhelm Allen (später Cardinal) gegründet. Während der Revolutionszeit, am 16. October 1793, wurden die damals im Colleg anwesenden Professoren und Studenten, einundvierzig an der Zahl, verhaftet und in die Festung Doullens gebracht. Fünfzehn derselben gelang es, aus der Festung zu entweichen und unter vielen Gefahren nach England zu kommen. Die entflohenen Studenten setzten nun ihre Studien in einer Schule fort, welche der Priester Arthur Story zu Tudhoe bei Durham leitete. Der berühmte Lingard, welcher auch früher Lehrer zu Douay gewesen war, gab seine Stelle als Hauslehrer bei dem Lord Stourton auf und unterstützte Story in der Leitung seiner Schule. Dieselbe wurde bald nachher nach Pontop-Hall, dann nach Crookhall verlegt. Im Jahre 1795 übernahm der frühere Präsident des Collegs zu Douay, John Daniel, welcher nach dem Falle Robespierre's mit den andern Mitgliedern des Collegs in Freiheit gesetzt worden war, die Leitung der Schule, welche also — im Wesentlichen nach demselben Plane eingerichtet, ausschließlich von frühern Mitgliedern des Collegs von Douay gegründet und von dem letzten Präsidenten dieses Collegs geleitet — wohl als die Fortsetzung dieser „Mutter der Missionare und Martyrer" bezeichnet werden konnte. Dem John Daniel folgte als Präsident Thomas Eyre; Lingard fungirte als Studien-Präfect. Am 19. Juli 1808, am Feste des heiligen Vincenz, wurde das Colleg von Crookhall nach Ushaw verlegt,

wo meine Eltern ihren Wohnsitz gewählt hatten, in Folge der Invasions-Kriege, welche Spanien eine Zeit lang unbewohnbar machten, hierher geführt, ich weiß nicht, was aus mir geworden sein würde."

wo der apostolische Vicar des Nord-Districts und Bischof von Akanthos i. p., Dr. William Gibson (1780—90 Präsident des Collegs zu Douay, gestorben 1821), durch Beiträge der englischen Katholiken unterstützt, ein neues Gebäude errichtet hatte. Aus diesen bescheidenen Anfängen ist eine der großartigsten und blühendsten Unterrichts-Anstalten des katholischen Englands entstanden, in welcher ein großer Theil des jetzt lebenden englischen Klerus seine Ausbildung erhalten hat. Als im Juli 1858 das fünfzigjährige Jubiläum des Collegs gefeiert wurde, standen in der Liste seiner frühern Zöglinge über dreihundert Priester, an deren Spitze ein Cardinal, zwei Erzbischöfe und acht Bischöfe [1]).

In dieser Anstalt verlebte der junge Wiseman acht Jahre. Einer seiner damaligen Lehrer, zugleich sein „Pädagog", wie zu Ushaw die Leiter der Studien der jungen Leute genannt werden, Dr. Newsham, ist jetzt Präsident des Collegs, der einzige der damaligen Lehrer, welcher das Jubiläum erlebt hat. Lingard war nur noch kurze Zeit Wiseman's Lehrer, aber lange genug, um sich das dankbare Andenken seines Schülers zu sichern, welcher von seinem Berufseifer, von seiner Gelehrsamkeit und von seinem liebenswürdigen Wohlwollen in den anerkennendsten Ausdrücken spricht [2]).

Der junge Wiseman war während seines Aufenthaltes zu Ushaw ein schwächlicher und kränklicher und, theilweise in Folge davon, ein stiller und schüchterner Knabe. An den längern Spaziergängen und an den lärmenden Spielen und kräftigen Leibesübungen seiner Mitschüler konnte er bei seiner schwachen Constitution selten Theil nehmen; er war darum während der Erholungsstunden meist sich selbst überlassen, und er benutzte diese Zeit in den letzten Jahren seines Aufenthalts im Colleg

[1]) Cardinal Wiseman war bei der großartigen Feier des Jubiläums zugegen; er hatte die Fest-Ode gedichtet und ein Drama: „der verborgene Edelstein," die Geschichte des heiligen Alexius behandelnd, geschrieben, welches von den Studenten aufgeführt wurde.

[2]) S. Erinnerungen. S. 236.

fleißig zu der Lectüre der englischen Classiker und zum Studium der Naturwissenschaften, namentlich der Chemie und Physiologie, so wie der Geschichte und Topographie von Rom — noch zu Ushaw verfaßte er in Mußestunden eine Erzählung aus der römischen Geschichte. Manche seiner Mitschüler hielten ihn wegen seines stillen und zurückgezogenen Wesens mit Unrecht für einen Kopfhänger. Seine Lehrer aber liebten ihn wegen seiner glänzenden Fortschritte in den Studien und wegen seines guten Betragens, und konnten ihm beim Abgange das Zeugniß ausstellen, daß er sich nie einen Verweis zugezogen. Während des letzten Jahres, welches er im Colleg zubrachte, drohte ein heftiges Nervenfieber und danach eine Lungenentzündung alle Erwartungen, die man von dem vielversprechenden Jünglinge hegte, frühzeitig zu vereiteln. Kaum genesen, trat er am 2. October 1818 die Reise nach Rom an.

Zu Rom hatte seit Gregor XIII. ein englisches Colleg, ähnlich wie das zu Douay, bestanden, war aber gleichfalls während der Revolutionszeit untergegangen. Papst Pius VII. und sein großer Minister Consalvi stellten dasselbe im Jahre 1818 wieder her, und Nicolaus Wiseman gehörte zu den ersten zehn Studenten, welche die lange verödeten Hallen des ehrwürdigen Gebäudes wieder bevölkerten. Am 18. December 1818 langte er in Rom an und blieb dort mit kurzen Unterbrechungen bis zum Herbste 1840.

Ueber diese Periode seines Lebens hat der Cardinal selbst Aufzeichnungen in seinen „Erinnerungen an die letzten vier Päpste" veröffentlicht. Es genügt also, hier einige wenige Data zur Ergänzung und Erläuterung der „Erinnerungen" anzuführen.

Der Rector des englischen Collegs erwirkte gleich nach der Wiedereröffnung desselben die Anerkennung seines alten Rechtes, daß seine Alumnen abwechselnd mit denen der andern Collegien an bestimmten Festtagen in der päpstlichen Kapelle eine lateinische Predigt zu halten hätten. Nicolaus Wiseman war der erste englische Student, der am Feste des heiligen

Stephanus 1819 nach langer Unterbrechung wieder vor dem Papste predigte [1]).

Am 7. Juli 1824 erwarb sich Wiseman, erst zweiundzwanzig Jahre alt, durch eine öffentliche Disputation die theologische Doctorwürde [2]). Im Frühjahre 1825 empfing er die Priesterweihe, wurde nun aber nicht, wie die andern Alumnen, nach England zurückgesandt, sondern zum Vice-Rector des englischen Collegs ernannt. In dieser Stellung und später als Rector hielt er für die Alumnen des Collegs Vorlesungen über biblische Theologie, namentlich über biblische Einleitung und Hermeneutik, und über Dogmatik, mit besonderer Rücksicht auf die Unterscheidungslehren. Diese Thätigkeit war für ihn selbst die beste Vorbildung für seine spätere schriftstellerische und öffentliche Wirksamkeit; denn für manche seiner spätern Schriften und Vorträge fand er das Material in seinen Collegienheften aus dieser Zeit gesammelt und vorbereitet [3]). Im Jahre 1827 wurde er zugleich Professor der orientalischen Sprachen an der römischen Universität [4]). Um seine Befähigung für dieses Amt nachzuweisen, gab er sein erstes gelehrtes Werk heraus unter

[1]) Vgl. Erinnerungen S. 17. — Der Rector hatte dem ältesten Alumnen diese Aufgabe übertragen. Dieser erklärte aber einige Tage vor dem Feste, er sei zu ängstlich, und der Rector designirte nun Wiseman, der mehr Muth hatte.

[2]) Vgl. Erinnerungen S. 216.

[3]) Gedruckt sind von den im englischen Colleg gehaltenen Vorlesungen nur die über den biblischen Beweis für die katholische Abendmahlslehre: »The real presence of the body and blood of our Lord Jesus Christ in the blessed Eucharist, proved from Scripture. In eight lectures delivered in the English College, Rome. London 1836.« (Deutsche Uebersetzung: „Die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu Christi im heiligen Abendmahle aus der heiligen Schrift bewiesen. Regensburg.")

In ähnlicher Weise, wie diesen Gegenstand, sagt der Verfasser in der Vorrede, habe er auch die andern Unterscheidungslehren über die er später in London Vorträge hielt, im englischen Colleg behandelt. Auch über den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Offenbarung hatte er bereits im englischen Colleg Vorlesungen gehalten, ehe er seine unten zu erwähnenden Vorträge über diesen Gegenstand hielt.

[4]) Ueber die eigenthümlichen Umstände, unter denen diese Ernennung erfolgte, s. Erinnerungen S. 222.

dem Titel „Horae syriacae“ [1]). Die erste Abhandlung dieses Werkes ist gegen einige englische Gelehrte gerichtet, welche die Behauptung aufgestellt hatten, die Worte der Einsetzung des heiligen Abendmahles: „dieses ist mein Leib“, könnten schon darum als gleichbedeutend mit „dieses bedeutet meinen Leib“ gefaßt werden, weil es in der syrischen Sprache, der sich der Herr bedient habe, an Ausdrücken zur Bezeichnung des Begriffs „bedeuten“ mangele. Wiseman zeigt in einer selbst von seinen Gegnern als unwiderleglich anerkannten Weise, daß die syrische Sprache an dergleichen Ausdrücken sehr reich ist und daß alte syrische Schriftsteller schon ausdrücklich hervorheben, der Herr habe gesagt: „dieses ist mein Leib,“ nicht, „dieses bedeutet meinen Leib“. Eine zweite Abhandlung ist ein Beitrag zur Geschichte der alten syrischen Uebersetzungen des Alten Testaments, eine Arbeit, welche freilich nur für Fachgelehrte Interesse hat, von diesen aber einstimmig ohne Unterschied der Confession als eine sehr werthvolle Bereicherung der exegetischen Literatur angesehen wird. Den Schluß des Werkes bildet ein syrisches Anekdoton über ägyptische Geschichte.

Dieses lateinische Werkchen, welches eine bei einem so jungen Gelehrten bewundernswerthe Belesenheit in der alten syrischen Literatur, ein fleißiges Studium der in der Vaticanischen Bibliothek vorhandenen Handschrift und — was hier nebenbei auch hervorgehoben werden mag — eine ausgedehnte Bekanntschaft mit den deutschen protestantischen Werken über die Bibel verräth, ist die erste, aber nicht die einzige Frucht der gelehrten biblischen Studien Wiseman's. Es sei erlaubt, hier gleich auf diese Seite seiner wissenschaftlichen Thätigkeit hinzuweisen, welche wohl nur darum gewöhnlich weniger beachtet wird, weil sie durch andere, vielleicht größere, jedenfalls aber für größere Kreise leichter erkennbare literarische Verdienste

[1]) Horae syriacae seu commentationes et anecdota res vel litteras syriacas spectantia. Auctore Nic. Wiseman, S. T. D., in Archigymnasio Romano LL. OO. Professore, in Collegio vero Anglorum Prorectore et SS. LL. Institutore. Tom. 1. Romae 1828.

des Cardinals in Schatten gestellt wird. Einige Jahre später, 1832 und 1833, verfaßte Dr. Wiseman für die damals zu London erscheinende Zeitschrift „The Catholic Magazine" zwei Aufsätze „über einige Punkte der Controverse über die Echtheit der Stelle 1 Joh. 5, 7, nebst einer Untersuchung über den Ursprung der ersten lateinischen Bibelübersetzung, der sogenannten Itala" [1]). Diese Aufsätze waren veranlaßt durch einen Briefwechsel, welchen Dr. Wiseman mit dem damaligen anglicanischen Bischofe von St. Davids, Dr. Burgess, über die Stelle 1 Joh. 5, 7 geführt hatte. Sie sind ein schätzbarer Beitrag zur Vertheidigung der Echtheit dieser wichtigen Bibelstelle, für den gelehrten Bibelforscher aber besonders darum wichtig, weil darin die Frage, ob vor dem heiligen Hieronymus im Abendlande eine oder mehrere lateinische Bibelübersetzungen in Gebrauch gewesen, und die andere Frage, in welchem Lande man die Bibel zuerst in's Lateinische übersetzt hat, in einer Weise behandelt werden, daß die Fachgelehrten sie als so gut wie erledigt ansehen. Wenn später dem Cardinal andere dringendere Geschäfte nicht gestattet haben, diese Studien fortzusetzen [2]), so hat er doch seine Liebe zu denselben und seine Ueberzeugung von der Wichtigkeit derselben auch später noch wiederholt ausgesprochen [3]), und in seinen spätern Schriften mehrere Male Gelegenheit gehabt, von seinen gründlichen und umfassenden Kenntnissen auf diesem Gebiete Proben abzulegen. Wenn seine Aeußerungen über die Wichtigkeit des kritischen Studiums der heiligen Schrift Widerspruch gefunden haben, so wäre das sehr zu beklagen, hätte ihm nicht dieser Widerspruch Anlaß gegeben

[1]) Diese Aufsätze erschienen 1835 zu Rom in einer zweiten vermehrten Auflage und sind auch in den »Essays on various subjects« (Abhandlungen über verschiedene Gegenstände. Regensburg, 1854, 1. Bd., S. 1 ff.) abgedruckt.

[2]) Leider ist ein zweiter Band der Horae syriacae, für welche Wiseman nach einer Aeußerung in einem spätern Werke das Material bei der Herausgabe des ersten bereits gesammelt hatte, nicht erschienen und so die Arbeit über die syrischen Bibelübersetzungen unvollendet geblieben.

[3]) Z. B. in den Aufsätzen über Versch. Gegenst. I., 89.

zu einer äußerst geistreichen und glänzenden Vertheidigung seiner Ansicht in der Einleitung zu dem Aufsatze über die Wunder des Neuen Testaments [1]). In diese Erörterung sind Bemerkungen über eine arabische Psalmen-Uebersetzung verflochten, welche den Untersuchungen über die syrische Bibelübersetzung an die Seite gestellt werden können.

Im Jahre 1827 beauftragte Papst Leo XII. den jungen englischen Priester, während des Winters an den Sonntagen eine englische Predigt zu halten [2]). Am 6. December 1828 wurde er der Nachfolger des bisherigen Rectors des englischen Collegs, Dr. Gradwell, welcher zum apostolischen Vicar in England ernannt worden war.

Wie Leo XII., so beehrte ihn auch Pius VIII. mit seinem Vertrauen [3]). Der folgende Papst, Gregor XVI., hatte bereits als Cardinal-Präfect den jungen Gelehrten schätzen und lieben gelernt. In seinen „Erinnerungen" [4]) an diesen Papst gibt er die interessantesten und rührendsten Andeutungen über das innige Verhältniß, in welchem er zu diesem großen und liebenswürdigen Manne auch nach seiner Erhebung zur päpstlichen Würde stand.

Im Jahre 1831 erschien Wiseman's Schrift über die Unfruchtbarkeit der protestantischen Missionen in italienischer Sprache, veranlaßt durch seine Aufnahme in die „Akademie der katholischen Religion" zu Rom [5]). Cardinal Cappellari hatte, selbst noch während des Conclave's, in welchem er zum Papste gewählt wurde, die Correcturbogen nachgesehen [6]).

Im Jahre 1835 hielt Dr. Wiseman im Hause des englischen Cardinals Weld vor einem zahlreichen Kreise von Gebildeten eine Reihe von Vorträgen über den Zusammenhang

[1]) Auff. über Versch. Gegenst. I., 143.
[2]) Erinnerungen. S. 248.
[3]) Erinnerungen. S. 293.
[4]) S. 299. 366. 378.
[5]) Deutsche Uebersetzung: „Unfruchtbarkeit der von den Protestanten zur Bekehrung ungläubiger Völker unternommenen Missionen, dargethan aus den eigenen Berichten der Missionäre." Augsburg 1835.
[6]) Erinnerungen. S. 299.

der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit der geoffenbarten Religion, nachdem er vorher diesen Gegenstand bereits in Vorlesungen für die Alumnen des englischen Collegs behandelt hatte. Die Vorträge erschienen, nochmals überarbeitet und mit Ergänzungen im folgenden Jahre zu London im Drucke. Sie sind in mehrere Sprachen übersetzt worden [1]) und haben dem Verfasser einen ehrenvollen Platz unter den Apologeten der Religion gesichert. „Er versucht," sagt Döllinger darüber, [2]) „in diesen ebenso durch Gedankenreichthum als durch beredte Darstellung ausgezeichneten Vorträgen nachzuweisen, daß die Resultate echter Wissenschaft und gründlicher Forschung mit dem Inhalte der heiligen Schrift und den Lehren der christlichen Kirche nirgends in Widerspruch stehen, vielmehr auf eine oft überraschende Weise die biblischen Angaben bestätigen, dunkele Stellen aufhellen und zuletzt immer zur Verherrlichung des Christenthums führen. Vergleichende Sprachenkunde, Chronologie, Geologie, Archäologie, biblische Kritik sind die Wissenschaften, die ihm den Stoff liefern, und mit großer Kunst hat er die heterogensten Elemente zu einem harmonischen Ganzen zu verarbeiten verstanden."

In demselben Jahre 1835 reiste Dr. Wiseman nach England. Er hielt zu London im Advent dieses Jahres in der sardinischen Kapelle und darauf in der Fastenzeit des folgenden Jahres in der großen St.-Marienkirche in Moorfields eine Reihe von Vorträgen über die vorzüglichsten Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche. „Damals ging," sagt Döllinger [3]), „eine ungewöhnliche religiöse Gährung und Aufregung durch ganz England; die häufigen Uebertritte zur katholischen Religion in England, die steigende Wichtigkeit der irischen Ange-

[1]) Deutsche Uebersetzung: „Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Offenbarung." In deutscher Uebersetzung herausgegeben von Dr. D. Haneberg; verbessert und vermehrt von Dr. B. Weinhart. Zweite Auflage. Regensburg 1856.

[2]) In der Vorrede zu der deutschen Uebersetzung der Vorträge über die Lehren 2c.

[3]) A. a. O. S. IV.

legenheiten und das politische Gewicht, welches die Vertreter der irischen Katholiken im Parlamente in die Wagschale der kämpfenden Parteien warfen, — alles dieses hatte die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf den doctrinellen Gegensatz zwischen dem Protestantismus und der katholischen Kirche hingelenkt. In Tagesblättern, Flugschriften und ausführlichern Werken wurden die Lehren und die religiösen Handlungen der Kirche angegriffen und wie gewöhnlich entstellt; es schien daher dem Bedürfnisse der Zeit wie der britischen Sitte, nach welcher auch religiöse Angelegenheiten häufig zum Gegenstande öffentlicher Conferenzen gemacht werden, völlig angemessen, daß ein katholischer Theologe in der Hauptstadt des Landes in freien Vorträgen die Dogmen und Gebräuche seiner Kirche darlegte, in das gehörige Licht setzte und gegen die gangbarsten Verunstaltungen und Einwürfe vertheidigte. Wiseman that dieses vor einer ungemein zahlreichen Versammlung mit dem glänzendsten Erfolge; seine würdevolle, eben so ruhige und von aller Bitterkeit entfernte als beredte Behandlungsweise, sein gründliches und aufrichtiges Eingehen auf alle Schwierigkeiten, welche ihm auch im Laufe seiner Vorträge entgegengehalten wurden, alles dieses bildete einen schlagenden Contrast gegen das Benehmen der herumziehenden Prediger MacGhee und O'Sullivan, welche um dieselbe Zeit in Exeter-Hall die Katholiken und ihre Religion mit den Waffen plumper Schmähungen und offenbarer Verleumdungen befehdeten. Schreiber dieses, der unmittelbar nachdem die Reihe der Vorträge geschlossen war, nach London kam, wurde dort Zeuge von dem tiefen Eindrucke, den sie hervorgebracht hatten."

Die Vorträge erschienen in demselben Jahre gedruckt [1]). Fast gleichzeitig veröffentlichte Wiseman außer den oben erwähnten Vorträgen über den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und

[1]) Deutsche Uebersetzung: „Die vornehmsten Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche, dargestellt in einer Reihe von Vorträgen. Aus dem Englischen übersetzt von D. Haneberg. Mit einem Vorwort von J. Döllinger." 2. Aufl. Regensb. 1847.

Offenbarung auch noch die früher im englischen Colleg gehaltenen Vorlesungen über die katholische Abendmahlslehre [1]), als weitere Ausführung der drei letzten Londoner Vorträge. Freund und Feind erkannten sogleich, daß in Dr. Wiseman ein tüchtiger Kämpfer in den damals schon sehr lebhaften literarischen Kampf zwischen den englischen Katholiken und Protestanten eingriff. Die Katholiken überreichten ihm zum Danke für seine Vorträge eine von Scipio Clint geprägte goldene Medaille. Von Seiten der Protestanten aber erschien bald eine Reihe von Streitschriften gegen die Vorträge; eine derselben wurde einem anglicanischen Bischofe zugeschrieben. Gegen vier der bedeutendsten Streitschriften über die Abendmahlslehre veröffentlichte Wiseman im Jahre 1839 eine Replik [2]).

In die Zeit dieses Aufenthaltes Dr. Wiseman's in England fällt auch die Abfassung der Briefe an John Poynder über sein Werk: „Das Papstthum im Bunde mit dem Heidenthum" [3]), welche Döllinger mit Recht als Muster einer treffenden, jede Erwiderung abschneidenden Polemik bezeichnet. Ferner wurde während dieser Anwesenheit Dr. Wiseman's in London von ihm in Gemeinschaft mit Daniel O'Connell und Michael J. Quinn eine katholische Vierteljahrschrift, „die Dublin Review," begründet. Sie sollte sich, laut dem im Februar 1836 erschienenen und von den drei Begründern unterzeichneten Programm zunächst zur Aufgabe machen, den katholischen Glauben und die katholische Kirche gegen die Angriffe der protestantischen englischen Presse und Tribüne zu vertheidigen, dann aber auch im Geiste der katholischen Kirche, „der ältesten und hochherzigsten Beschützerin der Künste und Wissenschaften und der Begründerin der europäischen Civilisation," die Wissenschaft und Kunst zu fördern und die socialen und politischen Verhältnisse zu beleuchten. Das erste Heft erschien

[1]) S. oben S. 8.

[2]) A reply to the Rev. Dr. Turton's »Roman Catholic doctrine of the Eucharist considered«, Philalethes Cantabrigiensis, the »British Critic« and the »Church of England Quarterly Review«. London 1839.

[3]) Verm. Schr. 1. Abth. S. 173 ff.

im Mai 1836 noch während Wiseman's Anwesenheit in England und enthielt von seiner Hand einen Aufsatz über die puseyitische Bewegung, welche damals schon seine besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Wiseman hat für diese Zeitschrift, welche seitdem ununterbrochen erschienen ist, bis in die neueste Zeit eine Reihe von werthvollen Aufsätzen geschrieben. Ehe wir aber auf seine schriftstellerische Thätigkeit seit seinem Aufenthalte in England in den Jahren 1835 und 1836, der in dieser Hinsicht eine wichtige Epoche in seinem Leben bildet, näher eingehen, führen wir die Darstellung seiner äußern Lebensverhältnisse zu Ende.

Im Jahre 1836 kehrte Dr. Wiseman nach Rom zurück und übernahm wieder die Leitung des englischen Collegs, aber nur noch für wenige Jahre. 1840 vermehrte Papst Gregor XVI. die Zahl der apostolischen Vicariate von vier auf acht und ernannte Dr. Wiseman zum Bischof von Melipotamus i. p. und zum Coadjutor des apostolischen Vicars des Midland-Districtes Dr. Walsh. Der Präfect der Propaganda, Cardinal Fransoni, ertheilte ihm am 6. Juni 1840 die bischöfliche Weihe. In England angekommen, übernahm er zugleich die Leitung des Sanct-Marien-Collegs zu Oscott.

In den nächsten Jahren reiste Wiseman zwei Mal, 1842 und 1847, in kirchlichen Geschäften nach Rom, das letzte Mal im Auftrage der andern apostolischen Vicare in Angelegenheiten der Wiederherstellung der bischöflichen Hierarchie in England. Schon Gregor XVI. hatte an diese Maßregel gedacht [1]) und Wiseman brachte schon 1842 den Gegenstand in der „Dublin Review" zur Sprache [2]). Im Jahre 1848 war die Maßregel bereits beschlossen, ja, das betreffende Breve bereits gedruckt, die Ausführung wurde aber durch die mittlerweile in Rom ausgebrochenen Unruhen verzögert. Dr. Wiseman wurde daher vorläufig im Jahre 1848 zum apostolischen Provicar des Londoner Districts und bald darauf zum Coadjutor

[1]) Erinnerungen. S. 375.
[2]) Aufsätze über verschied. Gegenst. I. S. 285.

mit dem Rechte der Nachfolge des Dr. Walsh ernannt, als dieser nach London versetzt wurde. Dr. Walsh starb schon im folgenden Jahre und Dr. Wiseman war nun apostolischer Vicar des Londoner Districtes.

Im Jahre 1850 waren endlich die Verhandlungen über die Wiederherstellung der bischöflichen Hierarchie in England zum Abschluß gekommen. Im August wurde Dr. Wiseman nach Rom beschieden. Man erwartete damals in England allgemein, er werde zum Cardinal ernannt werden, aber nicht nach England zurückkehren, sondern in Rom die Stelle eines Präfecten der Propaganda oder eine andere hohe Stellung erhalten. In dem denkwürdigen Consistorium vom 30. Sept., in welchem vierzehn Prälaten, darunter drei Deutsche, drei Franzosen, zwei Spanier und ein Portugiese mit dem Purpur geschmückt wurden, wurde Dr. Wiseman wirklich zum Cardinal-Priester der römischen Kirche ernannt [1]).

Am 3. October wurde er in das Collegium der Cardinäle eingeführt; er erhielt als Titel die Kirche der heiligen Pudentiana, der Tochter des Senators Pudens und der britischen Prinzessin Claudia [2]).

Die Meinung, Cardinal Wiseman werde in Rom bleiben, erwies sich aber als unbegründet. Am Tage vor dem Consistorium, am 29. September, erschien die Bulle Universalis Ecclesiae, durch welche in England das Erzbisthum Westminster mit zwölf Suffragan-Bisthümern errichtet wurde. Dr. Wiseman wurde zum ersten Erzbischof von Westminster und vorläufig auch zum Administrator des Bisthums Southwark ernannt. Er verkündete noch von Rom aus in einem schönen Hirtenbriefe den Gläubigen seiner nunmehrigen Diöcesen die von dem heiligen Vater getroffenen Anordnungen und trat im Monat October die Rückreise nach England an. Er reiste

[1]) Cardinal Wiseman ist der siebente Engländer, welcher seit der Reformation mit dem Purpur geschmückt wurde; vor ihm die Cardinäle Pole, Allen, Howard, Herzog von York, Weld und Acton.

[2]) Fabiola. S. 223.

über Wien und Köln und traf am 12. November in England ein.

Mittlerweile war aber in England die Aufregung schon hoch gestiegen, welche die folgenden Jahre hindurch fast alle andere Interessen zu absorbiren schien, wiewohl man jetzt in England selbst nur noch mit Beschämung auf der einen, mit einem mitleidigen Lächeln auf der andern Seite daran zurückdenkt. Die Maßregel des Papstes war eine rein kirchliche, welche in der Stellung der englischen Katholiken zu ihrer weltlichen Regierung nicht das Mindeste änderte. Die Ernennung von Bischöfen verstieß gar nicht gegen die englischen Gesetze, nicht einmal gegen die Bestimmung der Emancipations-Acte, wodurch nur die Annahme der bischöflichen Titel der Staatskirche untersagt, also das Führen anderer bischöflicher Titel gestattet wird. Dieser Bestimmung hatte man in Rom so sehr Rechnung getragen, daß man, um jeden möglichen Anstoß zu vermeiden, nicht einmal auf den Vorschlag des Dr. Ullathorne einging, ein Erzbisthum London und ein Bisthum York zu errichten, wiewohl dieses nicht gegen den Buchstaben des Gesetzes gewesen wäre, da die Staatskirche nur ein Bisthum London und ein Erzbisthum York hat. In Irland bestand die bischöfliche Hierarchie ja ohnehin seit alter Zeit, und in mehrern englischen Colonieen war sie ohne Widerspruch der Regierung wiederhergestellt, ja, von der Regierung indirect anerkannt worden. Der Plan der Wiederherstellung der Hierarchie in England war auch seit Jahren gar kein Geheimniß gewesen. Nicht nur die katholischen, auch die protestantischen Zeitungen und Zeitschriften (z. B. die „Quarterly Review" vom Dec. 1847) hatten darüber gesprochen; das anglicanische Capitel von Westminster hatte dem Parlamente eine Adresse gegen die beabsichtigte Errichtung eines katholischen Erzbisthums Westminster übersandt, und einer der Stimmführer der strenganglicanischen Partei, Sir Robert Inglis, hatte im Jahre 1848 den Premierminister Lord John Russell in Betreff dieses Gegenstandes im Unterhause interpellirt und zur Antwort

erhalten, es könne dem Papste nicht verwehrt werden, Diöcesen zu errichten. Schon 1846 hatte Lord John Russell im Unterhause sogar die oben erwähnte beschränkende Bestimmung der Emancipations-Acte als „abgeschmackt und kindisch" bezeichnet und sich für die Aufhebung derselben ausgesprochen. Ja, als Lord Minto im Jahre 1847 als officiöser Abgesandter der englischen Regierung in Rom war, hatte ihm der Papst die gedruckte Bulle über die Wiederherstellung der Hierarchie gezeigt, ohne daß dieser oder später die Regierung irgendwelche Bedenken geäußert hätte [1]).

Die Regierung hatte wohl nicht erwartet, daß die Maßregel in England eine so große Aufregung hervorrufen würde. Sie war kaum in England bekannt geworden, als die Presse mit wenigen Ausnahmen, der größte Theil der anglicanischen Geistlichkeit und die Häupter der streng protestantischen Partei das Volk in Schrift und Wort zur größten Erbitterung über den „päpstlichen Angriff", Papal Aggression, wie die Maßregel des heiligen Stuhles genannt wurde, aufregten. Es trug vieles zur Erhöhung der Aufregung bei, daß die Agitatoren von Anfang an auch die katholisirende puseyitische Partei mit in's Spiel zogen und die zahlreichen Uebertritte zur katholischen Kirche so wie die Hinneigung vieler Geistlichen der Staatskirche zu katholischen Lehren und Gebräuchen geschickt dazu benutzten, die Furcht vor dem Papstthume zu vermehren. Die Regierung schien anfangs entschlossen zu sein, sich von dem Strudel nicht fortreißen zu lassen. Wenigstens sprach sich ihr Organ, der „Globe", anfangs verhältnißmäßig noch sehr gemäßigt aus, und es wurde versichert, der Premierminister habe einem anglicanischen Prälaten auf die Frage, welche Schritte die Regierung gegenüber dem „päpstlichen Angriff" zu thun gedenke, geant-

[1]) Lord Minto stellte zwar diese Thatsache, als sie im Februar 1851 im Parlamente zur Sprache gebracht wurde, anfangs in Abrede; sie wurde aber von verschiedenen Seiten so unwidersprechlich bestätigt, daß er selbst sich genöthigt sah, sie halb und halb zuzugeben und sich mit einem: „Er wisse sich der Sache nicht mehr genau zu erinnern," herauszureden.

wortet: „Für jetzt gar keine“. Hätte ein Mann, wie Sir Robert Peel, an der Spitze der Regierung gestanden, es wäre ihm wahrscheinlich gelungen, durch ruhige Festigkeit die Agitation unschädlich zu machen; aber für Lord John Russell war die Versuchung, durch Schwimmen mit dem Strome seine Popularität zu bewahren oder zu mehren, zu groß. Seine liberalen Grundsätze und seine frühern Erklärungen vergessend, schrieb er in einer unglücklichen Stunde einen für die Oeffentlichkeit bestimmten Brief an den anglicanischen Bischof von Durham, worin er in den verletzendsten Ausdrücken von der katholischen Kirche spricht und der Agitation eine bedenkliche Concession macht mit der Erklärung: wenn die bestehenden Gesetze nicht hinreichten, den „päpstlichen Angriff“ zurückzuweisen, so müßten neue Gesetze erlassen werden.

Durch diesen Brief erhielt die Aufregung neue Nahrung; die großen Blätter brachten von jetzt an fast täglich Berichte über antipapistische Meetings, Reden und Adressen aus allen Theilen des Reiches und eröffneten für dieselben eine eigene Rubrik mit der Ueberschrift „Papal Aggression“, welche in der „Times“ an nicht wenigen Tagen sechs bis zehn ihrer Riesenspalten einnahm. Die Aufklärungen, welche die neuen Bischöfe bei ihrer Inthronisation in ihren Reden und Hirtenbriefen gaben, und die Berichtigungen und Erklärungen, welche in Zeitungen und Broschüren von ihnen und von hochgestellten und angesehenen Laien, wie Charles Langdale, George Bowyer u. A., veröffentlicht wurden, fanden in dieser Zeit der leidenschaftlichen Aufregung wenig Beachtung.

Natürlich richtete sich die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf den Mann, welcher an die Spitze der neuen Hierarchie gestellt war, und welchen man, freilich nicht ganz mit Recht, allgemein als den moralischen Urheber der päpstlichen Maßregel ansah. Aengstliche Freunde besorgten, seine Ankunft in England oder doch sein öffentliches Auftreten möchte größere Ruhestörungen, ja Gefahren für sein Leben zur Folge haben; er wurde von Katholiken ersucht, seine Inthronisation, welche er

schon in Rom auf den 8. December festgesetzt hatte, zu verschieben, und erhielt sogar Briefe, welche ihm drohten, sobald er in London auf der Kanzel erscheine, werde ein Pistolenschuß seinem Leben ein Ende machen. Der Erfolg zeigte, daß der Cardinal Recht hatte, wenn er solche Befürchtungen nicht theilte. Er kam am 12. November in London an, wurde an seinem Namenstage, am 6. December, in St. Georges im Beisein von zweihundert Welt- und Ordensgeistlichen inthronisirt und hielt zwei Tage später, am Feste Mariä Empfängniß, seine erste Predigt ohne irgend welche Störung [1]). Der Londoner „Globe" meldete zwar am 19. November, der Cardinal sei aus England verwiesen, und den deutschen Zeitungen wurde damals schon seine Ankunft in Ostende telegraphirt; die Nachricht erwies sich aber als ganz grundlos.

Gleich nach seiner Ankunft in London veröffentlichte der Cardinal eine populäre Denkschrift über die Wiederherstellung der Hierarchie [2]), worin er das Geschichtliche, die wahre Be-

[1]) Der Cardinal sagt darüber in einer im Sommer 1858 zu Waterford in Irland gehaltenen Rede: „Der Papst beauftragte mich, als ich am wenigsten daran dachte, als Erzbischof nach England zurückzukehren, um die Hierarchie wieder herzustellen. Einmal mit der Ausführung dieser Maßregel beauftragt und in der gewissen Ueberzeugung, daß es nicht mein Werk war, konnte ich an dem Erfolge nicht zweifeln und keine Besorgnisse mehr hegen. Noch ehe ich Rom verließ, bestimmte ich, daß ich am Sonntag den 8. December von meinem bischöflichen Stuhle Besitz ergreifen wolle. Ich machte dieses bekannt, ehe ich nach England kam. Nach meiner Ankunft wurde ich gebeten, meinen Plan abzuändern und keine öffentliche Functionen in der Kirche vorzunehmen. Ich erhielt Briefe, in denen mir angekündigt wurde, daß in demselben Augenblicke, in welchem ich die Kanzel betrete, ein Pistolenschuß meinem Leben ein Ende machen würde. Ich wurde von Katholiken gewarnt und dringend ersucht, mich nicht öffentlich zu zeigen; es wurde mir gesagt, man gehe damit um, mich und meine Begleiter zu umringen und mich bei Seite zu schaffen. Nun kann ich aber versichern, daß ich keinen Augenblick daran gedacht habe, meinen Plan zu ändern. Mit Gottes Gnade ging Alles ganz gut ab; in der Kirche herrschte nie bessere Ordnung, und die Functionen wurden mit der Ruhe vorgenommen, die seitdem immer geherrscht hat. Für mich nehme ich darum nichts in Anspruch, als das unbegrenzte und unerschütterliche Vertrauen auf Alles, was die Kirche zur Förderung eines großen Zweckes thut."

[2]) An Appeal to the reason and good feeling of then English people

deutung und die vollkommene Gesetzmäßigkeit der päpstlichen Maßregel mit musterhafter Klarheit darlegte und die Thorheit und Hohlheit der antipapistischen Aufregung mit ruhigem und mildem Ernst nachwies. In vielen Tausend Exemplaren verbreitet [1]), von der „Times" und den andern großen englischen Zeitungen vollständig abgedruckt, hätte diese meisterhafte Denkschrift die öffentliche Meinung umstimmen können, wenn in Zeiten einer solchen fieberhaften, an Wahnsinn grenzenden Aufregung, wie sie damals in England herrschte, eine Appellation an die Vernunft überhaupt Gehör finden könnte.

Inmitten der Aufregung eröffnete am 4. Februar 1851 die Königin das Parlament; die Minister ließen sie in der Thronrede eine Maßregel ankündigen, welche den Zweck habe, „die Rechte der Krone und die Unabhängigkeit der Nation gegen Uebergriffe zu wahren, zugleich aber die religiöse Freiheit, welche das englische Volk mit so viel Recht hochschätze, ungeschmälert zu erhalten." In den ersten Tagen der Session legte dann Lord John Russell seine „Bill über die kirchlichen Titel" dem Unterhause vor, wonach Niemand, der nicht nach dem Gesetze dazu berechtigt ist, sich als Erzbischof, Bischof oder Decan irgend einer Stadt, eines Ortes oder eines Districtes innerhalb des Vereinigten Königreiches bezeichnen, und jede unter einem solchen Titel ausgefertigte Urkunde ungültig sein soll. Die Debatten über diese Bill und was damit zusammenhing in beiden Häusern des Parlaments dauerten mit einigen Unterbrechungen bis zum August, wo die Bill endlich, nachdem ihr Urheber selbst sie einmal zurückgenommen und modificirt hatte, und nachdem sie auf den Antrag verschiedener einzelnen Mitglieder noch mehrere Abänderungen erlitten hatte, Gesetzeskraft erlangte. Die „Titel-Acte" ist freilich „ein todter Buch-

on the subject of the Catholic hierarchy. Deutsche Uebersetzungen: „Appellation des Cardinals Nic. Wiseman an die Einsicht und Billigkeit des englischen Volkes," Paderborn 1850, und: „Manifest oder Appellation an den Rechts- und Billigkeitssinn des englischen Volkes in Betreff der katholischen Hierarchie." Regensburg 1850.

[1]) Mein Exemplar ist aus dem „13. Tausend" der Original-Ausgabe.

stabe" geblieben und keine folgende Regierung hat jemals Miene gemacht, sie durchzuführen; sie ist aber in mehr als Einer Hinsicht von Wichtigkeit geworden. Die Katholiken erlebten das peinliche Schauspiel, drei ihrer höchstgestellten Vertreter, den verstorbenen Herzog von Norfolk und die Lords Beaumont und Camoys im Oberhause offen gegen den Papst und den Cardinal auftreten zu sehen, und von Seiten der protestantischen Parlaments-Mitglieder fiel manches bittere Wort. Auf der andern Seite wurde aber die Sache der Wahrheit und des Rechtes nicht nur von den katholischen Mitgliedern, namentlich dem Grafen von Arundel (jetzt Herzog von Norfolk) und einigen irischen Katholiken, sondern auch von einigen unabhängigen liberalen und sogenannten radicalen Unterhaus-Mitgliedern und besonders von den Freunden Sir Robert Peel's, von Sir J. Graham und Gladstone im Unterhause, und von Lord Aberdeen und dem Herzog von Newcastle im Oberhause in einer Weise vertheidigt, welche diesen Männern nicht nur den Ruhm der Beredtsamkeit gemehrt, sondern auch einen Anspruch auf die dauernde Dankbarkeit der Katholiken gesichert hat. Für Lord John Russell und sein Ministerium hatte die Titelbill die schlimme Folge, daß nicht nur die irischen katholischen Deputirten sich von ihm lossagten, sondern auch der Bruch mit der peelitischen Partei vergrößert wurde. In demselben Monate, in welchem Lord John Russell die Titelbill einbrachte, mußte sein Ministerium zurücktreten; und die Bildung des einzigen lebenskräftigen Cabinets, welches damals möglich war, eines aus Whigs und Peeliten zusammengesetzten Cabinets, scheiterte eingestandener Maßen einzig und allein an der Erklärung der Peeliten, sie würden mit Russell keine Coalition eingehen, so lange er die Titelbill festhalte. Lord John Russell übernahm zwar wieder die Verwaltung, aber sein Ansehen hatte einen empfindlichen Stoß erlitten und die Zeit seines Glanzes scheint seit dem „Durham-Briefe" und der Titelbill für immer vorüber zu sein.

Im Laufe der nächsten Jahre ließ das Fieber der anti-

papistischen Agitation nach. Nachgerade wurde das fortwährende Declamiren über die kirchlichen Titel dem Publicum langweilig. Man versuchte es nun mit den Frauenklöstern, mit der Dotation des Seminars zu Maynooth, mit der Madiai-Affaire und einigen kleinern Dingen; Spooner, Newdegate und einige andere ehrliche Fanatiker hielten alljährlich Reden im Parlamente, die Blätter brachten einige Leitartikel, es wurden einige Meetings gehalten und Königin und Parlament mit einigen Dutzend Adressen belästigt. Aber zu einer eigentlich großartigen Agitation, was der Lärm im Winter 1850—51 in einem gewissen Sinne war, ist es nicht wieder gekommen; der respectable Theil des Publicums hat sich fern gehalten, und in der letzten Zeit scheint man den Papst und seine Bischöfe über den armen Puseyiten und ihrer Ohrenbeicht und romanisirenden Liturgie fast vergessen zu haben. Kleinliche Chicanen von einzelnen bigotten Protestanten, von Zeit zu Zeit einen bissigen Artikel in den Zeitungen und eine donnernde Rede von Dr. Cumming oder einem ähnlichen Wortshelden, und dergleichen Kleinigkeiten hat der Cardinal seit seiner Erhebung allerdings zu erdulden gehabt; aber die große Masse der protestantischen Bevölkerung ist gegen einen römischen Cardinal so gleichgültig, wie gegen einen anglicanischen Bischof, und unter den gebildeten englischen Protestanten gibt es verhältnißmäßig nicht viele, die nicht Billigkeitsgefühl genug besäßen, einem Ehrenmanne, einem Gelehrten und einem Redner erster Größe Achtung zu zollen, auch wenn er ein römischer Prälat ist.

Das äußere Leben des Cardinals seit dem Jahre 1850 bietet wenig Stoff für unsern Bericht dar. Im Jahre 1853 war er kurze Zeit in Rom. Im Sommer 1855 war das Gerücht verbreitet, er werde als Nachfolger Angelo Mai's, als Cardinal-Bibliothekar, nach Rom berufen werden; zur großen Freude der englischen Katholiken bestätigte sich das Gerücht aber nicht. Im October 1853 wohnte der Cardinal den großen kirchlichen Feierlichkeiten bei, welche zu Amiens bei

Gelegenheit der Uebertragung der Reliquien der h. Theodosia veranstaltet wurden; er hielt in französischer Sprache die Festpredigt. Im Sommer 1858 war der Cardinal einige Wochen in Irland und wurde überall mit der größten Begeisterung empfangen. Die Reise gab der „Times" und ihren Schwestern Gelegenheit, wieder ein erkleckliches Quantum Druckerschwärze zu verschwenden; der Lärm ist aber auch schon wieder verstummt, und außer dem guten Eindruck, den das Erscheinen und die Worte des Cardinals in Irland gemacht haben, bleiben einige schöne Vorträge und Reden, die er dort an verschiedenen Orten gehalten, und ein meisterhafter Vortrag, in dem er nach seiner Rückkehr in London seine Reise-Eindrücke mittheilte, eine werthvolle Erinnerung an diese schöne Zeit [1]).

Die Verdienste darzustellen, welche sich Cardinal Wiseman in der Verwaltung seines hohen kirchlichen Amtes erworben hat, gehört nicht zu der Aufgabe dieser Skizze [2]), welche es zunächst nur mit seiner literarischen Thätigkeit zu thun hat. Uebrigens erstreckt sich die äußere kirchliche Wirksamkeit des Cardinals, wie das sein Amt als Metropolit der englischen Kirche mit sich bringt, über die Grenze seiner Diöcese hinaus.

[1]) S. über diese Reise die zweite Abtheilung dieses Bändchens.

[2]) Es kann gar nicht auffallen, daß Cardinal Wiseman in dieser Hinsicht auch Tadel und Anfeindung zu erdulden gehabt hat. Die Worte des Dichters, welche er selbst (Erinnerungen S. 89) auf einen Minister anwendet: »Laudatur ab his, culpatur ab illis,« finden leider oft auch auf einen Bischof Anwendung. Die Diöcesan-Verwaltung des Cardinals wurde im Jahre 1854 sogar der Gegenstand sehr bitterer Angriffe von Seiten eines englischen Priesters in einem katholischen Pariser Blatt, und die Berichtigung, welche der Cardinal darauf veröffentlichte, gab Anlaß zu einem ärgerlichen Processe vor einem englischen Gerichtshofe. (Vgl. Politische Wochenschrift von F. v. Florencourt. Köln 1854. S. 181.) Die Sache kann aber hier um so eher mit Stillschweigen übergangen werden, als der Priester, welcher der Urheber dieses Scandals war, mittlerweile (im Januar 1859) öffentlich seine Reue über sein Benehmen ausgesprochen hat, und die Geistlichkeit der Diöcese jene unangenehme Gelegenheit gleich benutzte, um durch eine Deputation ihrem Oberhirten ihre ungeschwächte Hochachtung und Liebe auszusprechen. Es hat sich zudem als ziemlich sicher herausgestellt, daß der unglückliche Priester sich von einigen fanatischen protestantischen Geistlichen als Werkzeug hatte mißbrauchen lassen.

Er ist wie durch seine amtliche Stellung, so durch seine imposante Persönlichkeit der natürliche Vertreter der Gesammtheit der englischen Katholiken, und ganz passend hat man im Glaspalast zu Sydenham unter seiner Büste, welche dort unter den Büsten der berühmten Männer steht, die Inschrift angebracht: „Cardinal Wiseman, Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche in England.“ Insbesondere ist Cardinal Wiseman zugleich das Organ und der Führer seiner katholischen Landsleute, wo es sich um die Vertretung ihrer Rechte und Interessen durch Wort und Schrift handelt. Er ist, wie man wenigstens in England allgemein annimmt, der Verfasser der Acten und der Hirtenschreiben der englischen Provincialsynoden und anderer Hirtenbriefe, welche die englischen Bischöfe gemeinsam erlassen haben. Er hat in Reden bei öffentlichen Versammlungen, in Vorträgen, Predigten, Hirtenbriefen und sonstigen Schreiben, so wie in Büchern und Aufsätzen zu fast allen wichtigen Unternehmungen der englischen Katholiken in den letzten Decennien den ersten Anstoß gegeben oder dieselben wesentlich gefördert. Das gilt namentlich von dem katholischen Unterrichtswesen überhaupt und von den katholischen Armenschulen insbesondere, von der Gründung katholischer Besserungs-Anstalten für verwahrloste Knaben, von der Errichtung neuer Kirchen, Klöster u. dgl., von der Hebung des Cultus, der Einführung des vierzigstündigen Gebetes und anderer Andachtsübungen, welche in Folge der ungünstigen Zeitverhältnisse in England entweder untergegangen waren oder keinen Eingang gefunden hatten.

Es gibt wohl kaum einen Bischof der Gegenwart, welcher das Predigtamt so fleißig wahrnähme, wie Cardinal Wiseman. Wenn er in London und nicht durch Unwohlsein oder Geschäfte verhindert ist, vergeht nicht mancher Sonn- und Festtag, an welchem er nicht in der einen oder andern Kirche predigte. Insbesondere melden die englischen Blätter ein Mal über das andere Mal, der Cardinal habe in dieser oder jener Kirche am Feste des Schutzheiligen oder bei einer andern

besondern Feierlichkeit, oder er habe bei der Einweihung irgend einer neuen Kirche oder Kapelle in seiner Diöcese oder in irgend einem andern Theile von England gepredigt. In den meisten Fällen sind dieses natürlich Predigten über Gegenstände, welche der Tag oder die Veranlassung selbst nahelegt; aber nicht selten benutzt der Cardinal solche Gelegenheiten, um einen Gegenstand, der gerade die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt, oder kirchliche oder politische, aber in religiöser Hinsicht bedeutungsvolle Ereignisse unter dem katholischen Gesichtspunkte zu betrachten, um die Katholiken zur richtigen Beurtheilung derartiger Fragen anzuleiten, oder um Mißverständnissen oder Mißdeutungen seiner protestantischen Landsleute entgegenzutreten. Nicht selten hält er an den Fasten- oder Adventsonntagen ganze Cyclen von Vorträgen über irgend einen an sich oder gerade zur Zeit wichtigen Gegenstand. Dergleichen Predigten sind dann wegen des gediegenen Inhaltes und der meisterhaften Form zugleich werthvolle Beiträge zur katholischen Literatur, und es ist zu bedauern, daß verhältnißmäßig nur wenige derselben gedruckt sind. Von denjenigen, welche im Druck erschienen, sind mehrere auch in's Deutsche übersetzt worden, und diese können zur Veranschaulichung des Gesagten dienen und dem Leser zeigen, wie der Cardinal in einer in Deutschland freilich ungewöhnlichen, in England aber gar nicht auffallenden Weise seine Predigtstoffe wählt und behandelt. Die vier Vorträge über Concordate [1]) sind Adventpredigten, welche der Cardinal im Jahre 1855 in seiner Kathedrale hielt, als das österreichische Concordat in der englischen Presse in verwirrender und entstellender Weise besprochen wurde; und als der indische Aufstand die Gemüther beschäftigte, da wählte ihn der Cardinal zum Thema einer Predigt, die er bei der Einweihung des neuen Chores der Salforder Kathedrale hielt [2]).

Der Cardinal tritt aber nicht nur in der Kirche, sondern

[1]) Deutsche Uebers. 2. Aufl. Köln 1856.
[2]) Verm. Schriften. III. S. 229.

auch außerhalb derselben oft als öffentlicher Redner auf, und zwar theils in Versammlungen, welche zu bestimmten Zwecken berufen werden, — natürlich nicht in politischen Versammlungen, sondern in Meetings, welche über kirchliche, Unterrichts- oder Wohlthätigkeits-Angelegenheit berathen und Beschlüsse fassen — theils vor Zuhörern, die eigens in der Absicht zusammenkommen, den Cardinal zu hören, und nebenbei gewöhnlich in der Absicht, durch Bezahlung des Eintrittsgeldes irgend einen guten Zweck zu fördern, welcher in der Ankündigung des Vortrags namhaft gemacht wird. Es ist in England gar nichts Ungewöhnliches, daß hochgestellte Männer, selbst Minister und Parlamentsmitglieder, in dieser Weise in dem Locale irgend eines Vereins oder in einem großen Saale öffentliche Vorträge halten, zu denen gegen Erlegung eines Eintrittsgeldes, welches in die Casse des Vereins fließt oder zu einem wohlthätigen Zwecke verwendet wird, Jedermann Zutritt hat. Als Thema für einen solchen Vortrag wird irgend ein für Gebildete überhaupt interessanter Gegenstand, oder auch eine politische, religiöse, sociale oder literarische Zeitfrage gewählt. In dieser Weise hat Cardinal Wiseman schon eine Reihe von öffentlichen Vorträgen über die manchfaltigsten Themata gehalten und sich bei seinen Landsleuten, protestantischen wie katholischen, den Ruf eines gewandten und fesselnden Lecturer gesichert. Als Beleg dazu mag folgende Notiz dienen, welche die „Times", gewiß keine parteiische Freundin des Cardinals, im August 1854 brachte: „Man wird sich erinnern, daß der ‚Verein für Künste, Gewerbe und Handel' bei Gelegenheit der von ihm in St. Martins-Hall veranstalteten Ausstellung einen Cursus von Vorträgen ausgezeichneter Männer veranlaßte. Jeder Redner durfte sich sein Thema selbst wählen, nur sollten alle religiösen und politischen Discussionen ausgeschlossen bleiben. Die Liste zählt eine bedeutende Zahl von Männern, welche sich durch Verdienste um die Wissenschaft und das Unterrichtswesen ausgezeichnet haben. Der Vorstand des Kunstvereins hat kein Bedenken getragen, auch den Cardinal Wiseman ein-

zuladen, und Seine Eminenz hat sich bereit finden lassen, unter den Vorkämpfern und Förderern des Unterrichtswesens zu erscheinen. Er hielt zwei Vorträge ‚über die häusliche Erziehung der Armen' [1]). Natürlich war das Theater, worin dieselben gehalten wurden, ganz überfüllt, noch mehr als bei dem Vortrage, mit welchem Dr. Whewell den Cursus eröffnete. Die Zuhörer applaudirten Seiner Eminenz zu wiederholten Malen, ein Compliment, welches mindestens die zierliche Beredtsamkeit des Cardinals verdiente."

Die öffentlichen Reden und Vorträge des Cardinals führen uns zu seiner sonstigen schriftstellerischen Thätigkeit zurück. Für diese bildete, wie oben bereits bemerkt wurde, sein Aufenthalt in England in den Jahren 1835 und 36 eine Epoche. Während seines Aufenthaltes in Rom hatte sich Wiseman mit besonderer Vorliebe mit eigentlich gelehrten, namentlich mit biblischen Studien beschäftigt, und keine Neigung gezeigt, sich von diesen Studien zu trennen [2]). Im Verlaufe der Zeit aber, und namentlich während jenes Aufenthaltes in England, drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß er mit Rücksicht auf die kirchlichen Verhältnisse seines Vaterlandes seine Kräfte und Kenntnisse nützlicher verwenden könne, wenn er bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit mehr die Bedürfnisse der Gegenwart und einen größern Leserkreis in's Auge fasse. „Er entschloß sich damals," wie er selbst sagt [3]), „lange gepflegte und leidenschaftlich geliebte Studien mit den mancherlei Sorgen und den verschiedenartigen zerstreuenden Beschäftigungen zu vertauschen, welche mit der Leitung des theologischen Theiles der „Dublin Review" verbunden waren. Werke, deren Abfassung seit lange in Aussicht genommen und für welche das Material schon mit großem Fleiße gesammelt worden war, wurden aufgegeben, seit die Ereignisse und die Literatur der Gegenwart vorzugsweise seine Zeit und Aufmerksamkeit in

[1]) Eine deutsche Uebersetzung derselben gibt die erste Abtheilung dieses Bändchens.

[2]) Erinnerungen. S. 249.

[3]) Abhandl. über verschied. Gegenstände. I. Vorrede.

Anspruch nahmen." Diese neue Richtung, welche die schriftstellerische Thätigkeit Wiseman's damals erhielt, war er später um so mehr einzuhalten genöthigt, nachdem er zum Bischof ernannt und damit natürlich von selbst darauf angewiesen war, seine Kräfte zunächst den gegenwärtigen Bedürfnissen seiner katholischen Landsleute zu weihen.

Die Vorträge über die vorzüglichsten Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche waren der erste bedeutende Beitrag Wiseman's zur polemischen oder apologetischen Literatur der englischen Katholiken gegenüber den Angriffen ihrer protestantischen Landsleute. Die Bekämpfung der katholischen Lehre bewegt sich aber bei den englischen Protestanten vorzugsweise auf dem biblischen Gebiete, und die angeführten Vorträge, so wie eine Reihe von spätern Aufsätzen Wiseman's stellen sich die Aufgabe, entweder die Einwendung, die katholischen Lehren seien unbiblisch, zu entkräften, oder positiv nachzuweisen, daß die Bibel auf Seiten der katholischen und nicht auf Seiten der protestantischen Anschauungen steht. Letzteres ist namentlich die Aufgabe der vortrefflichen Aufsätze über die Parabeln, die Wunder und die Handlungen des Neuen Testamentes [1]). Seine frühern biblischen Studien waren für den Cardinal eine werthvolle Vorbereitung für diesen Theil seiner Aufgabe. — Mitunter hat sich außerdem der Cardinal veranlaßt gesehen, in Aufsätzen oder öffentlichen Vorträgen gegen falsche Auffassungen einzelner katholischer Lehren, Gebräuche und Einrichtungen, oder gegen unrichtige Beurtheilungen kirchlicher Maßregeln, Ereignisse und Zustände in die Schranken zu treten. Zu dieser Classe von literarischen Arbeiten gehören die oben bereits erwähnten Briefe an John Poynder, der Aufsatz über den Stuhl des heiligen Petrus [2]), die Vorträge über Concordate, die Aufsätze über das Lesen der heiligen Schrift in der Volkssprache, über die Agitation gegen die Frauenklöster, über die

[1]) Verm. Schriften. II. S. 44.
[2]) Verm. Schriften. III. S. 100.

Madiai'sche Angelegenheit, theilweise auch die Aufsätze über Spanien [1]) und über italienische Zustände [2]), und der Vortrag über die Hindernisse des sittlichen und politischen Fortschrittes [3]), den er als Entgegnung auf einen Vortrag Lord John Russell's über denselben Gegenstand hielt.

Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß die polemischen Schriften und Aufsätze des Cardinals auch hinsichtlich der Form als Muster bezeichnet werden können, daß er namentlich von dem Fehler sich vollkommen frei gehalten hat, welcher diese Literatur vielfach so unerquicklich macht, von Bitterkeit und Gereiztheit. „Es ist längst mein sehnlichster Wunsch gewesen," schreibt er im Jahre 1839 [4]), „die Discussionen über Controverspunkte von Härte im Ausdruck und von Bitterkeit befreit und entweder mit der ruhigen Würde, welche das Bewußtsein der Wahrheit einflößt, oder doch mit dem schlichten Ernste, welche in der Regel die Vertheidigung wissenschaftlicher Ansichten charakterisirt, geführt zu sehen. Bei meinen theologischen Vorträgen, bei der Darlegung des katholischen Dogma's auf der Kanzel und in Privatgesprächen habe ich immer schroffe Ausdrücke und alle Bitterkeit vermieden. Ich hatte mir dieses zur Regel gemacht, lange bevor ich als Controvers-Schriftsteller vor dem englischen Publicum auftrat. Diesen Ton habe ich natürlich auch in den Werken festgehalten, welche ich [1836] in London herausgegeben habe. Mit einer einzigen Ausnahme, wo ich einen auf ein Gewebe der handgreiflichsten Entstellungen meiner Aeußerungen gestützten persönlichen Angriff zurückweisen mußte, habe ich alle persönlichen Anspielungen vermieden und mich wohl gehütet, bei irgend Jemand, dessen Argumente ich bestreiten mußte, unwürdige Motive oder sittliche Verkehrtheit vorauszusetzen. Meine Grundsätze fallen in dieser Hinsicht zusammen mit denen, welche die ‚Dublin Review' in folgenden Worten ausspricht: Es

1) Verm. Schriften. I.
2) Verm. Schriften. III.
3) Es ist der erste Vortrag der ersten Abtheilung dieses Bändchens.
4) A Reply to Dr. Turton etc. P. 4.

ist stets unser Bestreben, religiöse Gegenstände mit gebührendem Ernst zu behandeln und unsern Gegnern mit Milde und darum auch mit Höflichkeit entgegenzutreten. Wir haben kein Verlangen danach, über die Menschen zu triumphiren, deren Grundsätze wir in Untersuchung ziehen; es sollte uns leid thun, wenn uns ein Wort entschlüpfte, welches sie verletzen könnte, und wir werden uns sogar bestreben, uns gegen die Eindrücke zu stählen, welche die Anspielungen, Ausdrücke und Anschuldigungen, die sich unsere Gegner mitunter erlauben, auf uns machen könnten." — Diesem Grundsatze ist der Cardinal in seinen polemischen Schriften unwandelbar treu geblieben: er schreibt immer, wie es sich für einen echten Gentleman und für einen christlichen Theologen und Bischof geziemt, wiewohl seine Gegner nicht selten einen ganz andern Ton anschlagen.[1])

Ganz besonders beschäftigte den Cardinal seit dem Jahre 1835 die puseyitische Bewegung, eine Bewegung, „welche von Oxford ausgehend, das ganze Gebiet der anglicanischen Kirche zu durchdringen und zu erschüttern bestimmt war, bis diese viele ihrer theuersten und begabtesten Söhne der katholischen Kirche zurückgeben mußte." Ein Besuch, den er im Jahre 1835 im englischen Colleg zu Rom von zwei der bedeutendsten und liebenswürdigsten Mitglieder der puseyitischen Partei erhielt, von dem zu früh verstorbenen Froude und von Dr. Newman, machte ihn zuerst mit dem Entstehen und den Fortschritten dieser großen religiösen Revolution bekannt, und sie nahm, wie er selbst berichtet[2]), von jenem Augenblicke an einen hervorragenden Platz in seinen Gedanken ein und wurde ein Gegenstand seines innigsten Interesses. Er war, als er in demselben Jahre nach England kam, „sehr erstaunt, als er fand, wie wenig Aufmerksamkeit dieselbe bisher unter den

[1]) Einen Beleg dazu bietet die Blumenlese von bittern Persönlichkeiten, welche der Cardinal in der angeführten Schrift S. 6 ff. aus den Streitschriften seiner Gegner gibt, und die würdige und feine Weise, wie er ihnen antwortet.

[2]) Abhandlungen über versch. Gegenst. II., S. 79.

Katholiken erregt hatte, obgleich viele der Tracts for the time, in welchen die Puseyiten ihre Ansichten am offensten aussprachen, bereits erschienen waren und Dr. Whately, der protestantische Erzbischof von Dublin, den Verfassern derselben schon ein „Tendimus in Latium“ gesungen hatte. Die Fortschritte der Bewegung zu überwachen, ihre Entwickelungen zu beobachten, ihre Richtung wo möglich zu leiten, sie sanft zur vollständigen Erreichung ihres ihr selbst unbewußten Zieles hinzuführen, und mehr noch gegen ihre Irrthümer zu kämpfen, vor ihren Gefahren zu warnen, gegen ihre neuen Angriffsarten Waffen bereit zu halten,“ das war eine der Aufgaben, zu deren Lösung die „Dublin Review“ gegründet wurde, und zur Lösung dieser Aufgabe beizutragen, war der Hauptgrund, welcher Dr. Wiseman bestimmte, die Leitung des theologischen Theiles der Zeitschrift zu übernehmen [1]).

Gleich im ersten Hefte der „Dublin Review“ erschien, wie oben erwähnt wurde, ein Aufsatz Dr. Wiseman's über die puseyitische Bewegung; diesem folgte in den Jahrgängen 1836 bis 1847 eine Reihe anderer, in welchen vor und nach die Unhaltbarkeit der einzelnen Positionen des Puseyitismus, immer im Anschluß an die neuesten Schriften der Mitglieder der Partei, nachgewiesen und namentlich der englischen Staatskirche jeder Anspruch auf apostolische Succession, sacramentale Gewalt und Gemeinschaft mit der katholischen Kirche mit schneidender Logik und umfassender Gelehrsamkeit abgesprochen wurde. Bei aller Entschiedenheit in dem Festhalten des strengkatholischen Standpunktes durchdrang aber diese Aufsätze eine Milde und ein Wohlwollen gegen die Personen, wie es nur die Ueberzeugung von der Aufrichtigkeit der Meinungen der Gegner und die Hoffnung einer endlichen Verständigung einflößen konnte. Der Cardinal blickt in der Vorrede zum zweiten Bande seiner „Abhandlungen über verschiedene Gegenstände,“ in welchem die Aufsätze über die puseyitische Bewegung gesammelt sind, mit gerechter Befriedigung auf diese Contro-

[1]) Vorrede zum 1. Bande der Abhandlungen über versch. Gegenst.

verse zurück. „Als der Tag der Vereinigung kam“, sagt er, „war auf keiner Seite etwas zu vergeben oder zu bereuen. Jeder hatte mit Ernst und vielleicht mit Heftigkeit geschrieben; aber es wurde die gegenseitige Achtung bewahrt und auf einer Seite, dafür kann ich einstehen, das innigste Interesse empfunden.“

Die Ausdauer, mit welcher Wiseman diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit widmete, ist um so mehr anzuerkennen, als er mit seiner hoffnungsvollen Ansicht von der puseyitischen Bewegung unter den englischen Katholiken wenigstens anfangs ziemlich allein stand. „Es ist jetzt nur noch wenig in Erinnerung,“ schreibt er im Jahre 1853 [1]), „wie kalt meine Ansichten aufgenommen wurden, wie wenig Unterstützung von Schriftstellern sie außerhalb der Spalten der ‚Dublin Review‘ fanden, wie systematisch sie von unserer periodischen Presse bekämpft wurden, wie von vielleicht mehr als Einem Priester Flugschriften mit Titeln wie ‚Sind die Puseyiten aufrichtig?‘ veröffentlicht wurden. Es ist ferner nicht bekannt, wie dem Vertheidiger hoffnungsvoller Ansichten Vorstellungen von Freunden gemacht wurden, die ihn als einen Enthusiasten oder vielmehr als einen Fanatiker behandelten, der für seine eigenen Füße eine Grube bitterer Enttäuschung grabe; wie sogar der gelehrteste unserer Geschichtschreiber ihm freundlich warnend schrieb, ihn an die eiteln Hoffnungen erinnerte, die zu den Zeiten Laud's und der Nonconformisten gehegt wurden und bitterer Enttäuschung Platz machten, und ihn fragte, was er in der gegenwärtigen Bewegung sehe, das ihm bessere Gründe zur Zuversicht gebe, als sie, wie die Erfahrung gezeigt, damals vorhanden waren. Sogar solche, denen gemäß ihrer Stellung die Beweise, welche ihn von einem hoffnungsvollen Erfolge überzeugten, nahe lagen, sahen sie in verschiedenem Lichte an und meinten, daß er ihre Wichtigkeit mindestens sehr überschätze.“

Die Erfahrung hat gezeigt, daß Wiseman's Auffassung die richtige war. In Folge der Oxforder Bewegung hat die

[1]) Abhandlungen über versch. Gegenstände II. Bd. Vorrede S. V.

anglicanische Kirche „viele ihrer theuersten und begabtesten Söhne der katholischen Kirche zurückgegeben"; nach einem Decennium konnte der Cardinal selbst die Waffen niederlegen und die Fortsetzung des Kampfes denjenigen überlassen, gegen welche er ihn bis dahin geführt hatte, welche aber jetzt auf seiner Seite standen, — Männern wie Newman, Capes, Thompson, Renouf, Wilberforce, Belany, Lewis, Allies und Northcote [1]). Die Aufsätze Wiseman's aber haben manche dieser Männer, wie sie selbst erklären, bei ihren Forschungen wesentlich gefördert. Namentlich erklärt Newman irgendwo, der Aufsatz Wiseman's über das Donatistische Schisma sei von dem größten Einfluß auf ihn gewesen. Auf die Einladung Wiseman's, der damals Präsident des Collegs zu Oscott war, kamen Newman und seine Freunde nach ihrem Rücktritt zur katholischen Kirche nach dem nahen Maryvale, wo sie zusammen wohnten und unter Wiseman's Leitung ihre Studien fortsetzten. Jede Woche sah man damals den berühmten Oxforder Gelehrten zwischen den jungen Studenten an Wiseman's Beichtstuhl knieen. Im Herbst 1846 ging Newman mit seinem Freunde St. John nach Rom, blieb aber in Correspondenz mit Wiseman, und wurde nach seiner Rückkehr in das Vaterland sein tüchtigster Mitarbeiter auf dem Felde der katholischen Literatur.

Die literarische Thätigkeit Wiseman's, namentlich seine Betheiligung an der „Dublin Review" beschränkte sich aber keineswegs auf diese apologetischen Arbeiten. Zur Zeit der Gründung dieser Zeitschrift, sagt er selbst [1]), „hatten die Katholiken angefangen, sich von der Betäubung zu erholen, welche die Glieder, die ihrer Fesseln eben ledig geworden sind, noch eine Zeit lang befangen zu halten pflegt. Zeichen eines regern Lebens zeigten sich: es entstanden Gemeinden, die Schulen mehrten sich, es wurden neue Missionen eröffnet, Kirchen von bisher ungekannter Größe und Pracht wurden begonnen, und

[1]) Abhandlungen über versch. Gegenst. II. Vorrede S. VIII.
[2]) Abhandlungen 2c. I. Vorrede S. VI.

das Volk zeigte offenbar ein größeres Interesse an unserer Religion und eine größere Geneigtheit, ihre Lehren zu hören und gerecht zu beurtheilen. Es schien also der günstige Augenblick gekommen, neue Saiten aufzuziehen und den zwar schlummernden, aber leicht zu weckenden Geist zu erregen. Die katholische Kirche in ihrer vollen Entwickelung, mit der Erhabenheit ihres Ritus, mit der Schönheit ihres Cultus, mit der Manchfaltigkeit ihrer Einrichtungen mußte Vielen näher bekannt gemacht werden, die sie nie anders gesehen, als in dem Zustande, in den sie durch eine drei Jahrhunderte andauernde Verfolgung herabgedrückt worden war."

Diesem Zwecke sind außer einer ältern Schrift über die Feier der Charwoche in den päpstlichen Kapellen [1]) die meisten Aufsätze der „Dublin Review," welche im dritten Bande der Abhandlungen über verschiedene Gegenstände gesammelt sind, gewidmet, namentlich die schönen Aufsätze über die Gebete der Kirche und über einige Ceremonien und Andachtsübungen der katholischen Kirche, über National-Festtage, über christliche Kunst u. s. w. [2]).

Neben diesen Gegenständen theologischer oder religiöser Natur hat aber der Cardinal in Vorträgen und Aufsätzen noch manche andere Gegenstände behandelt. Er hat damit Beweise von der staunenswerthen Manchfaltigkeit seiner Kenntnisse, und zugleich, da die meisten dieser Arbeiten nicht bloß für Gelehrte geschrieben sind, von der nicht minder Bewunderung verdienenden Geschicklichkeit gegeben, einen anscheinend trockenen oder nur für den Gelehrten interessanten Gegenstand durch klare Auffassung und geistreiche Behandlung auch für größere Kreise anziehend und nutzbringend zu machen. Um die Ausdehnung des Gebietes, auf welchem der Cardinal sich bewegt, zu ver-

[1]) Four Lectures on the offices and ceremonies of holy week, as performed in the Papal Chapels, delivered in Rome in the Lent of 1837. (Mit einem Titelbilde, welches Overbeck für das Buch gezeichnet hatte.) Deutsch: Vorträge über die in der päpstlichen Kapelle übliche Liturgie der stillen Woche. Augsb. 1840.

[2]) Verm. Schriften 1—3. Abth.

anschaulichen, wird es genügen, hier die Titel einiger seiner Aufsätze und (leider großentheils ungedruckten) Vorträge von der bezeichneten Art anzuführen: „Papst Bonifaz VIII., — die heilige Elisabeth von Ungarn — über das im Jahre 1166 zu Constantinopel gehaltene Concil, — über die Schriften des heiligen Ephräm, — über die altchristliche Inschrift von Autun, — das römische Forum, — spanische und englische Nationalkunst, — englische Reisebeschreibungen und Reisehandbücher über Italien, — italienische Gesticulation, — altitalienische Akademien, — über Sanitätswesen [1]), — über den Sinn für Naturschönheit bei den Alten und bei den Neuern, — die Blüthe der Wissenschaften unter dem Einfluß der katholischen Religion [2]), — über den Vatican, — über Leute mit auffallend starkem Gedächtniß, — über den Einfluß der Worte auf die Gedanken und auf die Civilisation, — die Wege des friedlichen Verkehrs, zugleich die Wege der Künste, — das alte und das neue Rom, — über die neuen Ausgrabungen auf dem Aventinus, — über literarische Betrügereien" u. s. w.

Wie oben bereits angedeutet wurde, hat sich der Cardinal sogar auf dem Felde der Poesie versucht. Seine Hymne auf den Papst und das Festgedicht für das Jubiläum des Collegs zu Ushaw haben verdienten Beifall gefunden; das bei derselben Gelegenheit gedichtete religiöse Drama wird demnächst veröffentlicht werden und, nach den in englischen Zeitschriften mitgetheilten Proben zu urtheilen, dem Cardinal auch unter den katholischen Dichtern unseres Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz sichern, — wenn es dazu noch der Verse bedarf für den Verfasser der „Fabiola."

Es genügt, den Namen dieses Werkchens zu nennen; einer Charakteristik desselben und einer Schilderung der Verdienste, die sich der Cardinal dadurch erworben hat, bedarf es nicht,

[1]) Die bis hierher genannten Aufsätze stehen im dritten Bande der Abhandlungen über verschiedene Gegenstände.

[2]) Diese beiden Vorträge sind in der 3. Abth. der Verm. Schriften enthalten.

nachdem das in jeder Hinsicht meisterhafte Werk in vielen Tausenden von Exemplaren und in mindestens fünf Sprachen über einen großen Theil von Europa und Nord-America verbreitet ist.

Von dem letzten Werke des Cardinals, von den „Erinnerungen an die letzten vier Päpste" war wiederholt in dieser Skizze die Rede. Eine übergroße Bescheidenheit und Zurückhaltung hat den Verfasser veranlaßt, nur bruchstückweise seine persönlichen Erinnerungen aus der Zeit seines Aufenthaltes in Rom mitzutheilen; aber auch so wie das Buch ist, entwirft es ein anziehendes Bild von vier Päpsten und mehrern großen und interessanten Männern ihrer Zeit [1]) und von dem römischen Leben überhaupt.

Eine schöne Zusammenfassung der Verdienste Cardinal Wiseman's findet sich in einem im Jahre 1855 veröffentlichten Vortrage von Frederick Oakeley, einem Oxforder Convertiten, über die letzten zehn Jahre der englischen Kirche. Er sagt: „So hoch man auch die Dienste, welche Cardinal Wiseman der Kirche leistet, schon gegenwärtig anschlagen mag, es muß dem zukünftigen Geschichtschreiber überlassen bleiben, ihren wahren Einfluß nachzuweisen und ihren wahren Umfang zu bestimmen. Daß Gott einen Mann, den die Gewandtheit seines Geistes und die Manchfaltigkeit seiner Begabung so eigenthümlich befähigt, die nationalen und die katholischen Elemente der Stärke, die er vorfand, in harmonischer und wirksamer Einheit zu verschmelzen — daß Gott einen solchen Mann in unsern Zeiten erweckt hat, in unserm Lande wirken läßt und zur Befestigung unserer Kirche erhält: das dürfen wir als einen sprechenden Beweis der göttlichen Huld gegen uns und als ein bemerkenswerthes Beispiel jener Weisheit ansehen, welche in allen Perioden der Geschichte der Kirche immer die geeigneten Werkzeuge zur Vollbringung dessen, was gerade geschehen mußte, zu finden

[1]) Als eine kleine Ergänzung der Erinnerungen können die biographischen Skizzen der Cardinäle Fornari, Mezzofanti und Fransoni (Verm. Schr. 2. Abth. S. 366. u. 3. Abth. 199, 222) angesehen werden.

gewußt hat. Ob ich Recht habe oder mich irre, wenn ich glaube, daß der Fehler, an welchem unser Katholicismus litt und theilweise noch leidet, eine gewisse Kleinmüthigkeit ist, — die Charakter-Eigenschaft, von welcher der große Philosoph des heidnischen Alterthums [1]) sagt, sie sei die Eigenschaft derjenigen, welche, ‚großer Dinge würdig, ihre Ansprüche unterschätzen', — das müssen Sie besser beurtheilen können, als ich, der ich noch nicht so lange mit den kirchlichen Verhältnissen bekannt bin. Aber das sage ich ohne Bedenken: wenn in den Schriften, Vorträgen und Handlungen Cardinal Wiseman's eine Tendenz deutlicher hervortritt, als andere, so ist es das Bestreben, dem Geiste der englischen Katholiken das, was ich als echte kirchliche Hochherzigkeit bezeichnen möchte, einzuflößen, mit andern Worten: sie zur rechten Würdigung unserer Ansprüche anzuleiten, welche die Grundlage alles kräftigen Handelns bildet. Sehen Sie selbst, ob nicht die Thatsachen meine Auffassung bestätigen. Was anders bezweckten seine Vorträge in Moorfields, durch welche der Cardinal, damals noch ein junger Mann, der literarischen Welt im katholischen England zuerst bekannt wurde, als seinen Zuhörern die Größe der katholischen Kirche zur Anschauung zu bringen? was anders seine römischen Vorträge über die heilige Woche, als die Macht der Kirche zur Darstellung des großen Geheimnisses des Evangeliums zu zeigen? was anders seine Aufsätze in der ‚Dublin Review', als die Ansprüche der Usurpatorin, welche ein sittenloser Monarch auf den Thron der alten und legitimen englischen Kirche gesetzt hat, in ihrer Nichtigkeit nachzuweisen, oder der magern Liturgie und dem ärmlichen Cultus der neuen Religion die Majestät des katholischen Gottesdienstes und den Reichthum und die Manchfaltigkeit katholischer Andachtsübungen gegenüber zu stellen? Was anders ist ferner der Zweck jedes öffentlichen Actes seiner ereignißreichen bischöflichen Amtsführung, und namentlich des merkwürdigsten Actes derselben, der Einführung der Hierarchie gewesen, als der englischen

[1]) Aristoteles, Ethik 4, 8.

Kirche wieder eine feste Verfassung zu geben, sie, soviel als möglich, auch in ihrer äußern Erscheinung wieder zu dem zu machen, was sie in Wahrheit immer gewesen ist, die Fortsetzung der Kirche des heiligen Augustinus und des heiligen Thomas von Canterbury, mit der großen Kirche des Festlandes verbunden durch gleichen Rang und gleiche Rechte, und mit dem apostolischen Stuhle dadurch, daß sie von ihm ihre Verfassung, wie früher die Ueberlieferung des Glaubens, erhalten hat?"

Ueber die schriftstellerischen Leistungen des Cardinals insbesondere spricht sich einer der geistvollsten katholischen Schriftsteller und — was hier besonders Erwähnung verdient, — einer der strengsten und unerbittlichsten Kritiker der Gegenwart, Dr. Brownson, folgendermaßen aus: „Cardinal Wiseman ist einer der ersten Gelehrten und einer der größten Männer unserer Zeit. Er hat mehr für die Sache einer echten katholischen Literatur und Gelehrsamkeit gethan, als irgend ein anderer englischer Schriftsteller. Sein Name war einer der ersten unter den katholischen Schriftstellern, die ich achten lernte, und seit meiner Bekehrung ist meine Bewunderung seiner umfassenden Gelehrsamkeit, seiner manchfaltigen Talente, seines glänzenden Geistes und seiner unermüdlichen und erfolgreichen Thätigkeit von Tag zu Tage gestiegen. Das katholische England und America sind tief in seiner Schuld und werden, wenn er längst hingegangen sein wird, um seinen Lohn zu empfangen, Grund haben, seiner zu gedenken mit innigem Danke gegen den allmächtigen Gott, daß Er ihnen solch einen Mann in ihrem Zustande der Erniedrigung gegeben und ihn zu einem Hauptwerkzeuge gemacht hat, sie zu erheben und selbst ihren Feinden Achtung abzunöthigen."

Möge Gott Seiner heiligen Kirche und der Wissenschaft noch lange diese Zierde erhalten!

Kirche wieder eine feste Verfassung zu geben, sie, soviel als möglich, auch in ihrer äußern Erscheinung wieder zu dem zu machen, was sie in Wahrheit immer gewesen ist, die Fortsetzung der Kirche des heiligen Augustinus und des heiligen Thomas von Canterbury, mit der großen Kirche des Festlandes verbunden durch gleichen Rang und gleiche Rechte, und mit dem apostolischen Stuhle dadurch, daß sie von ihm ihre Verfassung, wie früher die Ueberlieferung des Glaubens, erhalten hat?"

Ueber die schriftstellerischen Leistungen des Cardinals insbesondere spricht sich einer der geistvollsten katholischen Schriftsteller und — was hier besondere Erwähnung verdient, — einer der ehrlichsten und unerschrockensten Kritiker der Gegenwart, Dr. Brownson, folgendermaßen aus: „Cardinal Wiseman ist einer der ersten Gelehrten und einer der größten Männer unserer Zeit. Er hat mehr für die Sache einer echten katholischen Literatur und Gelehrsamkeit gethan, als irgend ein anderer englischer Schriftsteller. Sein Name war einer der ersten unter den katholischen Schriftstellern, die ich näher lernte; und seit meiner Bekehrung ist meine Bewunderung seiner umfassenden Gelehrsamkeit, seiner mannichfaltigen Talente, seines glänzenden Geistes und seiner unermüdlichen und erfolgreichen Thätigkeit von Tag zu Tage gestiegen. Das katholische England und America sind tief in seiner Schuld und werden, wenn er längst hingegangen sein wird, um seinen Lohn zu empfangen, Grund haben, seiner zu gedenken mit innigem Danke gegen den allmächtigen Gott, daß Er ihnen solch einen Mann in ihrem Zustande der Erniedrigung gegeben und ihn zu einem Hauptwerkzeuge gemacht hat, sie zu erheben und selbst ihren Feinden Achtung abzunöthigen."

Möge Gott Seiner heiligen Kirche und der Wissenschaft noch lange diese Zierde erhalten!

Erste Abtheilung.

Reden und Vorträge

aus den Jahren 1853 bis 1856.

I.

Ueber die Aufgabe eines Einleitungs-Vortrages

mit Rücksicht auf

Lord John Russell's Vortrag

über die Hindernisse des sittlichen und politischen Fortschrittes [1]).

Eine der schwierigsten Aufgaben für einen Redner ist die, einen Einleitungs-Vortrag zu halten. Man setzt dabei von ihm voraus, er stehe auf einem erhöhten Standpunkte und habe den ganzen Cyclus der zu haltenden Vorträge vor sich liegen; er kenne den Gegenstand jedes einzelnen derselben und den Zusammenhang aller mit einander, und er müsse mehr oder weniger den Zweck und die Aufgabe aller im Auge behalten. Sein Vortrag soll die Vorrede zu allem sein, was später gesagt werden wird. Wenn nun der Cyclus von Vorträgen, welche Ihnen hier geboten werden, einen zusammenhangenden Stoff zum Gegenstande hätte, wenn ich wüßte, daß hier fünf oder zehn Vorträge über einen bestimmten Zweig der Wissenschaft, Literatur oder Kunst gehalten werden sollten, so wäre das Princip derselben leicht zu erkennen, und es wäre nicht schwer, im Voraus zu vermuthen, was Ihnen vorgetragen werden würde. Ich könnte dann von vornherein Ihnen den ganzen Plan vorlegen, welcher eingehalten werden sollte, und Sie so auf die Einzelheiten vorbereiten.

[1]) Der nicht ganz bezeichnende Titel dieses Vortrages erklärt sich aus der Veranlassung desselben. Lord John Russell hatte gegen Ende des Jahres 1855 eine Reihe von Vorträgen, welche im Laufe des Winters von verschiedenen angesehenen Personen für einen Verein junger Männer in Exeter-Hall gehalten wurden, mit dem oben angeführten für die Katholiken verletzenden Einleitungs-Vortrage eröffnet. Bald nachher wurde der Cardinal ersucht, eine Reihe von Vorträgen, welche für einen Verein von katholischen jungen Männern gehalten werden sollten, zu eröffnen. Er benutzte diese Gelegenheit, Lord John Russell's Vortrag zu beantworten. D. Uebers.

Aber ich bemerkte eben, ein Einleitungs-Vortrag müsse einer Vorrede ähnlich sein. Denjenigen nun, welche wissen, wie man Bücher schreibt, ist es bekannt, daß die Vorrede zuletzt geschrieben wird. Der Verfasser hat oft sein Buch schon ganz niedergeschrieben und druckfertig gemacht, ja, schon in die Druckerei gegeben, und es kommt schon ein Bogen nach dem andern aus der Presse, ehe er noch weiß, was er in der Vorrede sagen will; vielleicht erkennt er erst beim nochmaligen Durchlesen der Bogen, was er wohl am zweckmäßigsten seinen Lesern mittheile, ehe sie das Buch selbst zu lesen beginnen. Dann erst schreibt er die Vorbemerkungen nieder, welche dazu dienen sollen, seine Leser zu einer günstigen Beurtheilung dessen, was er ihnen vorlegt, zu stimmen und es ihnen zu erleichtern, seinem Gedankengange zu folgen. Er entschuldigt darin vielleicht die Mängel seines Buches, welches er schon vor der Vorrede vollendet hat; und macht auf die Vorzüge desselben aufmerksam.

Ich bin nun leider nicht in der Lage, dieses thuen zu können. Wenn ich das Verzeichniß der hier zu haltenden Vorträge durchsehe, welches mir erst vor wenigen Tagen eingehändigt worden ist, so weiß ich nicht, was ich zur Einleitung in dieselben anders sagen könnte, als daß ich für den guten Willen und die Fähigkeit der Redner und für die Vortrefflichkeit dessen, was sie vortragen werden, einstehen kann. Sonst kann ich Ihnen über das, was Sie hier hören werden, nichts anderes sagen, als daß es sicher belehrend und interessant sein wird.

Ferner kann der Einleitungs-Vortrag auch wohl mit dem Prolog eines Drama's verglichen werden, welches aus mehrern Acten besteht und dessen Anfang oft dunkel ist, so daß die Zuhörer oder Leser nicht gleich wissen können, worauf die Sache hinaus will und welches der Charakter der einzelnen handelnden Personen ist, und daß sie einige Zeit über diese Punkte sich keine hinlänglich klare Vorstellung machen können, um an der verwickelten Fabel des Stückes Interesse zu finden.

Darum tritt denn eine Person, welche vielleicht irgendwie mit dem Stücke selbst in Verbindung steht, vorher auf und sucht die Zuhörer über den Inhalt und die Moral des Stückes zu orientiren. Die Alten thaten dies in einer ganz einfachen Weise, aber in einer Weise, welche zeigt, wie großen Werth sie auf dergleichen Vorerinnerungen legten. In einer der Komödieen des Plautus z. B. sagt derjenige, welcher den Prolog spricht, wer er selbst sei und wer die andern handelnden Personen seien: „Ich heiße Mercurius; diese Stadt ist Theben; in diesem Hause wohnt Amphitruo, der Gemahl der Alkmene, der Tochter der Elektra.“ In dieser Weise erhalten wir eine Anzahl einfacher aber nützlicher Notizen. Mitunter war der Prolog ausführlicher, z. B. „In Syracus lebte ein alter Kaufmann, welcher zwei Söhne hatte. Es waren Zwillinge und sie sahen einander so ähnlich, daß selbst ihre Mutter sie nicht von einander unterscheiden konnte. So hat mir kürzlich Jemand berichtet, der sie als Knaben gekannt hat, denn selbst habe ich sie nie gesehen. .... Der eine dieser Zwillinge nun, welcher zu Syracus wohnt, ist mit seinem Diener nach Epidamnus gekommen, um seinen Zwillingsbruder aufzusuchen. Diese Stadt ist Epidamnus, so lange dieses Stück dauert; wenn ein anderes aufgeführt wird, wird sie zu einer andern Stadt.“ In dieser Weise wurde in alten Zeiten die Aufführung eines Drama's eingeleitet. Die ganze Fabel desselben wurde im Voraus ganz naiv den Zuhörern erzählt, so daß diese vorher erfuhren, was für eine Unterhaltung sie zu erwarten hätten.

Oder wenn ich noch eine andere Vergleichung wählen darf, um die Schwierigkeit meiner Aufgabe noch besser zu beweisen, so kann ich sagen, ein Einleitungs-Vortrag stehe zu der Reihe der folgenden Vorträge in demselben Verhältnisse, wie eine Ouverture zu einer umfangreichen und manchfaltigen musikalischen Composition in großem Stile, z. B. zu einem Oratorium. Ich war einmal bei einer sehr interessanten musikalischen Aufführung zugegen, welche, wie das in andern Ländern öfter geschieht, die Zöglinge eines Instituts zu Rom veranstaltet hatten.

Einer meiner Freunde, welcher einen bessern Begriff von der Aufgabe, als von der Beschaffenheit einer Ouverture hatte, hörte, als die Musiker ihre Instrumente stimmten und dabei schreckliche Mißtöne hervorbrachten, erst einige Zeit aufmerksam zu und wandte sich dann an seinen Nachbar, der neben mir saß, mit den Worten: „Ich kann nicht sagen, daß mir diese Ouverture sonderlich gefällt.“ Die Antwort war: „Ei, sie stimmen ja nur ihre Instrumente.“ Worauf Jener erwiderte: „Das mag sein, aber man kann danach schon beurtheilen, was es geben wird.“ — Aber um im Ernste zu reden: wenn wir hören, wie eine Ouverture mit kriegerischen Klängen und in dem majestätischen Tempo eines Marsches, mit den Tönen von Trompeten, Trommeln und andern militärischen Instrumenten beginnt, so wissen wir, daß wir ein kriegerisches und heroisches Musikstück zu hören bekommen sollen. Wenn dagegen die Ouverture in einem leichtern Tempo und mit lieblichern Melodieen beginnt, so erwarten wir eher etwas Romantisches und Zartes. In der Regel werden aber einige der Haupt-Arien des Stückes wie leichte Skizzen sich mit diesen manchfaltigen Harmonieen verweben, wie ein unbestimmtes Echo der später klar und bestimmt vorzutragenden Töne. Die Gestalten der Melodieen gehen in Schatten an uns vorüber, wie die Könige im Macbeth, um später zu Wirklichkeiten zu werden, die das Gemüth ergreifen, welches sie zuvor empfänglich gemacht haben. Zarte und kleine Knospen, die sich später zu vollständigen, den Duft lieblicher Harmonieen aushauchenden Blumen entfalten werden, sind schon da und beginnen sich zu entwickeln. Oder die kostbarsten Edelsteine des Gesanges werden hier in goldene Einfassungen gefaßt; oder wir haben etwas wie zarte Gewebe, welche die Natur schafft, um sie dann mit prächtigen Farben zu bekleiden. In dieser Weise wird eine große musikalische Composition eingeleitet. Wie aber den Prolog nur der schreiben kann, welcher das ganze Drama schon durchgelesen hat und alle Theile desselben genau kennt, so kann auch eine Ouverture nur ein Meister

componiren, welcher schon all die schönen Motive, die später ausgeführt werden und all die manchfaltigen Harmonieen, welche die Zuhörer Stunden lang entzücken sollen, im Kopfe hat und gleichsam in den Ohren klingen hört. Ich kann mir nicht die Geschicklichkeit und die Gewandtheit beilegen, Sie in dieser Weise zu fesseln, und bin nicht im Stande, diesen Vortrag zu einem eigentlichen Einleitungs-Vortrage der Art zu machen, daß Sie dadurch für die manchfaltige Belehrung und Unterhaltung besser vorbereitet werden, welche Ihnen durch andere Redner von dieser Stelle aus geboten werden wird.

Ich wollte von der Beschaffenheit eines Einleitungs-Vortrages sprechen, und alles, was ich gesagt habe, ist zum Mindesten geeignet, Ihnen zu zeigen, daß mein Einleitungs-Vortrag wenigstens positiv seinen Zweck nicht erfüllen kann. Ich muß mich also an die negative Auffassung halten und versuchen, Ihnen zu zeigen, wie ein Einleitungs-Vortrag n i c h t beschaffen sein sollte. Auch dieser Theil des Gegenstandes, welcher uns die noch übrige Zeit beschäftigen wird, bedarf aber einer kurzen Vorrede oder Einleitung.

Ich beginne also mit dem Satze: ein Vortrag dieser Art dürfe nicht so beschaffen sein, daß er irgendwie den Verstand oder das Herz irreführt, er müsse sich vielmehr so an Herz und Verstand wenden, daß beide dadurch eher gewinnen, als Schaden nehmen.

Ich bin nun hierher gekommen, um S i e anzureden, die Mitglieder des Jünglings-Vereins von St. James. Alle andern, die heute Abend hier zugegen sind, müssen sich als Ihre Gäste ansehen und mir erlauben, Sie und Ihr Bestes vorzugsweise in's Auge zu fassen. Sollte daher der Gegenstand, den ich behandeln werde, wichtiger und anziehender für Sie sein, als für Andere, so dürfen die übrigen Zuhörer es mir nicht verargen, wenn ich mich genau an den Zweck halte, um dessen willen ich ersucht worden bin, diese Reihe von Vorträgen zu eröffnen, und wenn ich also an diejenigen mich wende, für

welche dieser Verein gegründet worden ist und zu deren Belehrung diese Vorträge gehalten werden sollen.

Es gibt, so viel ich weiß, in unserer Hauptstadt nur zwei Jünglings-Vereine. Der andere ist ausgedehnter und hat berühmtere Namen aufzuweisen; er kommt in einem Locale zusammen, welches eigentlich nur dann ansprechend ist, wenn seine dumpfe Atmosphäre durch den Genius Händel's oder Mozart's aufgeheitert wird [1]). Wenn Sie das Verzeichniß der Männer durchsehen, welche zu jenem Vereine reden sollen oder demselben als Mitglieder angehören, so werden Sie leicht erkennen, daß der Geist, welcher sie beseelt, und daß die Grundsätze, zu welchen sie sich bekennen, nicht nur sehr verschieden sind von den Grundsätzen, welche wir hier einzuprägen gedenken, sondern in geradem Gegensatze zu denselben stehen. Ich brauche Sie, um Ihnen dieses unwidersprechlich zu beweisen, nicht einmal aufzufordern, das Verzeichniß der Vorträge durchzusehen, welche dort gehalten worden sind oder gehalten werden sollen; ich brauche Sie nur auf die Worte hinzuweisen, in welchen jener Verein vor einigen Tagen sich herausgenommen hat, einen katholischen Fürsten anzureden, welcher der Gast unserer gnädigen Königin war [2]), und Sie werden gleich erkennen, daß derselbe es sich zum höchsten Ruhme rechnet, alles niederzureißen, was wir uns hier eifrig bestreben aufzubauen. Vor diesem Vereine wurde vor Kurzem, wie jetzt vor Ihnen, ein Einleitungs-Vortrag gehalten, und zwar von einem Manne, welcher eine hohe Stellung in der Gesellschaft einnimmt und das höchste Amt bekleidet hat, welches die Krone einem Unterthanen übertragen kann, von einem Manne, welcher bei vielen Gelegenheiten sich als talentvollen Schriftsteller und als großen Redner gezeigt hat. Wenn ein solcher Mann bei einer solchen Gelegenheit auf einem solchen Felde zuerst auftritt, so ist das gewiß als eine kräftige Unterstützung derjenigen an-

[1]) Exeter-Hall, wo große Concerte, aber auch namentlich die großen protestantischen Meetings gehalten werden. D. Uebers.

[2]) Dem Könige von Sardinien wurde bei seiner Anwesenheit in London eine sehr tactlose Adresse dieses Vereins überreicht. D. Uebers.

zusehen, als deren Mitarbeiter er sich damit zeigte, und als eine große Ermunterung für diejenigen, zu denen er redete. Ein solches Auftreten war für sie gewiß eine große Ehre und Auszeichnung. Dieser Mann hat sich zudem bei allen Gelegenheiten als Vorkämpfer der bürgerlichen und religiösen Freiheit gerirt, wiewohl er das Unglück gehabt hat, der Einzige im Vereinigten Königreiche zu sein, welcher ein Strafgesetz gegen eine christliche Confession im Parlamente in Vorschlag gebracht hat.

Viele von Ihnen kennen wahrscheinlich das Thema seines Vortrages; es ist ein sehr interessantes und anziehendes Thema: „Ueber die Hindernisse des sittlichen und politischen Fortschrittes.“ Es ist ganz natürlich, wenn man gern hören möchte, was ein Mann, der ein Meister ist in der Staatswissenschaft, über einen solchen Gegenstand zu sagen hat. Sie haben auch wahrscheinlich etwas von dem Inhalte seines Vortrages erfahren. Sein Zweck war, jenen jungen Leuten, welche seit Jahren als Anhänger der ultra-antikatholischen Partei bekannt sind, und von welchen man weiß, daß sie die stärkste Antipathie gegen die Katholiken hegen oder sich beständig haben einflößen lassen, — sein Zweck war, sage ich, solchen jungen Leuten die Wahrheit einzuprägen, daß nichts den sittlichen und politischen Fortschritt mehr aufhalten könne, als Religionshaß, Verfolgung und bittere Religionszänkerei. Was kann verlockender sein, als solche Grundsätze von einem Manne entwickelt zu lesen, welcher so sehr geeignet ist, dieselben gründlich zu erhärten? Aber statt Sie aufzufordern, sich dort Belehrung über diesen Punkt zu verschaffen, fühle ich mich hier, wo ich eine ähnliche Stellung einnehme, wie jener Redner, verpflichtet, Sie davor zu warnen und Ihnen zu sagen, daß Sie dort nichts finden können, was geeignet wäre, ihr Urtheil recht zu leiten und ihr Herz milde zu stimmen. Ich sehe in jenem Vortrage ein nur zu passendes Beispiel zur Erläuterung der negativen Seite meines Thema's, — Ihnen zu zeigen, wie ein Einleitungs-Vortrag nicht beschaffen sein, daß er namentlich

nicht den Verstand junger Leute irreführen dürfe. Mit den hellen Augen und der offenen Stirn der Aufrichtigkeit sollte ein solcher Mann vor eine Schaar von vertrauensvollen Jünglingen hintreten, die er auf dem Pfade der Wissenschaft führen will, als auf einem Wege zur Weisheit und Tugend; das Verheimlichen der einen Hälfte der Thatsachen bei einer großen geschichtlichen Frage, das Verschweigen dessen, was die andere Hälfte aufwiegen und vollständig neutralisiren würde, ist schon ein Irreführen. Ich halte mich darum für verpflichtet, Sie vor einer solchen Irreleitung zu warnen.

Ich will ganz offen und aufrichtig, ohne Aufregung und Leidenschaftlichkeit reden und darum manche Punkte von untergeordneter Bedeutung, die ich tadeln könnte, übergehen. So schrieb der Redner z. B. die große Ausgabe von Newton's Principia den Jesuiten zu und sprach von den Herausgebern des Werkes als von zwei der gelehrtesten Mitgliedern jener Gesellschaft. In dem gedruckten Vortrage ist dieser Irrthum verbessert, falls man es eine Verbesserung nennen darf, wenn ein Irrthum an die Stelle des andern gesetzt wird. Der Redner konnte den Titel des Werkes nicht ansehen, ohne zu erkennen, daß die Herausgeber keine Jesuiten seien: perpetuis commentariis illustrata communi studio PP. Thomae Le Seur et Francisci Jacqueir ex Gallicana Minimorum Familia. Er nennt sie also nicht mehr Jesuiten, sondern zwei Mitglieder aus dem Orden des heiligen Franciscus, der sogenannten Minimi. Aber der Orden der Minimi ist nicht von dem Heiligen gegründet worden, welcher einfach als der heilige Franciscus bezeichnet wird. Die Mitglieder seines Ordens heißen Franciscaner; aber fast dreihundert Jahre nach seinem Tode — er starb 1226 — gründete der heilige Franciscus von Paula, der 1508 starb, den Orden der sogenannten Minimi. — Das sind freilich nur literarische Mängel; aber sie sollten in einem derartigen Aufsatze nicht vorkommen, und nachdem ein Fehler mit untergelaufen war, hätte er wenigstens sorgfältiger verbessert werden müssen.

Ich habe es hier aber mit Irrthümern zu thun, welche den Geist mit Vorurtheilen erfüllen, welche zu falschen Meinungen und Ansichten führen müssen. Um zu beweisen, daß Verfolgung oder Unterdrückung um der Religion willen eins der größten Hindernisse des sittlichen und politischen Fortschrittes sei, führt der edele Redner vier Beispiele an. Das erste ist die Verfolgung der Christen in den ersten Jahrhunderten durch die heidnischen Kaiser; und wir müssen Alle zugeben, daß nichts Grausameres und Ungerechteres gedacht werden kann, als diese Verfolgung. Man wird Allem zustimmen müssen, was der edele Lord über die Standhaftigkeit und den Starkmuth der Apostel und Martyrer sagt, welche ihr Leben für Den dahin gaben, der zuvor Sein Leben für sie dahin gegeben. Aber welcher Schluß ist aus diesem Theile der Geschichte zu ziehen? Ich will anführen, was in dem Vortrage des edeln Lords daraus gefolgert wird. „Ich brauche Ihnen nicht zu erzählen, sagt er, welche schreckliche Martern, welche grausame Metzeleien dieses Princip der Verfolgung nach sich zog. Statt den öffentlichen Frieden zu erhalten, hatte das System der Bestrafung der Christen Unruhen im Reiche zur Folge, und weit entfernt, seinen Zweck zu erreichen, führte es endlich zur festen Begründung des Christenthums." Daraus würde also zu schließen sein, daß die feste Begründung des Christenthums die Folge eines Hindernisses des sittlichen und politischen Fortschrittes gewesen sei. Ich gebe natürlich zu, daß die Verfolgung grausam war und daß das römische Reich dadurch geschwächt wurde; aber wenn der edele Lord uns versichert, die Folge dieser Verfolgung sei die feste Begründung des Christenthums gewesen, und wenn er dann die Verfolgung als ein Hinderniß des sittlichen und politischen Fortschrittes bezeichnet, so muß ich schließen, daß er die Bekehrung des heidnischen Reiches zum Christenthum als ein Rückschreiten desselben in der Sittlichkeit und Politik ansieht. Hätte er gefolgert, die Verfolgung verfehle ihren Zweck und führe zum Gegentheil des beab-

sichtigten Resultates, so wäre die Folgerung richtig gewesen. Aber in diesem Falle legte die Verfolgung, indem sie eben zu diesem nicht beabsichtigten Resultate führte, den einzigen wahren Grund zum sittlichen und politischen Fortschritt.

Urtheilen Sie aber ferner selbst, ob es möglich ist, junge Leute die Unterdrückung der christlichen Religion unter einem niedrigern Gesichtspunkte betrachten zu lehren, als wenn man dieselbe als eine reine Frage der Staatsklugheit behandelt. Diese Verfolgungen sind unter einem viel erhabeneren Gesichtspunkte zu betrachten, welcher hier, ich weiß nicht warum, ganz außer Acht gelassen worden ist. Der edele Lord sagt von den Aposteln, sie hätten sich für berechtigt gehalten zu reden, wie Gott es ihnen eingegeben, trotz allen Strafen. Kurz vorher hatte er seine Zuhörer in's Lachen gebracht, indem er einen Ausspruch Dr. Johnson's citirte, des Inhalts, daß die, welche die Macht in Händen hätten, ein Recht zu verfolgen, und diejenigen, welche verfolgt würden, ein Recht zu leiden hätten. Ueber den ersten Theil des Satzes ist nichts zu bemerken; aber der zweite Theil stützt sich auf eine zu heilige Autorität, als daß er belacht werden dürfte. Der Verfolgung gegenüber ist es ein Recht, ein edeles Recht, die höchste Ehre, leiden zu dürfen, selbst das Leben dahinzugeben für die Wahrheit. Das ganze Christenthum ruht auf diesem Satze. Auf diese Grundlage hat sein göttlicher Urheber so sehr den Beweis für die Wahrheit Seiner Religion basirt, daß Verfolgungen für die Fortdauer derselben nöthig waren. Wie sehr wir auch die Grausamkeit des Verfolgers verabscheuen mögen, wir müssen uns in Bewunderung und Ehrfurcht beugen vor dem wundervollen Rathschlusse Gottes, nach welchem diese Verfolgungen eben so nothwendig waren für den Triumph Seiner Kirche, wie der Neid der Pharisäer und Sadducäer und die Grausamkeit der römischen Kriegsknechte für Seine Erhöhung an das Kreuz zur Erlösung der Menschheit. Wir betrachten die Verfolgungen der Christen in den ersten Jahrhunderten nicht als bloße politische Ereignisse; wir sehen darin vielmehr Be-

weise eines großartigen göttlichen Planes, welcher dieselben wesentlich nothwendig machte. Weit entfernt also, diese Verfolgungen als einen Beleg zu dem Satze des edeln Lords anzuerkennen, dürften wir eher sagen, sie sprächen gegen denselben; denn sie zeigen, daß die Vorsehung Verfolgungen zulassen kann, um die Erlangung der erhabensten sittlichen und politischen Güter — nicht zu hindern, sondern zu fördern.

Wenn der Redner sich bisher auf neutralem Boden gehalten und von einer Zeit gesprochen hat, in Bezug auf welche alle religiöse Parteien übereinstimmen, so führt er im weitern Verlaufe seines Vortrags nur noch drei andere geschichtliche Beispiele an, bei welchen es sich um vermeintliche oder wirkliche Verfolgungen von Protestanten durch Katholiken handelt. Ich sage: vermeintliche oder wirkliche; ich will das nicht untersuchen. Alle aber, welche jenen Vortrag gehört haben, müssen den Eindruck mitgenommen haben, daß der Redner keine andern Verfolgungen kenne, die er zur Begründung seines Satzes hätte anführen können, als solche, bei welchen Katholiken der handelnde, Protestanten der leidende Theil gewesen. Hier findet aber Anwendung, was ich vorhin bemerkte: es ist ein Irreführen, wenn man die eine Hälfte der Thatsachen unterdrückt und es verdeckt, daß die Thatsachen, welche man anführt, durch diejenigen, welche man mit Stillschweigen übergeht, aufgewogen werden. In der gedruckten Ausgabe des Vortrags ist eine Anmerkung beigefügt, in welcher gesagt wird, die Strafgesetze in England und Irland seien eine beklagenswerthe Ausnahme von der allgemeinen Regel; aber in dem ganzen Vortrage, wie er gehalten worden ist, kommt nicht ein Wort vor, aus welchem die Zuhörer etwas Anderes hätten entnehmen können, als daß die Katholiken immer systematische Verfolger gewesen und daß auf der andern Seite nichts zu finden sei als widerstandloses Dulden. Ist das billig, ist das recht, ist das die rechte Weise, junge Leute mit der Geschichte bekannt zu machen, und zwar in Bezug auf einen Punkt, über welchen man sich so leicht eine falsche

Ansicht bildet, und an einem Orte, wo man sich ohnehin immer nach der unrechten Seite hin zu neigen pflegt?

Ich will nicht die unangenehme und peinliche Arbeit beginnen, Gegenbeschuldigungen zusammenzustellen. Das ist nicht meine Absicht; ich will nur das Gleichgewicht der Wahrheit wiederherstellen. Angenommen, Alles sei wahr, was auf der einen Seite vorgebracht wird, will ich nur ein Gegengewicht in die andere Wagschale legen. Dann mögen wir uns die beiderseitigen Anklagen aus dem Sinne schlagen und weitergehen, ohne ferner darauf zu achten.

Drei Scenen von Verfolgung sind es, welche uns der edele Redner vorführt. Die erste ist die Verfolgung der Protestanten in den Niederlanden, die zweite die Verfolgung in Frankreich um dieselbe Zeit, die dritte die sogenannten Dragonaden in Frankreich unter Ludwig XIV. Das sind die drei großen geschichtlichen Bilder, welche er uns vorführt, um zu zeigen, daß die Verfolgung immer den sittlichen und politischen Fortschritt aufhält. Ich gebe zu, daß in den angeführten Zeiten eine große religiöse Aufregung herrschte, welche diejenigen, die die Gewalt in Händen hatten, mochten sie was immer für einer Religion angehören, verleitete, das weltliche Schwert zur Vertheidigung dessen anzuwenden, was ihnen als religiöse Wahrheit galt. Aber ist es billig, dabei zu verheimlichen, was in unserm Lande geschah? Ist es möglich, zu vergessen, daß zu derselben Zeit, zu welcher die angebliche Verfolgung der Protestanten in den Niederlanden stattfand, eine ähnliche Verfolgung in unserm Lande herrschte; daß es als todeswürdiges Verbrechen galt, wenn ein Priester unsere Insel betrat; daß vor und nach einige hundert Personen schimpflich und grausam hingerichtet wurden, bloß darum, weil sie Katholiken waren; daß fortwährend Confiscationen stattfanden; daß ein Katholik sein Kind nicht in seiner Religion erziehen konnte, ohne der Todesstrafe zu verfallen; daß er sich nicht einige

Meilen weit von seiner Wohnung entfernen und nicht in Geschäften nach London reisen durfte ohne die Erlaubniß von fünf Magistratspersonen; daß sein Haus oft von Soldaten umzingelt und ganz ausgeplündert wurde. Bei Lingard finden Sie Berichte von Leuten aus jener Zeit über das, was sie zu leiden hatten. Oft wurden selbst die Betten mit Schwertern und Lanzen durchstochen, um Priester oder Eidverweigerer zu tödten, die sich dort verborgen haben könnten. Hat man denn vergessen, daß dieses nicht, wie die Verfolgungen, welche in dem Vortrage geschildert werden, einige wenige Jahre andauerte, eine kurze Zeit hindurch, die eher als Zeit des Bürgerkriegs, denn als bloße Religionsverfolgung bezeichnet werden kann, sondern fast dreihundert Jahre ohne Unterlaß, bis endlich die katholische Religion beinahe aus dem Lande verdrängt war? Sollten denn die Zuhörer zu dem Glauben verleitet werden, daß in unserm England nie ein Verfolger das Schwert gezückt, daß das Parlament nie gegen Andersgläubige ein Gesetz erlassen? Ist das die rechte Weise, die Geschichte darzustellen, daß man die Beispiele übergeht, welche das eigene Vaterland uns darbietet? Was kann es nützen, wenn man jungen Leuten bloß dadurch die Nothwendigkeit der Gerechtigkeit und Milde veranschaulicht, daß man ihnen erzählt, in Canton, einer Stadt, in welcher wir großen Einfluß haben, hätten seit dem Februar 70,000 Hinrichtungen stattgefunden? Wie viel werden sich die jungen Leute von Exeter-Hall darum kümmern? Nein, man lehre die Geschichte nach den Annalen unseres eigenen Landes; man weise auf die Irrthümer und Fehlgriffe hin, vor welchen man warnen will, wie sie bei denen vorgekommen sind, welche Sprache, Sitten und Gefühle mit uns gemein haben, und deren Geschichte darum für uns am belehrendsten und anziehendsten ist. Das ist sicher die nutzbringendste Art, Geschichte zu lehren; und wenn wir eine Reihe von religiösen Grausamkeiten der andern gegenüberstellen müssen, werden wir genug finden, was hochgeborene Redner an das alte Sprüchwort erinnern

muß, daß diejenigen, welche in Glashäusern wohnen, nicht mit Steinen werfen dürfen.

Das mag als bloße Gegenbeschuldigung erscheinen. Aber sicherlich wußte der edele Lord recht gut, daß, wenn die Katholiken in den Niederlanden unter dem Herzog von Alba Protestanten (oft mit den Waffen in der Hand) getödtet haben, sollte auch wirklich die entsetzliche Zahl von 100,000 herauskommen, die Calvinisten um nichts schonender auftraten. Feller sagt, Vandermerck, ein protestantischer General des Prinzen von Oranien, habe „im Jahre 1572 mehr Katholiken getödtet, als der Herzog von Alba während seiner ganzen Verwaltung.“ Und wenn Sie eine katholische Autorität nicht wollen gelten lassen, so verweise ich Sie auf die Geschichte der Reformation in Holland von dem protestantischen Prediger de Brandt oder auf die entsetzenerregenden Berichte des protestantischen Geschichtschreibers Kerroux über die von den Calvinisten gegen die Katholiken verübten Grausamkeiten, welche so unmenschlich, oder vielmehr, wie Dr. Milner[1]) sagt, so „höllisch“ waren, daß ich sie Ihnen nicht beschreiben mag.

Gehen wir zu dem zweiten Beispiele über, zu der Verfolgung der Hugenotten. Ich will keine große geschichtliche Untersuchung anstellen. Die Hugenotten wurden gewiß oft hart, vielleicht grausam behandelt. Ich will das nicht leugnen; aber ich will einen englischen protestantischen Schriftsteller über die Veranlassung zu dieser Behandlung reden lassen. Dr. Lardner sagt in seiner Cabinet-Cyclopädie: „Eine Verschwörung gegen das Königthum war der erste Act des Protestantismus in Frankreich, und so wurden ihm hunderte von loyalen Unterthanen und verständigen Männern entfremdet. Der Hof erklärte ihm nun mit einigem Recht einen ewigen Krieg.“ Sie sehen, hier wird anerkannt, daß die gegenseitige Befehdung der Hugenotten und Katholiken mit einer Rebellion der Gesammtheit der Protestanten gegen die französische Krone begann, zu einer Zeit, wo Kriege nicht mit

[1]) Briefe an einen Pfründner. Note zum 4. Briefe.

der Milde und Schonung geführt wurden, wie heutzutage. Aber wo man von den vorgeblich nur durch die Katholiken verübten Grausamkeiten redet, hätte man da nicht billiger Weise beifügen müssen, daß es sich jedenfalls nur um Grausamkeiten im Kriege handelte, wo das Blut durch ähnliche Thaten von Seiten der Gegner erhitzt war und wo das Land sich in jenem schrecklichen Zustande befand, in welchem ein Mord den andern erzeugt und Familienzwistigkeiten sich vervielfachen bis zur Ausrottung ganzer Geschlechter, und wo eine Rachethat die andere hervorruft, bis wir eine vormals blühende Nation nur mit Schaudern ansehen können? Warum führt man die Verfolgung von Protestanten durch Katholiken als ein Hinderniß des sittlichen und politischen Fortschritts an, wenn sich die Sache mit demselben Rechte umkehren läßt? Ich will nur einige Stellen aus de Thou anführen, aus demselben Schriftsteller, den der edele Lord citirt.

1. „Im Jahre 1562, ganz im Anfange des Bürgerkriegs, empörten sich die Protestanten zu Rouen und bemächtigten sich erst der Stadt, dann des nahen Klosters St. Katharina. Durch diesen Erfolg übermüthig gemacht, beschlossen die Protestanten, die Gegenpartei zu vernichten. Zu dem Ende erhoben sie sich in der folgenden Nacht, tödteten einige derselben und kerkerten andere ein. Bald nachher wurde der Pöbel verwegener und fing an, in die Kirchen einzudringen, um die Altäre zu zerstören und die Bilder zu zertrümmern, so daß die Ausübung der katholischen Religion zu Rouen ganz unterbrochen wurde.“ [1])

2. Der Prinz von Condé nahm Beaugency ein und ließ die Stadt plündern. Seine Soldaten ließen fast die ganze Garnison über die Klinge springen, und „verschonten dann nicht einmal die Protestanten, welche in der Stadt waren.“ [2])

[1]) Livre 29, p. 146.
[2]) L. 30, p. 169.

3. Die Gascogner des Prinzen von Condé, „an Zügellosigkeit und Plündern gewöhnt, hatten die Kirchen ausgeraubt, die Altäre zerstört, die Heiligenbilder zertrümmert und sich sogar an der Leiche des Grafen Johann von Angouleme, des Großvaters Franz' I., vergriffen." Das Volk verehrte diesen guten Mann fast wie einen Heiligen; vorgeblich aus Eifer gegen diese Verehrung, rissen die Soldaten die Leiche in Stücke und gossen aus dem bleiernen Sarge Kugeln.[1])

4. Die Abtei Clugny wurde eingenommen und geplündert. „Die Bibliothek, welche sehr werthvoll und namentlich reich an Handschriften war, wurde verbrannt, ein großer Schmerz für alle Gelehrten und ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaften."[2])

5. Einer der protestantischen Heerführer, der Baron des Ardrets, nahm Montbrison ein, und „ließ Alles tödten, was ihm vorkam, so daß die ganze Stadt voll Leichen lag und das Blut in Strömen floß." Ein Fort hielt sich noch einige Zeit, wurde aber dann auch erobert; ein Theil der Vertheidiger wurde enthauptet, der Rest für eine schrecklichere Hinrichtung aufgespart: „nach Tisch ließ der Baron die Andern auf einen sehr hohen Thurm steigen und zwang sie, wie zur Unterhaltung hinabzuspringen. So wurde auch Moncelar (der tapfere Gouverneur) getödtet, obschon ihm Schonung seines Lebens zugesagt worden war."[3])

Ich würde diese von Protestanten gegen Katholiken verübten Acte der Barbarei nicht berührt haben, wäre es nicht nöthig, um eine Darstellung der Geschichte zu würdigen, welche durch ihre Einseitigkeit verleumderisch wird. Es ist sehr peinlich, eine ganze große Halle von Beifallgeschrei ertönen zu hören bei der Erzählung, wie in Frankreich Protestanten von Katholiken verfolgt worden seien. Es ist nicht billig, wenn man junge Leute nur mit Einer Seite der Sache

[1]) Livre 30, p. 200.
[2]) L. 31, p. 216.
[3]) L. 31. p. 232.

bekannt macht und ihnen nicht sagt, daß dieselbe Geschichte, aus der man Beispiele von Verfolgungen von Seiten der einen Partei entnimmt, gleiche Thatsachen auf Seiten der andern meldet. Den Verfolgungen in den Niederlanden, welche nur kurze Zeit dauerten, stelle ich die Verfolgungen in England gegenüber, welche Jahrhunderte dauerten, und den Grausamkeiten, welche in Frankreich Katholiken gegen die Hugenotten verübt haben sollen, die Grausamkeiten, welche zu derselben Zeit die Hugenotten gegen die Katholiken verübt haben. Ich kann noch außerdem darauf hinweisen, daß Sie, wenn Sie die Geschichte der damaligen Zeit lesen wollen, finden werden, daß die damalige englische Königin — eine Fürstin von ganz anderm Charakter, wie die, welche jetzt auf dem Throne sitzt — durch ihre Minister mit derselben Hugenotten-Partei verbündet war, um dieser den französischen Thron zu verschaffen, und daß man Alles aufbot und dieser Partei jede Art von Beistand und Unterstützung zu Theil werden ließ, um jenen Zweck zu erreichen. Glauben Sie, daß diese Partei, wenn sie die herrschende geworden wäre, die Katholiken geduldet haben würde? Urtheilen Sie nach den Grausamkeiten, welche dieselbe verübte. Sie dürfen daraus wohl schließen, daß, wenn sie zu ihrer Macht auch noch die Herrschaft erlangt hätte, die Unduldsamkeit und der Haß nur noch gestiegen sein würden, welche sicherlich die herrschende Gesinnung derjenigen waren, die damals gegen Kirche und Krone in Frankreich kämpften.

An dritter Stelle werden die Dragonaden in Frankreich genannt, das System, die Protestanten dadurch zum Aufgeben ihrer Religion zu zwingen, daß man Soldaten bei ihnen in's Quartier legte, welche sie hart und grausam behandelten, wenn sie nicht ihre Religion wechselten. Letzteres ist wohl nicht der einzige Zweck dieser Maßregel gewesen; denn es ist zu bemerken, daß es sich in allen diesen Fällen auch um politische Parteiungen handelte und daß die herrschende Partei, weil sie in der Regel durch Bürgerkriege bedroht wurde, — wie die Krone von Seiten der Hugenotten bedroht worden war — ihre Gegner

viel mehr als Feinde im Kriege, denn als religiöse Gegner ansah. Aber selbst angenommen, es habe sich um eine rein religiöse Frage gehandelt, so fehlt es uns nicht an Thatsachen, die wir den angeführten entgegenstellen können. Wurde denn nicht zur Zeit Karl's II. in Schottland das nämliche System eingehalten, um die Presbyterianer zur Annahme des „Prälatenthums" zu zwingen, welches England ihnen aufzudringen suchte? Wurden nicht in allen Thälern Truppen bei ihnen einquartiert und alle Dörfer auf Kosten der Bewohner besetzt? Sir Walter Scott hat diese Zeit in einem der interessantesten seiner Werke, in dem Romane „Old Mortality," dargestellt, wo Sie das System der Dragonaden beschrieben finden, wie es in dem größern Theile von Schottland zu demselben Zwecke gehandhabt wurde, wie in Frankreich, zu dem Zwecke, die Leute von ihrer Religion abwendig zu machen. Sie wurden bis in die Gebirge verfolgt und genöthigt, ihre Versammlungen auf den Hügeln zu halten, auf der Haide unter dem Himmelszelt sitzend, die Bibel in der einen, das Schwert in der andern Hand. Selbst in Frankreich lernten die Katholiken dieses System erst von den Protestanten. Bossuet weist aus amtlichen Berichten nach, daß die calvinistischen oder hugenottischen Consistorien ihren Generalen befahlen, Katholiken zum Abfalle von ihrer Religion zu zwingen durch Steuern, durch Einquartierungen und durch Demolirung ihrer Häuser [1]).

Ich will Ihnen jetzt kurz zeigen, wie das Gleichgewicht wieder hergestellt werden kann durch die Aufführung von Thatsachen, welche in dem Vortrage des edeln Lords nicht erwähnt werden. Wenn man mir die Ermordung Coligny's, des Hauptes der Protestanten, vorwirft, — eine Schmach für das Andenken derjenigen, welche diese That befahl — so erwähne ich die Ermordung des Herzogs von Guise, welcher kurz zuvor als das Haupt der katholischen Partei ermordet wurde. Jean Poltrot de Mercy „hatte mit großem Eifer die protestantische Religion angenommen. Erbittert über das Glück

[1]) Bossuet, Geschichte der Veränderungen rc. 10. Buch.

und die Erfolge des Herzogs von Guise, beschloß er, denselben zu tödten. Das erklärte er oft in Gegenwart seiner Feinde." Nachdem er den Herzog erschossen hatte und verhaftet worden war, beschuldigte er Coligny, Theodor Beza [1]) und Andere, sie hätten ihn zu dem Morde aufgereizt. De Thou bemerkt, Soubize, einer der Führer der Protestanten, habe Poltrot zu Coligny geschickt, um über den Ausfall einer großen Schlacht Erkundigungen einzuziehen, worüber widersprechende Gerüchte in Umlauf waren; „Coligny sandte ihn nicht zurück. Was aber noch verdächtiger ist und zu der Vermuthung berechtigt, daß Poltrot zu dem Zwecke gesandt worden war, den Herzog von Guise zu ermorden, ist der Umstand, daß Coligny ihm Geld gab, um ein Pferd zu kaufen. Poltrot begab sich darauf zu der königlichen Armee und vollbrachte den Mord."

Durchgängig will ich nur einer Anklage eine andere gegenüberstellen; dann mögen beide, wo nicht aus der Geschichte, so doch aus belehrenden Vorträgen verbannt werden. Man wird mir vielleicht die Bartholomäus-Nacht vorhalten; aber wer Dr. Lingard's Bemerkungen darüber lesen will, wird die Ueberzeugung gewinnen, daß dieselbe in keiner Weise ein religiöses Gemetzel genannt werden kann; daß dasselbe durch das Gerücht veranlaßt wurde, die Hugenotten wollten nach dem mißlungenen Mordversuche auf Coligny die Waffen ergreifen und ihrerseits Alles niedermachen, und daß man das Blutbad als Vertheidigungsmaßregel für nöthig hielt. Er beweist dieses aus den amtlichen Berichten eines Mannes, der an Ort und Stelle war und dessen Zeugniß nie bestritten worden ist. — Aber haben denn diejenigen, welche mir dieses Blutbad vorhalten, nie von Glencoe gehört, nie von der Thatsache, daß die katholischen Einwohner eines ganzen schottischen Dorfes niedergemetzelt wurden mit Gutheißung Wilhelm's III. oder doch der Minister dieses in so gutem Andenken stehenden Königs? Es war einer der kaltblütigsten und überlegtesten Mordplane, die jemals sind

[1]) Beza hat einen Folioband geschrieben, um zu beweisen, daß die Obrigkeiten das Recht hätten, Ketzer hinzurichten.

ausgeführt worden. MacDonell, dem man, wie allen Unzufriedenen, eine Frist gegeben hatte, innerhalb welcher er mit der Regierung seinen Frieden zu machen hätte, wurde von einem Orte zum andern gesandt, so daß er seinen Huldigungs-Eid nicht eher leisten konnte, bis die Gnadenfrist abgelaufen war; dann wurden die Truppen, welche zur Ausführung des grausamen Planes bestimmt waren, eine ganze Woche lang bei den Einwohnern einquartiert; sie lebten mit ihnen auf freundschaftlichem Fuße, und Niemand ahnte etwas von der drohenden Gefahr. Endlich wurden sie in der Stille der Nacht gegen die Einwohner commandirt, schlossen sie in dem Thale ein, so daß Keiner entkommen konnte, und ermordeten sie alle mit kaltem Blute. Wenn Sie einige Züge aus der Geschichte dieses schrecklichen Tages lesen, werden Sie sehen, ob wir uns des Vorgefallenen rühmen können. „Wo Glenlyon einquartiert war, ergriffen die Soldaten neun andere Männer, banden sie an Händen und Füßen und erschossen sie einen nach dem andern, und als Glenlyon einen jungen Mann von ungefähr zwanzig Jahren zu retten suchte, kam Capitän Drummond, fragte, warum derselbe noch lebe, und erschoß ihn. Ein Knabe von dreizehn Jahren floh zu Glenlyon, um sich zu retten, wurde aber gleichfalls erschossen." Ein Zeuge sah, „wie Glenlyon's Wirth auf seinen Befehl erschossen wurde; ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren, welcher sich dadurch zu retten suchte, daß er sich an Glenlyon anklammerte und sich erbot, mit ihm zu gehen, wenn man ihm das Leben lassen wolle, wurde auf Capitän Drummond's Befehl erschossen [1])." Die Bartholomäus-Nacht hat keine kaltblütigere Mordthaten aufzuweisen, als diese. Sie werden nicht sagen, in dem einen Falle habe es sich um Tausende, in dem andern um Hunderte gehandelt; ich spreche von dem Princip, nicht von der je nach den Umständen mehr oder minder ausgedehnten Durchführung desselben. Wenn unsere Regierung für gut befinden konnte, die Niedermetzelung eines ganzen Stammes zu be-

[1]) Mis. Scott. p. 16. 18.

schließen und den Mordplan mit kaltem Blute ausführen zu lassen, so daß selbst die Kinder nicht verschont wurden, welche die Kniee des commandirenden Officiers umfaßten, so wurde damit ein barbarisches und grausames Princip anerkannt, während andererseits viele von den Fällen, welche der edele Lord anführt, Grausamkeiten waren, welche ohne Vorbedacht ausgeführt wurden und nicht als Resultat einer kaltblütigen Ueberlegung und eines anerkannten Princips. Man lasse also die Bartholomäus-Nacht bei Seite, dann wollen wir Glencoe für immer in Vergessenheit begraben; aber man führe, im Namen der Gerechtigkeit, nicht die eine Thatsache ohne die andere an. Oder wenn Sie ein noch schwereres Gewicht in unsere Wagschale gelegt zu sehen wünschen, so mag es der Lord-Oberrichter von England liefern, welcher mit Bezug auf die Pulververschwörung sagt: „Der erste unter den sich an sogenannte papistische Complotte anschließenden Justizmorden, welche für England eine größere Schmach sind, als die Bartholomäus-Nacht für Frankreich, war die Verurtheilung des katholischen Banquiers Stayley [1])."

Wenn Sie mit solcher Entrüstung über die Zurücknahme des Edicts von Nantes reden hören, durch welche die Protestanten aus Frankreich verbannt wurden, so stellen Sie dem gegenüber unsere Parlaments-Acte vom Jahre 1713, wodurch auf einen nichtigen Vorwand hin alle Bewohner von Acadia, dem jetzigen Neu-Schottland, auf ein Mal mit dem Bayonnette von ihren heimischen Gestaden vertrieben wurden. Wer das rührende Gemälde dieser Scene in Longfellow's „Evangeline" gelesen hat, wird keiner Beschreibung derselben durch mich bedürfen. Ich brauche hier nur auf das dieser Maßregel zu Grunde liegende Princip der Verfolgung hinzuweisen.

Ich bitte also Sie, die Mitglieder des St. James-Vereins, fordern Sie Ihre Genossen von Exeter-Hall auf, die Thatsachen gegen einander abzuwägen, die einen der andern gegenüber zu stellen; wenn wir Alles zusammenrechnen, wird schwerlich

[1]) Lord Campbell, Lives of the Chief-Justices. Vol. II. P. 9.

der Vortheil auf ihrer Seite sein. Aber sagen Sie ihnen, wenn sie sich damit einverstanden erklären wollen, daß wir unsere Rechnungen ein für alle Mal gegen einander aufgehen lassen, da wir hinlänglich viel von ihrer Seite zu leiden gehabt haben und nichts mehr verlangen.

Könnte ich hoffen, diejenigen, welche jene jungen Leute belehren wollen, besäßen Hochherzigkeit genug, sich auf eine billige Verständigung zur Erhaltung des Wohlwollens und Friedens einzulassen, so würde ich Sie auffordern, einen Antrag zu unterzeichnen, die beiden Vereine möchten unter sich ausmachen, daß von beiden Seiten religiöse Verfolgungen nicht mehr erwähnt werden sollten. Und wenn Sie jenen Verein zu einem gleichen Beschlusse bewegen könnten, würde ich Ihnen rathen, in Ihre Statuten die Bestimmung aufzunehmen, daß alle Gegenstände, welche die Gemüther aufregen oder unfreundliche Gefühle gegen irgend eine Classe unserer Landsleute hervorrufen können, gar nicht zur Sprache gebracht werden sollten. Wenn dieses geschähe, so würde dadurch Wohlwollen, Duldsamkeit und Liebe im englischen Volke wirksamer gefördert werden, als durch literarische Vereine und wissenschaftliche Vorträge.

Ich will nun die Unterweisung, welche in Exeter-Hall geboten wird, unter einem andern Gesichtspunkte betrachten. Erlauben Sie mir aber zuvor, an das Gesagte eine allgemeinere Bemerkung anzuschließen. Wie ist es um die Logik des in Rede stehenden Vortrages bestellt? Man sollte erwarten, die Argumentation müsse in dieser Form vorgetragen werden: Hier haben Sie Fälle von Verfolgungen, gleichviel, von wem sie ausgegangen und gegen wen sie gerichtet gewesen sind; ich will Ihnen nunmehr zeigen, daß in allen diesen Fällen ein Rückschritt, eine Abnahme des politischen Einflusses und der Sittlichkeit die Folge war; dadurch werde ich den Beweis für den Satz herstellen, daß Religionsverfolgung ein Hinderniß des sittlichen und politischen Fortschrittes ist. Aber in dem ganzen Vortrage finden Sie nicht ein Wort, wodurch diese Schluß-

folgerung angedeutet würde; es scheint also, als ob der Redner sein Thema nur zur Veranlassung habe nehmen wollen, Schilderungen von katholischen Verfolgungen zu entwerfen und dabei stehen zu bleiben. In der That sind die angeführten Thatsachen so weit entfernt, die angedeutete Folgerung zu rechtfertigen, daß man wohl behaupten kann, wenn es je eine Zeit des politischen Fortschrittes in dem als verfolgungssüchtig dargestellten Staate gegeben hat, so sei es die Zeit der Verfolgungen selbst oder die unmittelbar darauf folgende gewesen. Frankreich hat nie eine solche politische Bedeutung und einen solchen Einfluß nach Außen gehabt, wie unter Ludwig XIV.; seine Zeit ist der Culminationspunkt der französischen Macht. Wenn also der Vortrag die Frage erörtern sollte, ob die Verfolgung eins der Hindernisse des Fortschrittes sei, so besteht gar keine Verbindung zwischen den von dem Redner angeführten Thatsachen und seinem Thema.

Ich komme nun zu der Lectüre, welche in dem Vortrage besonders empfohlen wird; und auch in dieser Hinsicht muß ich Sie ernstlich warnen. Sie finden oft, daß das Thema für dergleichen Vorträge so lautet: „ein Abend bei Shakespeare, ein Nachmittag bei Milton, eine Nacht bei Burns“ und dergleichen. Man pflegt dann einen Dichter zu wählen, für den man eine besondere Vorliebe hat, und seine Vorzüge nachzuweisen und zu entwickeln. So wird in dem Vortrage des edeln Lords eine Lectüre besonders empfohlen, vor der ich Sie warnen zu müssen glaube. Zwei Mal werden zwei Schriftsteller in lobenden Ausdrücken neben einander genannt und einer derselben wird noch ein drittes Mal empfohlen. Locke und Milton werden als gute und weise Männer bezeichnet und in Bezug auf unser Thema besonders citirt. Auf diesen Punkt möchte ich Sie vorzugsweise aufmerksam machen. „Wir haben jetzt,“ sagt der edele Lord, „die Redefreiheit und die Religionsfreiheit erlangt, nach welcher gute Männer seufzten, welche Milton in beredten Worten verlangte und Locke durch scharfsinnige Beweise begründete.“ Junge

Leute werden also auf diese beiden großen englischen Schriftsteller verwiesen, wenn sie die Grundsätze der religiösen Duldung kennen lernen wollen, die der Eine verlangte und der Andere vertheidigte. Es wird nicht ohne Nutzen sein, wenn ich Ihnen diese Schriften genauer charakterisire, auf welche junge Leute in Exeter-Hall verwiesen werden, um dort ihre Toleranz-Grundsätze zu lernen.

Locke hat drei Briefe über Toleranz geschrieben, welche 266 Folio-Seiten füllen. In dem ersten legt er seine eigenen Grundsätze dar; die beiden andern sind eine langweilige Vertheidigung derselben gegen die Angriffe eines Ungenannten. Er spricht in dem ersten Briefe sehr schön über die Pflicht des Staates, allgemeine Duldung zu bewilligen; er sagt, die Religion sei eine Sache der Seele, die bürgerliche Regierung aber habe es nur mit dem Leibe zu thun; es sei Thorheit, zu glauben, man könne den Menschen durch Gewalt überzeugen; und eine Religion gegen das Gewissen sei gar keine Religion. Diese Erörterungen sind ganz vortrefflich. Nach denselben wirft er die Frage auf, deren Beantwortung den zweiten Theil seiner Abhandlung bildet: „Wie weit erstreckt sich die Pflicht der Duldung?“ Beachten Sie nun, wie liberal seine Grundsätze sind. „Das Recht der öffentlichen Gottesverehrung sollte bewilligt werden den Presbyterianern, Independenten, Wiedertäufern, Arminianern und Quäkern.“ Ich bemerke hier nebenbei, daß zu der Zeit, von welcher der edele Lord sagt, die Strafgesetze hätten eine beklagenswerthe Ausnahme von der allgemeinen Regel gebildet, vielmehr Verfolgung die Regel war. Als Locke schrieb, 1691, wurden die genannten Secten sämmtlich nicht geduldet; die Katholiken bildeten noch lange eine Ausnahme, nachdem allen andern Confessionen Duldung bewilligt war, aber zu jener Zeit waren sie alle ohne Ausnahme geächtet. Es war also allgemeine Regel, was der edele Lord als Ausnahme bezeichnet. Aber das ist nicht alles; Locke fährt fort: „Ja, wenn wir offen die Wahrheit sagen sollen, wie es sich für den Mann gegenüber dem Manne geziemt, so sollten

auch Heiden, Muhammedaner und Juden nicht um ihrer Religion willen von den bürgerlichen Rechten ausgeschlossen werden.“ Nachdem nun also Heiden, Muhammedaner und Juden mit zu denen gezählt worden sind, welche Anspruch auf den Genuß der bürgerlichen Rechte und auf religiöse Duldung haben, dürfte man wohl annehmen, der Umkreis sei weit genug, um auch uns einzuschließen. Aber nein, nach diesen liberalen Zugeständnissen bemerkt Locke weiter, zwei Classen müßten von aller Duldung ausgeschlossen werden, die Atheisten und die Katholiken, — die Atheisten, weil sie nicht an Gott glaubten und darum kein Gesetz als bindend anzusehen hätten, die Katholiken, weil sie glaubten, man brauche gegen Ketzer keine Treue zu beobachten, die obrigkeitliche Gewalt setze den Stand der Gnade voraus (bekanntlich ist dieses keine katholische Lehre, vielmehr die alte Ketzerei des Wycliffe und Huß) und der Papst könne Fürsten absetzen; darum warteten die Katholiken im Allgemeinen sehnsüchtig darauf, daß die Regierung einmal schwach genug werden möge, daß sie der Krone alle Gewalt nehmen könnten.

Das ist der erste Schriftsteller, aus welchem junge Leute die wahre Theorie der Toleranz kennen lernen sollen, — Toleranz für Alle, nur nicht für die Katholiken. Ich komme nun zu Milton. Hätte der edele Lord Milton als einen der erhabensten Dichter der englischen Sprache erwähnt und hätte er den jungen Leuten, sie vor seiner Theologie warnend, empfohlen, ihn wieder und wieder zu lesen als einen unserer kräftigsten und markigsten Schriftsteller, als einen Schriftsteller, der die Schönheiten unserer Sprache ganz in seiner Gewalt hat, so würde ich ihm zugestimmt und Ihnen Milton in derselben Weise empfohlen haben; wiewohl ich, wenn ich zur Betrachtung jenes Ortes hinabsteigen wollte, dem wir hoffentlich Alle entgehen werden, mich lieber mit Dante durch das goldene Licht würde leiten lassen, welches einen Boten aus einer höhern Sphäre umgibt, als daß ich mit Milton in jenen schrecklichen Abgrund hinabblicken sollte, der nur durch

die trüben Flammen erhellt wird, welche die Bewohner des Pandämoniums umzüngeln. Ich würde Milton als einen großen Dichter rühmen, wiewohl ich ihn lieber bei seinem Penseroso und Allegro als bei jenem andern, furchtbarern Gedichte begleiten möchte, dem er seinen wohlverdienten Ruhm zu danken hat. Wenn er aber als ein vortrefflicher Schriftsteller über Toleranz empfohlen wird, dürfen wir nicht auf seine kräftige und beredte Sprache, sondern auf die Wahrheit seiner Grundsätze sehen; und wenn jungen Leuten dreimal empfohlen wird, Milton zu lesen, und wenn er neben Shakspeare als ein Schriftsteller genannt wird, den sie neben ihrer Bibel lesen sollen, um die wahren Grundsätze der Freiheit kennen zu lernen, so ist es wohl gerechtfertigt, wenn wir diese Empfehlung sorgfältiger prüfen.

Wir haben von Milton eine Abhandlung über Toleranz; schon der Titel derselben zeigt Ihnen, was Sie davon zu erwarten haben: „Ueber wahre Religion, Häresie, Schisma, Toleranz und die besten Mittel gegen das Wachsthum des Papismus." Es ist nicht meine Absicht, Ihnen lange Auszüge vorzutragen, aber ich muß Ihnen doch zeigen, wie er den Gegenstand behandelt. Beachten Sie also folgende Stellen: „Wir wollen jetzt untersuchen, ob der Papismus geduldet werden darf oder nicht. Der Papismus hat eine Doppelnatur und macht Anspruch auf eine doppelte Gewalt, auf eine kirchliche und eine politische. Beide sind angemaßt und die eine stützt sich auf die andere.... Aber die kirchliche Gewalt ist immer ein Vorwand für die politische.... Ob es also zweckmäßig und vernünftig ist, Leute mit solchen religiösen Grundsätzen in Bezug auf den Staat zu dulden, das zu entscheiden überlasse ich den Obrigkeiten, welche am besten im Stande sind, für ihre eigene und des Staates Sicherheit zu sorgen. Fragt man, ob die Ausübung ihrer Religion geduldet werden könne, vorausgesetzt, daß ihre politische Thätigkeit nicht gefährlich sei, so antworte ich, daß die Duldung entweder eine öffentliche oder eine private ist, und daß die

Uebung ihrer Religion, so weit dieselbe götzendienerisch ist, weder in der einen noch in der andern Weise geduldet werden darf.... Nachdem ich also gezeigt, daß der Papismus, soweit er götzendienerisch ist, weder in öffentlicher noch in privater Weise geduldet werden darf, muß nun weiter erörtert werden, wie derselbe ausgerottet und sein Wachsthum gehindert werden kann, ich meine bei unsern Landsleuten und nicht bei Fremden, welche durch das Völkerrecht geschützt werden. Dürfen wir sie um ihrer Religion willen mit Leibes- oder Geldstrafen belegen? Ich denke, die Milde des Evangeliums gestattet uns nicht mehr, als was die Sicherheit des Staates erheischt. Aber zuerst müssen wir ihren Götzendienst ausrotten und alle götzendienerischen Sachen, die Götzenbilder und die Messe, worin sie ihren Gott unter Brod und Wein anbeten... Wenn sie sagen, daß wir durch die Entfernung ihrer Götzenbilder ihr Gewissen verletzen, so sind wir nicht berechtigt, ein Gewissen zu beachten, welches sich nicht auf die Schrift stützt... Sollen wir uns darauf einlassen, mit ihnen zu disputiren? Die Schrift ist unser einziges religiöses Princip, und nach diesem allein wollen sie nicht gerichtet werden; sie fügen vielmehr andere Principien bei, welche wir, weil es durch das Wort Gottes verboten ist, nicht anerkennen können. Es ist aber ein allgemeiner Grundsatz der Logik, daß man mit demjenigen, welcher die Principien leugnet, nicht disputiren soll."

Wir haben eine andere Abhandlung von Milton unter dem Titel: „Eine Abhandlung von der bürgerlichen Gewalt in kirchlichen Dingen," eine Schrift, aus welcher Locke großentheils seine Argumente entnommen hat. In dieser sagt er, Arianer und Socinianer dürften geduldet werden, weil sie sich für ihre Lehren auf die Schrift beriefen. Ich will Ihnen eine Stelle vorlesen, in welcher er zeigt, daß die bürgerliche Obrigkeit das protestantische Gewissen nicht verletzen dürfe. „Kein Protestant von irgend einer Secte, welche einzig der Schrift folgt, und damit den allgemeinen Grundsatz aller Protestanten und die für das Gewissen aller Menschen geltende Regel an-

erkennt, darf nach der allgemeinen Lehre der Protestanten um seiner Religion willen belästigt werden. Was aber den Papismus und Götzendienst betrifft, so kann ich in wenigen Worten nachweisen, daß sie auf diesen Grund hin keinen Anspruch auf Duldung machen können. Diese Religion kann, je genauer man sie betrachtet, um so weniger als eine Religion angesehen werden; sie ist vielmehr ein römisches Fürstenthum, welches seine frühere allgemeine Herrschaft unter einem neuen Namen und unter einem bloßen Schatten von katholischer Religion zu behaupten sucht. Der Papismus kann mit mehr Recht eine katholische Ketzerei gegen die Schrift genannt werden, welche hauptsächlich durch eine bürgerliche und mit Ausnahme von Rom durch eine fremde Gewalt gestützt wird, und darum von den Obrigkeiten aller andern Länder, anstatt geduldet, vielmehr mit Mißtrauen angesehen werden muß. Da die Papisten außerdem einen blinden Glauben verlangen, so wird auch ihr Gewissen blind und verzichtet, indem es sich freiwillig dem menschlichen Gesetze sklavisch unterwirft, auf die christliche Freiheit. Ein Gewissen aber, welches sich blind, statt Gott, dem Menschen unterwirft, ist fast so gut wie gar kein Gewissen, gleichwie der Wille, wenn er nicht frei ist, gar kein Wille ist. Indeß, wenn die Papisten nicht geduldet werden dürfen, so beruht das mehr auf politischen als auf religiösen Gründen; denn diejenigen, welche einen Religionszwang ausüben, verdienen, mögen sie sich auch Protestanten nennen, eben so wenig Duldung als die Papisten selbst, da sie nicht minder als diese des Papismus in dem allerpapistischsten Punkte schuldig sind." Das ist also die Lehre von der Toleranz, welche einer der beiden großen Schriftsteller vorträgt, die der edele Lord den jungen Leuten in Exeter-Hall empfiehlt, um aus ihnen die Toleranz zu lernen, die „der eine sehnsüchtig verlangt, der andere scharfsinnig begründet" habe.

Untersuchen wir aber noch etwas genauer die Lehre dieses Schriftstellers, welcher in dem uns vorliegenden Vortrage so warm empfohlen wird; denn die Lectüre Milton's wird als

„ein gewaltiges Mittel zur sittlichen Veredelung“, und seine Werke werden als die „eines guten und weisen Mannes“ bezeichnet und dreimal empfohlen. Der edele Lord spricht in seinem Vortrage einmal von der Freiheit der Discussion: Alles soll besprochen werden, Jeder soll discutiren, mit der Bibel in der Hand; und so soll die Wahrheit gefunden werden. War Milton ein Freund der freien Discussion? Gestattete er auch nur den verschiedenen protestantischen Parteien, welche sich, wie er sagt, alle zu einem gemeinsamen Grundsatze bekennen, die Discussion ihrer abweichenden Ansichten? Wie ganz anders spricht er sich aus! Er gestattet allerdings die Discussion, aber wie? „Sie geben vor, die Schwächern würden dadurch verwirrt werden. Dieselbe grundlose Befürchtung nimmt die römische Geistlichkeit zum Vorwande, wenn sie die Schrift verbietet. Möge man ihnen also wenigstens gestatten, in lateinischer Sprache zu schreiben, welche das gewöhnliche Volk nicht versteht, so daß ihre Ansichten nur unter den Gelehrten discutirt werden.“ In lateinischer Sprache discutiren! Da mögen die jungen Leute in Exeter-Hall sehen, was Milton wünschte: die Geistlichen der verschiedenen Parteien sollen lateinisch schreiben. Ich glaube, es würde die reichhaltigste Sammlung von lateinischen Schriften herauskommen, welche die Welt jemals gesehen.

Aber wenn die jungen Leute von Exeter-Hall einmal Milton's Werk ansehen wollen, werden sie nicht bloß seinen glänzenden Stil bewundern, sondern auch gewisse Lehren finden, mit denen sie der edele Redner sicher nicht gern bekannt machen würde. Er spricht in seinem Vortrage in sehr rühmenden Ausdrücken von Latimer und Ridley und bezeichnet ihr „Martyrium“ als ein sociales Verbrechen. Wie spricht aber Milton von diesen Männern? „Ich rufe die unsterbliche Gottheit, den Enthüller und Richter der Geheimnisse, zum Zeugen an, daß ich, wenn ich in diesem Buche offen und unumwunden die Wahrheit gesagt, die Fehler von Vätern, Martyrern oder christlichen Kaisern aufgedeckt oder sonst wie

gegen Irrthum und Aberglauben in starken Ausdrücken geeifert habe, — daß ich dieses nicht aus Bosheit, Tadelsucht oder Eitelkeit gethan, sondern durch die Nothwendigkeit gedrungen, die makellose Wahrheit aus schmählichen Banden zu befreien, deren innerer Werth jetzt so gering angeschlagen wird, daß sie mit ihren Worten bei uns wenig Glauben findet, wenn sie sich nicht auf Cranmer, Latimer und Ridley berufen oder sich auf Constantin stützen kann. Besser wäre es für die Kirche Gottes, wenn alle diese Namen gänzlich beseitigt würden, wie die eherne Schlange, als daß der Menschen Vorurtheil sie so vergöttert und die himmlische Wahrheit in Schatten stellt.“ Und an einer andern Stelle sagt er: „Wenn ihre Religion also geheiligt wird durch ihr Martyrium, so wurden ihre Rebellionen vielleicht geheiligt durch ihren Verrath.“ Er behandelt sie also nicht besser denn als Verräther, welche die Monarchie zu untergraben suchten. Das ist Milton's Urtheil über diese Männer.

Und was sagt er von dem Episkopat? Ich kann mir recht gut vorstellen, daß sich die jungen Leute in America sehr erbauen, wenn sie bei ihm eine Abhandlung nach der andern finden über die Corruptionen des protestantischen Prälatenthums; es finden sich in denselben einige der glänzendsten Stellen, die in seinen Werken vorkommen; wenn man sie liest, wird man gefesselt durch den herrlichen Stil und die kräftige Darstellung, wiewohl die Ausdrücke der Art sind, daß ich sie kaum hier vorlesen kann. Aber jungen Leuten in England kann doch jemand, der ein Episkopaler sein will, nicht wohl Aeußerungen wie folgende empfehlen: „Aber warum dulden wir, daß ein mißgestalteter Prälatismus seine Häßlichkeit mit den schönen Farben, wie früher des Martyrthums, so jetzt des Bischofthums übertüncht? Sie sind keine Bischöfe; Gott und alle guten Menschen wissen, daß sie keine Bischöfe sind, daß sie unser Land mit Verwirrung und Gewaltthat erfüllt haben, daß sie vielmehr eine tyrannische Schaar und Genossenschaft von Betrügern sind, welche so lange die Welt

unter jenem Namen getäuscht und betrogen haben.... Im Hinblicke also auf den gefährlichen Zustand, dem wir anheimgefallen sind, und zwar nach der Ueberzeugung aller Menschen durch den gottlosen Stolz und die hassenswerthe Tyrannei der Prälaten (wie das die zahllosen und heftigen Klagen jeder Grafschaft beweisen), müssen wir, wenn wir unsere Angelegenheiten nach den Grundsätzen der wahren Religion oder einer gesunden Politik regeln wollen, damit beginnen, den bösen und gefährlichen Auswuchs des Prälatenthums von dem Leibe des Gemeinwesens wegzuschneiden."

Ich will Ihnen noch eine Stelle vorlesen, eins der glänzendsten Stilstücke der englischen Sprache. Sie handelt von dem Verderbniß der englischen Kirche nach der Reformation.

„Du also, der Du in unzugänglichem Lichte und Glanze thronest, Vater der Engel und Menschen! Nächst Dir rufe ich an den allmächtigen König, den Erlöser der Verlorenen, deren Natur Du annahmest, unaussprechliche und ewige Liebe! Und Du, dritte Person der göttlichen Unendlichkeit, erleuchtender Geist, Freude und Trost der geschaffenen Dinge! Dreipersönliche Gottheit! blicke herab auf diese Deine arme und fast verlorene und hinsterbende Kirche; lasse sie nicht eine Beute dieser raubgierigen Wölfe werden, die danach trachten und darauf sinnen, Deine schwache Heerde zu verschlingen, eine Beute dieser wilden Eber, die in Deinen Weinberg eingedrungen sind und die Spuren ihrer befleckenden Füße auf den Seelen Deiner Knechte zurückgelassen haben. O laß sie nicht ausführen ihre fluchwürdigen Absichten, sie, welche jetzt stehen an der Oeffnung des bodenlosen Abgrundes, auf das Losungswort wartend, um zu öffnen und herauszulassen jene schrecklichen Heuschrecken und Scorpionen, um uns wieder einzuhüllen in die furchtbare Wolke der höllischen Finsterniß, in der wir nicht ferner sehen werden die Sonne Deiner Wahrheit, nicht mehr zu erblicken hoffen dürfen das liebliche Morgenroth, noch zu hören das Morgenlied der Vögel. Laß Dich rühren durch den traurigen Zustand dieser unserer erschütter-

ten Monarchie, welche jetzt in Geburtswehen liegt und ärgere Unfälle zu befürchten hat.

„O Du, der Du nach der ungestümen Wuth von fünf blutigen Ueberschwemmungen und nach dem darauf folgenden Bürgerkriege, der das Land in seinem eigenen Blute badete, die traurige und endlose Wiederkehr unserer vielen Bedrängnisse, die uns nicht zu Athem kommen ließen, gnädig angesehen und aus freier Gnade den Frieden uns gegeben und Deine Bundestreue uns bewiesen hast; der Du uns aus der Knechtschaft des Antichristes befreit und dieses britische Reich aufgebaut hast zu einer herrlichen und beneidenswerthen Höhe sammt seinen Tochter-Inseln ringsum: erhalte uns in diesem Glücke, laß nicht den Eigensinn unseres halben Gehorsams und unseres eigenwilligen Gottesdienstes die Schlange der Empörung wecken, die seit acht Jahrzehnten an den Eingeweiden unseres Friedens genagt hat; möge sie vielmehr ihre Brut werfen ohne Gefahr für dieses unglückliche und bedrängte Reich .... Dann wird man unter den Hymnen und Hallelujah's der Heiligen ein neues und erhabenes Lied zur Lobpreisung und Verherrlichung Deiner göttlichen Erbarmung und Deiner wunderbaren Rathschlüsse in diesem Lande vernehmen durch alle Zeiten. Dann wird diese große und kriegerische Nation, angeleitet zur eifrigen und ausdauernden Uebung der Wahrheit und Rechtschaffenheit und weit wegwerfend die Lumpen ihrer alten Laster, in löblichem und glücklichem Wetteifer dahin streben, als das nüchternste, weiseste und christlichste Volk erfunden zu werden an dem Tage, wo Du, der ewige und ersehnte König, auf den Wolken erscheinst, um die Reiche der Welt zu richten und Ehre und Lohn zu spenden den frommen und gerechten Staaten, ein Ende zu machen allen Tyranneien auf Erden und Dein allgemeines und mildes Königthum im Himmel und auf Erden zu begründen. Dann werden unzweifelhaft diejenigen, welche durch Rath und That und Gebet das gemeine Wohl der Religion und ihres Landes eifrig gefördert haben, über die niedrigern Ordnungen der Seligen erhoben werden, geschmückt mit den glorreichen Namen Fürstenthümer,

Legionen und Throne, und in Deiner seligmachenden Anschauung den anfanglosen und endlosen Kreis der Ewigkeit durchleben in ungetrübter Freude und unaussprechlicher Seligkeit. Aber diejenigen, welche durch Minderung und Verfälschung des wahren Glaubens, durch das Unglück und die Knechtschaft ihres Vaterlandes hohe Würden, Herrschaft und Ehre hier auf Erden zu erlangen streben, werden nach einem schmählichen Ende in diesem Leben (welches Gott über sie verhängen möge) auf ewig hinabgestürzt werden in den dunkelsten und tiefsten Abgrund der Hölle. Dort werden sie gequält, zertreten und verhöhnt werden von allen andern Verdammten, welche in ihren furchtbaren Qualen keine andere Freude haben werden, als daß sie eine wüthende und thierische Tyrannei über jene ausüben, wie über ihre Sklaven und Neger; und sie werden in diesem Elende bleiben ohne Ende als die niedrigsten, geringsten, verachtetsten und niedergetretensten Vasallen des Verderbens."

Das ist eine Stelle, woraus die jungen Leute in England lernen können, wie man von ihren Bischöfen reden soll. Ich würde mich kaum haben entschließen können, sie vorzulesen, hätte ich es nicht thun müssen, um den gefährlichen Rath zu entlarven, den man den jungen Leuten unseres Vaterlandes gegeben hat. Ist es nicht offenbar, daß man, wenn auch Milton ein großer Dichter und einer der besten Schriftsteller unserer Literatur ist, jungen Leuten wohl einschärfen muß, er sei nichts weniger als ein Orakel der Wahrheit, seine Werke enthielten vielmehr Manches, was in unversöhnlichem Widerspruch stehe mit dem, was sie aus ihrem Katechismus lernen? Ich könnte weiter gehen und Stellen citiren, z. B. aus seinem „Ikonoklasten", worin er die Hinrichtung des Königs rechtfertigt und sagt, sie sei ein Act der Gerechtigkeit, worauf die Nation stolz sein dürfe. Sind das die Bücher, die man jungen Leuten in unsern Tagen in die Hand geben darf, wo demokratische und rothrepublicanische Grundsätze sich überall immer weiter ausbreiten? Ich glaube, statt ihnen dergleichen Werke zu empfehlen, sollte man sie warnen und darauf hinweisen, daß der Gelehrte

sie lesen dürfe, um sich mit den Schönheiten unserer Literatur bekannt zu machen, — gleichwie ein Künstler ein schönes Werk betrachtet, welches er verstehen kann und welches er studiren muß, mag es auch gegen den Geschmack und gegen die Grundsätze eines Anfängers in der Kunst verstoßen', — daß aber dergleichen Bücher nicht in eine Bibliothek passen, aus welcher junge Leute die wahren socialen, politischen und religiösen Grundsätze lernen sollen.

Es erübrigt mir jetzt nur noch, Sie zu ermahnen, sich fleißig nützliche Kenntnisse anzueignen unter der Leitung solcher, die Sie nicht irre führen. Lesen Sie, so viel Sie wollen, aber Bücher, die gute Gedanken in Ihnen erwecken und Sie zur Tugend führen; studiren Sie die Naturwissenschaft frei und ungehindert; machen Sie sich mit den Entdeckungen auf diesem Gebiete bekannt, so viel Sie wollen; betreiben Sie, wenn Sie wollen und wenn Ihre Talente und Neigungen Sie dazu veranlassen, irgend einen Zweig oder alle Zweige des Wissens; machen Sie sich mit der schönen Literatur bekannt, — aber suchen Sie dabei Ihren Geist mit schönen und tugendhaften Ideen zu bereichern und verschaffen Sie sich in dieser Weise eine aufheiternde Erholung, welche immer mit literarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen verbunden sein muß, wenn der Geist nicht überladen und erdrückt werden soll. So werden Sie Ihre Fähigkeiten eben so wohl entwickeln, wie diejenigen, welche noch die weitere gefährliche Freiheit genießen, das, was geoffenbart ist, zum Gegenstande ihrer Prüfung zu machen. Sie kennen als Katholiken die Grenzen des Glaubens; hüten Sie sich, dieselben zu überschreiten. Wenn ein Zweifel in Ihnen aufsteigt, wenn Sie bei Ihren Studien einmal auf Schwierigkeiten stoßen, wenn es Ihnen scheint, als ob ein Widerspruch bestehe zwischen dem, was die Wissenschaft enthüllt, und dem, was die Religion lehrt, so suchen Sie und forschen und fragen Sie diejenigen, welche vor Ihnen geforscht und welche vielleicht dieselbe Schwierigkeit selbst zu überwinden gehabt haben, und Sie werden finden, daß Ihre Zweifel gehoben

werden können. Zudem kann die Kirche in ihren Andachtsübungen, in ihren Sacramenten und andern Gnadenmitteln Ihnen in reicher Fülle ein inneres Licht, jenen fast göttlichen Instinct geben, mit welchem der Katholik standhaft an seinem Glauben festhält, ja, sich so an denselben anklammert, wie der Seemann den Mast umarmt, mag er auch von den Wogen umbraust werden, in welche der Sturm ihn hinausgetrieben hat.

So werden Sie sich zu guten Christen heranbilden, während Sie gleichzeitig in andern Beziehungen fortschreiten und hoffen dürfen, im Stande zu sein, den sittlichen und politischen Fortschritt zu fördern, ohne daß das Schaden nimmt, was viel kostbarer ist als alles menschliche Wissen und als alle irdische Weisheit. Sie haben dann inmitten aller Veränderungen einen unerschütterlichen Leuchtthurm. Sie wissen, daß, wie sehr auch immer die Bestrebungen der Menschen ihr Ziel, ihre Natur und ihre Beschaffenheit ändern mögen, dieser Leuchtthurm nicht wankt auf dem Felsen, auf welchem er gepflanzt ist, daß kein vorüberziehendes Heer, keine zerstörende Fluth, keine Zeit im Stande ist, ihn zum Wanken und zum Fallen zu bringen. So haben Sie immer ein Licht für Ihren Pfad und einen Leitstern für Ihre Schritte.

Zur Erläuterung der Dauerhaftigkeit und Unveränderlichkeit, oder vielmehr der Unsterblichkeit der katholischen Wahrheit, während alles Irdische wankt oder erschüttert und zerstört wird, könnte ich Ihnen die bekannte Stelle aus Macaulay anführen, in welcher er den Reisenden aus Neuseeland beschreibt, der auf einem zerbrochenen Bogen der Londoner Brücke sitzt und die Ruinen von St. Paul betrachtet, während der Thron des heiligen Petrus noch so fest steht und die Macht der Päpste noch so stark und ausgedehnt ist, wie vor Jahrhunderten und wie zu dieser Stunde. Aber ich will Ihnen lieber eine Darstellung dieser Wahrheit aus einer Feder anführen, aus welcher man sie noch weniger hätte erwarten sollen; ich meine ein Sonnett von Armellini, einem der Triumviren der römischen Republik, einem der drei Männer,

welche an der Spitze der sogenannten römischen Republik standen, als der Papst von seinem Sitze vertrieben war. Es lautet:

Io mi scontrai col Tempo, e a lui ragione
 Chiesi di tante auguste moli e tante,
 Che fu d'Argo, di Tebe, e di Sidone?
 E d'altre che fur appo e furo innante?

E'rispondendo, invece di sermone
 Un cenere mostrò, di regi ammanti,
 E mille avanzi d'arme e di corone,
 Mille scheggie agitò di scettri infranti.

Di quei che son, ragion gli chiesi ancora:
 Ei rotolò l'acciar che tutto rose,
 »Ciò che altri fur,« gridò, »fian essi or, ora.«

E chiedendo se il fin delle altre cose
 Avrà di Piero il Soglio? Ei tacque. E allora,
 Del tempo invece, Eternità rispose.

Ich traf die Zeit; ich bat sie, mir zu sagen,
 Wo Argos jetzt, wo Sidon sei und Theben,
 Wo all die andern Thürm' und Throne ragen,
 Die nieder einst geschaut auf Kraft und Leben.

Statt lauter Rede ließ sie auf mein Fragen
 Nur Asche mir von Königsprunkgeweben,
 In tausend Stücklein Kronen, Waffen, Wagen,
 Von Sceptern tausend Splitter Antwort geben.

„Und was noch ist?" — mir steckt das Wort im Munde,
 Da schwingt in weitem Bogen schon die Zeit
 Des Todes Sichel: — „„war, ist nicht, zur Stunde.""

„Verfällt denn endlich der Vergangenheit
 Auch Petri Stuhl?" — Sie sinnt und schweigt. — Die Kunde
 Gibt nicht die Zeit, gibt nur die Ewigkeit.

II.

Das alte und das neue Rom.[1])

Wenn es gebräuchlich ist, daß der Redner im Anfange seines Vortrages die Gründe anführt, weshalb er gerade dieses Thema gewählt habe, falls nicht dasselbe ihm durch hinlänglich bekannte Umstände nahe gelegt worden ist, so bin ich glücklicher Weise dieser durch die Sitte geheiligten Verpflichtung überhoben. Denn das Thema, über welches ich zu Ihnen reden will, habe ich mir nicht selbst gewählt; es ist mir vorgeschlagen oder vielmehr zugewiesen worden.[2]) Ich habe also nur dasselbe nach besten Kräften zu behandeln und zwar mehr zur Belehrung als zur bloßen Unterhaltung meiner Zuhörer.

Der Titel „das alte und das neue Rom" eröffnet der geschichtlichen Untersuchung und der Phantasie ein weites Feld. Das classische, aber heidnische Rom auf der einen, und das künstlerische und christliche Rom auf der andern Seite treten in einem großartigen Gegensatze vor unsere Augen. Das eine ist kriegerisch, der Schauplatz gewaltiger Parteikämpfe, stolz und voll unbezähmbarer Herrschsucht, der siedende Strudel, welcher, selbst aufgeregt und ruhelos, die Wogen unwiderstehlicher Eroberungssucht nach allen Gestaden hin wirft; das andere steht da in ruhiger Unerschrockenheit, eine friedliche

[1]) Dieser Vortrag wurde gehalten vor dem Islington Popular Club am 31. Jan. 1856.

[2]) Das Thema war in einer etwas andern Form ohne Angabe des Redners in das Verzeichniß einer Reihe von Vorträgen aufgenommen worden, welche vor dem Islington Popular Club gehalten werden sollten. Erst später wurde ich ersucht, den Vortrag zu übernehmen.
D. Verf.

geistige Herrscherin über ein noch ausgedehnteres religiöses Gebiet.

Quidquid non possidet armis,
Religione tenet.
Was es nicht mit den Waffen bezwungen,
Lenkt es durch Religion.

Das erste ist das Rom des Cicero, des Virgil und des Livius; es hinterläßt ganz Europa eine Norm des guten Geschmacks und ein Gesetz der Sprache, welche alle civilisirten Nationen anerkannt und angenommen haben; das andere, das Rom Raffael's und Michelangelo's bewahrt bis zur Stunde für die Welt die Vorbilder und verkündet in ihnen die Regeln der künstlerischen Schönheit und Erhabenheit.

Und doch kann man in Rom, gleich als ob es auch in dieser Hinsicht den Namen der ewigen Stadt beanspruchen wollte, nicht unterscheiden zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Das alte Rom lebt noch in dem neuen Rom, so daß es als unzerstörbar erscheint, und das neue Rom ist so verwebt mit dem alten Rom, daß es als ursprünglich und alterthümlich erscheint. Sie sind zwei nebeneinanderstehenden Figuren zu vergleichen, welche beide die alte Tiber darstellen, mit dem Schilfkranze auf dem Haupte und der überströmenden Wasserurne zu den Füßen, von denen aber die eine in eine Rüstung gekleidet ist und auf den Ruinen zerstörter Tempel sitzt, gedankenvoll und wehmüthig, während die andere mild und majestätisch daneben steht und von den zertrümmerten Schätzen die verwüstende Zeit abwehrt. In den Marmorhallen des Vaticans haben die herrlichsten Ueberreste der heidnischen Kunst ein Asyl gefunden, und auf der Spitze des Capitols thront das Symbol des Sieges des Christenthums. Es wäre darum schwierig, wollte man Rom anders denn als *eine einzige* Stadt betrachten.

Darin liegt die Eigenthümlichkeit Rom's, das gibt uns zugleich den Schlüssel zu dem, was wir als seine Bestimmung bezeichnen dürfen. Dies wird der Gegenstand meines Vor-

trags sein; denn nur so, scheint es mir, kann ich mein Thema, die Vergleichung des alten und des neuen Rom und die Darstellung des Einflusses des einen auf das andere erschöpfend behandeln.

Ich weiß nicht, wie ich die Umwandlung des einen in das andere Ihnen besser veranschaulichen kann, als indem ich die schöne Erfindung der Nebelbilder zur Vergleichung benutze. Wir haben zuerst vor uns ein klares und reiches Bild der alten Stadt. Die Beschreibungen einiger gleichzeitigen Schriftsteller, die gelegentlichen Andeutungen anderer, die an verschiedenen Orten aufgefundenen Inschriften, Münzen, auf welchen Gebäude dargestellt sind, und vor Allem die Ruinen selbst setzen den Alterthumsforscher und den Bauverständigen in den Stand, uns das alte Rom in seiner ganzen Pracht und Größe darzustellen. Nun ändert sich die ganze Scene. Wir sehen auf demselben Platze ein kaum minder großartiges und ein in manchen Zügen kaum verändertes Bild; Basiliken stehen da, wo auch früher Basiliken standen, Tempel sehen wir oft da, wo auch früher Tempel zu sehen waren; aber eine Kuppel erhebt sich über die andere, ein Thurm neben dem andern, hier inmitten hoher Gebäude, dort umgeben von üppigen Weinstöcken und zierlichen Cypressen, oder neben großartigen Wasserleitungen und massiven Bädern. Aber so eigenthümlich jedes der beiden Bilder auch sein mag, das Uebergehen des einen in das andere, das Zerschmelzen des alten in das neue ist ein Geheimniß gewesen, welches das Auge nicht verfolgen konnte. Das erste verblich allmälig, so wie die Züge des zweiten vor und nach daraus hervortraten, sie waren einige Zeit mit einander vermischt, im Einzelnen nicht von einander zu trennen und zu unterscheiden. Die Fläche, auf welche das Auge hinblickte, war keinen Augenblick leer, aber man konnte nicht sagen, was darauf zu sehen war, bis endlich die Linien sich entwirrten und das zweite Bild klar hervortrat, auf welchem die zurückgebliebenen Theile des ersten

eine neue Gestalt und Farbe erhielten, während alles, was neu war, kühn, eigenthümlich und unabhängig sich ausprägte. In ähnlicher Weise fand die Umwandlung des alten Rom in das neue statt. Eine edele und schöne Stadt steht da, wo einst eine größere und reichere stand; wie aber die Veränderung stattfand, das kann ich nicht beschreiben. So viel aber ist augenscheinlich: diese Thatsache steht ganz einzig da in der Geschichte der Völker.

Die Ufer des Nil sind besäet mit den Ruinen massiver Memnonssäulen und den zerrissenen Gliedern riesiger Sphynxe; aber diese stehen einsam da auf den sandigen Gestaden, und von den Städten, die einst sie umgaben, ist nichts mehr zu sehen. Grüne Erdhügel bezeichneten noch vor Kurzem auf den unfruchtbaren Ebenen Assyriens die Stelle, wo die Paläste und Tempel des stolzen Ninive und des üppigen Babylon gestanden. Ihre kolossalen Bildwerke, welche ganz verschüttet waren und wieder ausgegraben wurden, sind wohl werth, als die Schule oder als die Vorläufer der griechischen Kunst angesehen zu werden, sind aber auf ihrem eigenen Grund und Boden unfruchtbar geblieben und haben bei dem Volke, welches sie hervorgebracht, keine Nachfolger gefunden. Ja, die zierlichen Säulen der Akropolis von Athen stehen noch aufrecht; aber zu ihren Füßen liegen seit Jahrhunderten nur ärmliche und schmucklose Gebäude, welche auf keinerlei Verwandtschaft mit den Denkmälern der schönsten unter den Städten des Alterthums Anspruch machen können.

Wenn aber weder die Macht eines Reiches, noch die Festigkeit des Baues, noch die Schönheit der Kunstwerke die Hauptstädte anderer Länder vor hoffnungsloser Zerstörung bewahren konnte, so dürfen wir uns, wenn wir die Geschichte von Rom lesen, wohl darüber wundern, daß diese Stadt ein anderes Loos gehabt hat. Bis zur Zeit Constantin's wurde in Rom noch neu gebaut; Diocletian hatte Bäder von ungeheuerm Umfange angelegt, welche beweisen, daß das Auge der Römer damals noch fähig war, wenn nicht eine kunst-

volle Ausführung, so doch großartige Verhältnisse zu würdigen; und Constantin selbst hatte seinen Triumphbogen gebaut und seine Basilika nahe bei oder an dem Forum. Aber die Verlegung des Sitzes der Regierung nach Byzanz änderte bald diesen Stand der Dinge. Mehr und mehr wurde Rom vernachlässigt und bald fast vergessen. Nach dem hellen, aber kurzen Glanze der Theodosianischen Periode brach Unglück und Zerstörung über die Stadt herein. Die Kosten der Erhaltung der großen öffentlichen Gebäude, welche großentheils jetzt nutzlos oder sogar mißliebig geworden, waren zu hoch für die Kräfte einer Stadt, welche nun nicht mehr die erste Stadt des Reiches war. Die Zeit begann an den minder festen Gebäuden zu rütteln oder zu nagen; Erdbeben erschütterten und zerstörten die massivsten, und Feuersbrünste beschädigten und verheerten unterschiedlos die prächtigen und die geringen.

Darauf kamen, was schlimmer war als dieses, die Einbrüche von Feinden und die Brandfackeln der Barbaren. Die Ströme, welche einer nach dem andern aus dem eisigen Norden hervorbrachen, wälzten sich natürlich nach den Ebenen von Italien hin, wie der Fluß nach der See hin fließt; und in Italien angelangt, strömten sie eben so natürlich nach der kaiserlichen und priesterlichen Stadt hin zusammen. Im Jahre 404 eroberte und plünderte Alarich an der Spitze seiner Westgothen Rom und raubte alles, was in den Augen eines Barbaren werthvoll war. Etwa sechs Jahre später folgte eine ähnliche Plünderung. Im Jahre 445 landeten die Vandalen unter Genserich in der Tibermündung. Drei Jahre vorher war die Invasion Attila's, der Geißel Gottes, abgewendet und Rom gerettet worden nicht durch die Tapferkeit kaiserlicher Heerführer, sondern durch das unerschrockene Auftreten des heiligen Leo; und nun zog dieser furchtlose Papst zum zweiten Male aus als Fürsprecher für seine Heerde, um den nordischen Eroberer zu beschwichtigen. Es gelang ihm insoweit, als er Genserich bewog, nicht, wie er beabsichtigte, die ganze Stadt niederzubrennen und so ihren Untergang zu vollenden;

aber vierzehn Tage und vierzehn Nächte lang wurde sie der ungezügelten Wuth, Habsucht und Lust seiner erbarmungslosen Schaaren preisgegeben.

Im Jahre 472 eroberten und plünderten Ricimer und seine barbarischen Gothen die unglückliche Stadt. Aber alle Schrecken früherer Invasionen wurden in Schatten gestellt durch die Invasion des Totila und seiner Ostgothen im Jahre 546. In seiner Wuth erklärte dieser siegreiche Heerführer, welcher elf kaiserliche Feldherren überwunden hatte, Rom solle ganz ausgeplündert und zu einer Viehweide gemacht werden. Als eine göttliche Weissagung gegen das mächtige Tyrus, die erstgeborene Tochter der See, erging, daß es werden solle „zu einem Platze, wo man die Netze trocknet,“ [1]) da wurde diese Drohung gleich, buchstäblich und für immer erfüllt. Aber wenn der Mensch, mag er noch so stark und noch so kühn sein und alle menschliche Wahrscheinlichkeit für sich haben, sich heraus nimmt, ähnliche Beschlüsse auszusprechen, so wird er oft finden, daß er damit in Widerspruch geräth mit einem höhern Rathschluß, der nicht vereitelt werden kann. Totila erklärte, Rom solle zu einer Viehweide werden; aber ein unwiderruflicher Rathschluß war lange zuvor verkündet worden: daß es die ewige Weide werden solle, auf welcher der oberste Hirt die Heerde Christi weiden werde. Merkwürdiger Weise gab der Barbar, als gehorche er einem Geschicke, welches die Zerstörung der unsterblichen Stadt verbot, den Vorstellungen des Feldherrn Gehör, den er in der Schlacht besiegt hatte. Belisar drohte ihm mit ewiger Schmach, wenn er zerstöre, was von Rom's Größe noch übrig war; und er führte seine Absichten nicht aus. Aber er schleppte den ganzen Senat und die meisten Einwohner nach Apulien fort, und Rom blieb vierzig Tage lang, wie man es treffend bezeichnet hat, „eine Marmor-Wüste.“

Wir dürfen wohl fragen, was diese auf einander folgenden Eroberer und Plünderer wegzuschleppen fanden; und wir

[1]) Ezech. 26, 5. 14.

können ihre Verwüstungen nicht besser beschreiben als mit den Worten des Propheten: „Was die Raupe übrig ließ, fraß die Heuschrecke, und was die Heuschrecke übrig ließ, fraß der Käfer, und was der Käfer übrig ließ, fraß der Kornbrand.“ [1]) Nur eine Antwort gibt uns die Geschichte auf jene Frage der Verwunderung: fleißig, sinnreich und beharrlich wie die Ameisen, begannen die Einwohner, ihre Päpste an der Spitze, sobald die bittern Wasser der Invasion sich verlaufen hatten, die Spuren der Verwüstung, so gut es anging, an den Werken zu vernichten, die ihnen am theuersten waren. Die alten Basiliken wurden schleunig wiederhergestellt und merkwürdiger Weise selbst neue gebaut. Reiche Mosaiken zierten ihre Wände, und goldene Geräthe und prächtige Gewänder erschienen wieder auf und an ihren Altären, um auf's neue geraubt und auf's neue ersetzt zu werden. Aber selbst dieses trug zur Zerstörung des alten Rom bei. Zu arm an Geld, an Kunstfertigkeit und an Geschicklichkeit, um neue Materialien herbeizuschaffen und zu bearbeiten, fanden die Arbeiter dieselben in den ältern Gebäuden vor. Bruchstücke von längst abgeschlagenen Karnießen, Inschriften, welche durch die Gewalt der Feinde oder der Natur von ihren Plätzen weggerissen waren, wurden in die Mauern eingemauert, vermischt mit Ziegeln und Bausteinen aus allen Zeitaltern und von allen Formen, — ein Durcheinander, welches die Alterthumsforscher opus tumultuarium nennen.

Noch eine andere eigenthümliche Ursache der Zerstörung hat überall Spuren ihrer Wirksamkeit hinterlassen, — die Armuth. Fast allen öffentlichen Gebäuden kann man es ansehen, daß sie zu Wohnungen eingerichtet worden sind: es wurden Löcher in die Mauern gebrochen, und Sparren eingesetzt, um ein Dach zu bauen, — wahrscheinlich von den Tausenden, welche durch eine Plünderung oder Feuersbrunst obdachlos geworden waren. Dazu kam, daß wegen des hohen Preises der Metalle diese Unglücklichen oder auch die feind-

[1]) Joel 1, 4.

lichen Eroberer die großen Quadern massiver Gebäude zertrümmerten, um die kupfernen Klammern, durch welche sie zusammengehalten wurden, herauszubrechen, wodurch herrliche Bauwerke nicht nur verunstaltet, sondern theilweise zerstört wurden.

Welche Wirkungen all diese zerstörenden Ursachen für das neue Rom gehabt haben und welche Erwägungen sich daran anknüpfen lassen, werden wir später sehen. Für jetzt erlauben Sie mir, einen Augenblick inne zu halten und Sie zu bitten, über die Lage nachzudenken; in welcher sich die in der unglücklichen und gedemüthigten Stadt zurückgebliebenen Einwohner während der eben beschriebenen Perioden befanden. Was konnte sie an den Trümmerhaufen fesseln, der für sie das alte Rom darstellte? Nach dem Plane, welcher bei allen großen Städten beobachtet ist, erhoben sich die öffentlichen Gebäude und die festern Bauwerke um das Forum herum, und diese blieben stehen; die bewohntesten Theile der Stadt aber, die sieben Hügel und der Campus Martius, müssen um diese Zeit eine Masse von dachlosen, großentheils verfallenen Mauern gewesen sein. Die wenigen Bewohner derselben müssen in beständiger Angst gelebt haben; oft muß in der Nacht das Zusammenstürzen eines Bogens ihre schwachen Hütten von Grund aus erschüttert haben, und bei Tage müssen sie furchtsam über die durch Trümmer versperrten Straßen, unter den drohend überhangenden Mauern zerstörter Gebäude oder durch die Risse und Löcher derselben geschlichen sein. Die zerstörten Wasserleitungen müssen nun ihr Wasser unregelmäßig ausgeströmt haben, daß sich statt klarer Teiche, Pfützen und Sümpfe bildeten, bis sie endlich ganz verfielen. Selbst der Fluß scheint — von Monumenten, die in sein Bett hinabfielen, von Brücken, welche einstürzten, weil sie nicht in Reparatur erhalten wurden, und von Materialien, welche von muthwilligen Zerstörern hineingeworfen wurden, in seinem Laufe gehemmt, — wenn auch die Geschichte darüber schweigt — sich ein anderes Bett gesucht zu haben.

Könnten wir uns unter diesen Umständen wundern, wenn uns von Rom berichtet würde, was anderswo die Folge von viel weniger vollständigen Zerstörungen und Verwüstungen gewesen ist: — wenn, gleichwie Kairo an die Stelle von Theben und Bagdad an die Stelle von Babylon getreten ist, gleichwie selbst Jerusalem nach seiner letzten Zerstörung eine andere Lage erhalten hat, so auch die Einwohner von Rom durch solche ununterbrochen auf einander folgende Calamitäten ihre Anhänglichkeit an ihre Vaterstadt ganz verloren, sich nach einem gesundern, sicherern und angenehmern Wohnplatze umgesehen und ein neues Rom auf einem jener schönen Hügel gebaut hätten, welche den ungesunden Platz umgeben, den Romulus gewählt hatte? Tusculum stieg, als es zerstört wurde, von seinen Felsenspitzen zu dem lieblichen Abhange der Hügel hinab und begrub sich in deren grünes Laubwerk. Alba ging, als es verwüstet war, über seinen See hinüber und wählte einen neuen Platz, von wo aus es noch auf den ruhigen Spiegel hinblicken, aber über die Ebene hin bis zu dem Meere sich ausdehnen konnte. Was, frage ich nochmals, wäre natürlicher gewesen, als daß auch Rom dieser fast allgemein beobachteten Regel gefolgt wäre?

Es muß Gründe gegeben haben, triftige und gewichtige Gründe, daß man diesem natürlichen Instincte nicht folgte, — Gründe noch viel mehr, daß die Vorsehung dieses so fügte, ohne welche kein Sperling vom Dache fällt, welche selbst das Leben der „vielen Thiere" ebensowohl, wie das der „120,000 Menschen, welche die rechte Hand von der linken nicht unterscheiden konnten," mit in Anschlag brachte, als sie beschloß, Ninive solle nicht zerstört werden [1]).

Jahrhunderte der Unruhe und Verwirrung folgten auf die der Invasion und Plünderung. Mächtige Familien kämpften mit einander um ihre Besitzungen oder um die höchste Gewalt. Die eine unterdrückte, plünderte und zerstörte nach der andern; oft verwüsteten sie mit einander im Bunde oder mit einander

[1]) Jon. 4, 11.

im Streite. Sie bauten Festungen in der Stadt oder in ihrer unmittelbaren Nähe oder in den umliegenden Dörfern und Städtchen; und bei der Anlage dieser und anderer Bauten wurde die alte Stadt zerstört. Ja, man kann wohl sagen, selbst bis nach dem Wiederaufleben der Künste habe diese Form der Verwüstung fortgedauert. Endlich, gerade um die Zeit, als für die Kunst und Literatur eine neue Morgenröthe aufdämmerte, als Dante und Petrarca sangen und Giotto malte, als viele prächtige Kathedralen gebaut wurden, wurde die große erhaltende Kraft Rom's hinweggenommen und sein Licht scheinbar ausgelöscht; im Jahre 1308 verlegte der Papst seinen Hof, aber nicht seinen Stuhl nach Avignon. Während dieser theilweisen Sonnenfinsterniß war Rom in Wahrheit dunkel und öde, und es muß in der That ein mächtiger Zauber gewesen sein, welcher noch immer die Einwohner an die Stadt fesselte und — müssen wir beifügen — die Pilger nach ihren Ruinen hinzog.

Betrachten wir nun den Einfluß der verschiedenen Ursachen, die wir wirksam gesehen haben, auf die Bildung der neuen Stadt. Eine Eigenthümlichkeit muß, meine ich, auch dem oberflächlichen Beobachter auffallen. Die Zeit, in welcher das nördliche Europa, ja, auch das nördliche Italien seine Architektur schuf, war für Rom die Zeit der tiefsten Erniedrigung. Es bedurfte nicht dessen, was in andern Ländern ein so dringendes Bedürfniß war; es hatte noch große und für jene Zeit prächtige Kirchen. Diese hatten ihre Gesetze, ihre Einrichtungen, ja, selbst ihre Verzierungen, wie sie sich aus älterer Zeit erhalten hatten oder nach traditionellen alten Mustern erneuert waren. Es war nicht an der Zeit, unbedenklich das, was bestanden, wegzuräumen und neu zu beginnen. Darum hat die mittelalterliche Kunst in Rom verhältnißmäßig weniger Eingang gefunden, als in irgend einer andern Stadt; ja, man kann wohl Rom als die Schranke bezeichnen, vor welcher sie stehen blieb. Florenz und Bologna nahmen sie auf, und noch näher bei Rom Assisi und Orvieto; aber mit einer einzigen

Ausnahme, der Kirche der Minerva, erinnert kein bedeutendes Bauwerk in Rom an die Periode der gothischen Baukunst. — Was war die Folge davon? Zunächst, daß man auch später sich nicht versucht fühlte, das Bestehende zu zerstören, so lange es erhalten werden konnte. Einige Basiliken wurden freilich später bedeutend verändert, wiewohl im Wesentlichen der ursprüngliche Plan festgehalten wurde; aber im Allgemeinen war man nothwendig darauf hingewiesen, die Bauwerke vor dem Verfalle zu bewahren. Ferner, als endlich die Künste von neuem auflebten und Rom seine hervorragende Stellung auf dem Gebiete der Kunst wiedergewann, hatte es seine eigenen Muster, auf die es zurückgehen konnte, und es ist gewiß nicht zu tadeln, wenn es, nachdem es die Periode der mittelalterlichen Kunst durchlebt hatte, ohne sie anzunehmen, nicht zu ihr zurückkehrte, als sie bereits überall ihren Gipfelpunkt überstiegen hatte und sich ihrem Verfalle näherte.

Unter diesen Umständen müssen wir natürlich wünschen, es möge möglichst viel von der alten Stadt übrig geblieben sein, um die neue zu verschönern und die Welt in der Kunst zu unterweisen. Hätten nicht die alten Römer viele Kunstschätze Griechenlands nach ihrer Stadt gebracht, sie wären ohne Zweifel für uns verloren gegangen. Wenn wir die Elgin'schen Marmorwerke ausnehmen, welche noch dazu nicht ganz frei von dem Vorwurfe des Vandalismus zu uns gekommen sind, wie wenig unmittelbaren Nutzen hat uns jener fruchtbare Boden der Kunst gebracht! Wir müssen also der Vorsehung dafür danken, daß Rom zu einer Schatzkammer gemacht wurde, zu welcher die ganze Welt beitrug, und daß seine Vorräthe so unermeßlich waren, daß selbst nach der schrecklichen Verwüstung von Jahrhunderten noch so Vieles auf uns gekommen ist. Es wird aber vielleicht paradox scheinen, wenn ich weiter behaupte, gerade die Ursachen der Zerstörung, welche ich aufgezählt habe, seien in der Hand der Vorsehung zu Mitteln der Erhaltung geworden.

In der That ist nichts so zerstörenden Charakters, als

die Unfähigkeit, das, was man besitzt, zu würdigen. Eine goldene Münze wird der Alterthumskunde und der Kunst eher Nutzen bringen können, wenn sie unter einem Schutthaufen begraben, als wenn sie einem Beduinen oder Tartaren in die Hände gefallen ist. Diese würden sie einschmelzen, oder ein Loch darein bohren und einen Zierrath daraus machen; die Mutter Erde aber ist es, welche, indem sie vor und nach die ihr anvertrauten Schätze herausgibt, unsere Cabinette mit Gemmen, Münzen und antiken Geschmeiden füllt. Wenn es also ein weiser und geheimnißvoller Rathschluß Gottes war, daß die Tage der alten und der neuen Civilisation durch eine dunkele Nacht von einander geschieden werden sollten, und wenn jenes Auge, welches beide gleicher Weise schaute, sah, daß beide gut waren, so war die beste Hoffnung für den zweiten Tag das Verbergen des ersten. Darum wählte die Vorsehung als ihr erstes Mittel der Erhaltung die Zerstörung, gleich dem Spaten, der die Erdschollen auf die Saat wirft und sie vor den Vögeln, die sie sonst verzehren würden, verbirgt, bis die Zeit eines neuen Lebens für sie gekommen ist. Wären nicht die Gewölbe des goldenen Hauses mit Erde verschüttet worden, Raffael hätte dort nicht in ihrer ganzen Farbenfrische und in vollständig erhaltenen Umrissen die Arabesken gefunden, welche er als Zugabe zu seinen herrlichen Fresken in den Vatican verpflanzte. Wären nicht die Gräber der Scipionen oder der Freigelassenen des Augustus oder der Nasonen und viele andere selbst sammt ihren Todten begraben worden, wir würden jene interessanten Inschriften und Gemälde nicht mehr besitzen, welche wir noch jetzt darauf erblicken, noch auch die genauen Aufschlüsse haben, welche sie unserm Auge darbieten über die Weise, wie die Alten ihre Todten begruben und ehrten. Noch mehr, wäre nicht das Grab zu Monte Granaro vor dem Lateran-Thore in einen Hügel verwandelt und ein Weinberg darauf gepflanzt und ein Thurm darauf gebaut worden, die unvergleichliche Portland-Vase hätte, statt das Juwel des Britischen Museums zu sein, vielleicht das Schicksal gehabt, daß

irgend ein mittelalterlicher Bauer sie wie ein gewöhnliches Geschirr zum Wasserholen benutzt, eines Tages an einen Porphyr-Block gestoßen und zertrümmert, und die Stücke auf einen Scherbenhaufen geworfen hätte. Aehnliches läßt sich von den zahllosen estruskischen Vasen und Alabaster-Sarkophagen sagen, welche die unterirdischen Städte Cäre, Volterra, Chiusi oder Nola zur Bereicherung aller Museen in Europa geliefert haben.

Und, was sollen wir sagen von den Werken der Bildhauerkunst? Wer kann berechnen, wie viele Meisterwerke im Mittelalter untergegangen sind? Wie viele der Statuen und Gruppen, welche noch Plinius erwähnt, sind uns nicht erhalten? Sind sie zerstört, oder liegen sie noch irgendwo begraben, um einer kommenden Generation ihre Arbeiten zu lohnen und das Herz zu erfreuen? Niemand weiß es, aber Alle müssen wünschen, es möge letzteres der Fall sein. Während einer langen Zeit war Marmor das bequemste Material, um Kalk zu bereiten, und es dürfte wohl zu bezweifeln sein, ob ein mittelalterlicher Kalkbrenner einen Unterschied gemacht haben würde zwischen dem Laokoon oder Apollo und einer rohen Satyr-Statue, die in einem Garten gestanden hatte, wenn nicht letztere etwa mehr wog oder aus geeigneterm Material angefertigt war. Unter den Statuen, welche Signor Guidi, der umsichtigste, unermüdlichste und uneigennützigste unter den Leitern der Ausgrabungen in Rom unlängst gefunden hat, waren zwei von schöner Ausführung und großartigen Proportionen, welche mit einem Schmiedehammer, den man daneben fand, entzwei geschlagen waren, — ob aus Widerwillen oder Zerstörungssucht, oder um sie irgendwie nutzbar zu machen, ist nicht zu ermitteln. So viel aber ist sicher: was unbedeckt blieb, verschwand, wenn es nicht irgendwie geschützt wurde; alles Werthvolle aber, was wir noch besitzen, ist aus Trümmerhaufen ausgegraben worden. Und dieses ist weder der Zahl noch dem Werthe nach gering. Nicht nur die drei Museen in Rom und die dortigen Privatsammlungen sind reich an Meisterwerken der Bildhauerkunst;

sondern, wenn Sie nach Neapel oder Florenz gehen, werden Sie finden, daß die Perlen der dortigen Museen von Rom dorthin gebracht worden sind, welches von seinem Ueberflusse selbst entferntern Sammlungen reichlich mitgetheilt hat.

So sehr wir darum auch die Plünderungen und Zerstörungen, die Brandstiftungen und Verwüstungen barbarischer Eroberer beklagen mögen, wir haben Grund, diesen Calamitäten anderseits dankbar zu sein als einem der Mittel, durch welche uns Vieles erhalten worden ist, was wir hochschätzen. In gleicher Weise wurden die zerstörenden Wirkungen anderer Kräfte neutralisirt. Wenn Säulen und Capitäle und Friese von profanen Gebäuden weggerissen und nach heiligen Gebäuden gebracht wurden, so wären ohne dieses diese schönen orientalischen Marmor-Arbeiten wahrscheinlich gleich andern zu Grunde gegangen. Porphyr-Urnen, welche jetzt unter Altären stehen, hätte man sonst vielleicht zerbrochen, um Mosaik daraus zu machen oder gewundene Säulen damit zu bekleiden, und die unvergleichlichen phrygischen Pfeiler, welche in der Basilika des heiligen Paulus an der Straße noch Ostia standen, wären ohne Zweifel durch eine frühere Feuersbrunst, als die im Jahre 1823, verkalkt. Auch viele werthvolle Inschriften, welche jetzt die Museen zieren, verdanken ihre Erhaltung dem Umstande, daß sie als Baumaterial in eine Mauer eingefügt wurden.

In gleicher Weise ist es unverkennbar, daß, ohne es zu wollen, die rohen Barone des Mittelalters uns manches erhalten haben, was sonst unwiederbringlich verloren sein würde. Die Orsini's bemächtigten sich des Theaters des Marcellus, benutzten die äußere Mauer desselben als Außenmauer ihres Palastes, befestigten dasselbe, ohne seine Umrisse zu zerstören, indem sie die Bogen aufbauten, und haben es so erhalten. Die Gaetani's machten das kreisrunde Grab der Cäcilia Metella zum Kern oder Thurm des Castells, welches sie an der Appischen Straße bauten, um von den Reisenden Geld zu erpressen, welches aber dazu beitrug, daß die Monumente dieser berühmten Straße verlassen, und wahrscheinlich auch, daß sie erhalten wurden.

Kaum ein anderes Grab ist darum so gut erhalten. Die Frangipani's endlich benutzten den Triumphbogen des Titus als ihren festen Platz auf dem Forum, machten ein Castell daraus und umgaben ihn mit Bauten, die ihn wahrscheinlich zusammenhielten; denn als ich zuerst nach Rom kam, war dieses wichtige Monument durch Gerüste gestützt, bis es Pius VII. vollständig restauriren ließ.

Wir haben nun gesehen, durch welche schreckliche Wechselfälle hindurch und in welcher wunderbaren Weise das alte Rom vor dem gänzlichen Untergange gerettet wurde, so daß es auf das neue Rom Einfluß üben konnte. Kehren wir nun das Bild um und betrachten, — was auf den ersten Blick auffallend erscheinen könnte, — in welcher Weise zu unserer Zeit die alte Stadt aus der neuen sich entwickelt und hervortritt, und gleichsam neugeboren wird unter der Obsorge ihrer liebenden Tochter.

Es ist in Rom von dem höchsten Interesse, die neuen Entdeckungen zu verfolgen, welche bei den Forschungen auf dem Gebiete der Alterthumskunde gemacht werden. Diese nehmen eine so manchfaltige Gestalt an und führen zu so unerwarteten Ergebnissen, daß sie oft Freude und Staunen erregen müssen. Die beiden Städte können mit einem Palimpsest verglichen werden, mit einem Pergament, welches in der klassischen Zeit beschrieben, worauf dann später die Schrift theilweise ausgelöscht und ein späteres, mitunter werthvolles Werk geschrieben worden ist. Das geübte Auge eines Gelehrten, wie der verstorbene Cardinal Mai war, entdeckt die ältern Züge, ohne die darüber geschriebenen spätern zu zerstören und ohne viele künstliche Mittel anzuwenden; und so wird ein alter Schriftsteller vor dem gänzlichen Untergange oder vor der Vergessenheit bewahrt. Aehnlich verhält es sich mit Rom. Indem man die Fundamente eines Hauses gräbt oder einen Graben zieht, stößt man vielleicht auf eine alte Mauer, welche den Arbeitern das Weitergraben fast unmöglich macht. Der Alterthumsforscher erkennt leicht ihr Alter, sie gibt ihm einen

Anhaltspunkt, die Lage eines verlorenen Gebäudes zu bestimmen; die nahen Kellerräume werden untersucht und man findet dort Fortsetzungen des Baues, vielleicht eine Basis oder ein Capital, die offenbar dazu gehören, und so liest man die alte klassische Stadt unter Kirchen und Palästen, wie ein Buch des Cicero unter einer Abhandlung eines Scholastikers. In dieser Weise kann der Plan und der Umfang der Septa Julia unter den Kellern und den Fundamenten von allerlei Gebäuden an und nahe bei dem Corso nachgewiesen werden.

Ein anderes Mal führt der Zufall oder eine eigens angestellte Untersuchung zur Entdeckung neuer, nicht nur unerforschter, sondern unbekannter Regionen. Ein sehr interessantes Beispiel bietet uns die jüngste Vergangenheit. Auf dem Aventinischen Hügel steht die ehrwürdige alte Kirche der h. Sabina, daneben ein Haus, welches eine Genossenschaft von Dominicanern seit den Tagen ihres Stifters bewohnt. Vor etwa drei Monaten [1]) wollten die guten Mönche ihren Garten anders, mehr nach englischer Manier anlegen. Sie thaten die Arbeit natürlich selbst, und es dauerte nicht lange, bis ihr Fleiß reich belohnt wurde. Sie stießen auf eine Oeffnung, drangen darin ein und fanden eine alte, schön mit Arabesken bemalte christliche Halle. Als sie dieselbe ausräumten, fanden sie einen Eingang in ein anderes Gemach; so kamen sie aus einer Räumlichkeit in die andere, und vor vierzehn Tagen hatten sie bereits die zehnte entdeckt. Die Entdeckung hat das größte Aufsehen erregt, da man keine Ahnung davon gehabt hatte, daß sich dort ein derartiges Monument befand. Ein Gemach ist mit Namen aus dem dritten oder vierten Jahrhundert bedeckt, von denen man bis vor Kurzem erst einen hatte entziffern können. Diese Ausgrabung ist aber wichtig auch in der Hinsicht, die ich vorhin erwähnte; denn das, was man zuerst entdeckte, war ein Stück von der Mauer des Königs Tullius; und dieses Stück in Verbindung mit einem andern, welches man vor wenigen Jahren in einiger Entfernung davon in dem

[1]) Im Herbste 1855.

anstoßenden Weinberge der Jesuiten bei dem Anpflanzen neuer Weinstöcke entdeckt hat, zeigt uns die Richtung der Mauer und den Umfang der ursprünglichen Stadt.

Zu Zeiten ist aber die Art und Weise, wie die alte Stadt aus der neuen gleichsam hervortritt, noch eigenthümlicher und mehr den Arbeiten der Geologen zu vergleichen. Der Alterthumsforscher auf dem Gebiete der Natur zerbricht z. B. ein Stück Lias und findet darin den genauen Abdruck eines Fisches; oder er findet versteinerte Muscheln in einem harten Steine fest eingeschlossen. Etwas Aehnliches fand man zu Rom vor einigen Jahren unter dem letzten Pontificate. Man wollte eines der Thore, die Porta Maggiore, von einer häßlichen Bastion befreien, die dasselbe entstellte, und machte dabei eine eigenthümliche Entdeckung. Man fand unter dem Mauerwerk, so zugebaut, daß Niemand davon etwas ahnen konnte, eines der sonderbarsten Gräber, die wir kennen. Es ist größtentheils, wenn nicht ganz, aus steinernen Trögen gebaut, die man beim Brodkneten gebrauchte, und der ganze Proceß des Brodbackens ist auf dem Grabmale in Basreliefs dargestellt. Eine sehr alte, mehrere Male wiederholte Inschrift besagt, ein Bäcker und Brodlieferant habe dieses Monument seiner Gattin errichtet, deren Leib in dieser Bäckerei, wie er sagt, in hoc panario, beigesetzt sei. Da das Denkmal nahe bei dem Thore lag und sehr fest war, hatte man es mit eingemauert und zum Kerne eines Thurmes gemacht.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, in welcher Weise das alte und das neue Rom enge mit einander verbunden sind, und wie letzteres fortwährend neue verborgene Monumente des erstern an's Licht bringt. Von der Entdeckung einzelner und kleinerer Gegenstände, Statuen, Inschriften und Blöcke von seltenen Marmorarten habe ich nicht gesprochen, eben so wenig habe ich das heiligere Gebiet der kirchlichen Alterthümer betreten: wollte ich das thun, ich müßte Ihre Aufmerksamkeit noch lange in Anspruch nehmen. Ich füge darum nur noch einige Schlußbetrachtungen bei.

Wenn wir Rom als die große Erhalterin der alten Kunst ansehen, als die Stadt, welche bestimmt war, zu sammeln und aufzuhäufen und dann der Welt aufzuweisen, was dem Alterthum als das Schönste erschien, so habe ich hinlänglich gezeigt, wie vollständig es seine Mission erfüllt hat. Wenn wir in der Geschichte das Walten nicht des menschlichen Willens, sondern der Vorsehung des allmächtigen Herrn der Welt zu erkennen suchen, wenn wir durch alle die krummen Linien, die Flecken und Kleckse, die Ausstreichungen und Aenderungen derjenigen, welche ihre Annalen in das Buch des Ruhmes dieser Welt einzeichnen, die regelmäßigen, schönen und festen Züge der Hand verfolgen, welche sie Alle beherrscht, so sehen wir, wie alles, was in Rom geschehen ist und was Rom betroffen hat, nöthig und weise geordnet war zur Erreichung eines großen irdischen Zweckes.

Aber können wir dabei stehen bleiben? Als wir die Befürchtungen, die Gefahren und die Bedrängnisse derjenigen betrachteten, welche in den Zeiten der Noth in Rom wohnten, als wir sahen, wie nahe es ihnen, menschlich angesehen, liegen mußte, nach einem andern glücklichern und sicheren Platze auszuwandern: da haben wir die Gründe nicht erforscht, welche sie davon abhielten, die Gründe, welche ihren Sinn lenkten, die Gründe, welche sie zu ihrem Entschlusse bestimmten.

Wer kann verkennen, was sie bewog, nicht auszuwandern? Die Bewohner jeder andern Stadt konnten umherschweifen, ihren Hausrath, und wenn sie Heiden waren, ihre Hausgötter mitnehmen, einen neuen Heerd begründen und ihre Kinder darum sammeln. So die Bewohner von Alba oder Tusculum und von Theben oder Babylon. Aber nicht so die Bewohner von Rom. Der Römer konnte nicht mitnehmen die Steine seiner Stadt, die ihm theuer waren, den Staub der Straßen, der ihm heilig war. Er konnte nicht mitnehmen das Gefängniß, in welchem Paulus um Christi willen ein Gefangener war, das Janiculum, auf welchem Petrus gekreuzigt wurde, das glorreiche Grab, welches die Leiber beider

Apostelfürsten umschloß. Er konnte nicht mitnehmen die Denkmäler des Laurentius und der Agnes, den Boden vom heiligen Grabe, mit welchem Helena die Kirche des heiligen Kreuzes gepflastert hatte, die Katakomben mit ihren Myriaden von Martyrern und die Basiliken mit ihren tausend Erinnerungen. Er liebte Rom, nicht seine prächtigen Gebäude. Rom war — auch ohne Monumente, zerstört, verwüstet, unter die Füße getreten — für ihn die Stadt des heiligen Petrus, der Thron seiner Nachfolger.

Als ich von alten Städten sprach, welche untergegangen sind, um nie wieder aufgebaut zu werden, habe ich eine nicht erwähnt, die einzige, welche mit Rom verglichen werden kann. Als Jerusalem zum ersten Male zerstört und sein Volk in die Gefangenschaft geführt wurde, da war es bestimmt, wieder aufgebaut zu werden, denn selbst seine Steine waren theuer und ehrwürdig den Dienern Gottes [1]). In gleicher Weise hat gewiß, als Rom fast ein Trümmerhaufen geworden war, mancher Jeremias auf den Ruinen gesessen und darüber geseufzt, daß die Gebieterin der Nationen den Barbaren zinspflichtig geworden und die einst volkreiche Stadt in der Einsamkeit ihrer Verwüstung saß [2]); aber daß sie für immer verlassen bleiben sollte, hat er gewiß nie gedacht; die Fortdauer Rom's war ebensowohl ein Axiom im Munde des Christen, wie ein Wunsch in der Grußformel der Heiden: Esto perpetua — sei ewig.

Wenn dieses das Band war, welches die Bewohner Rom's an ihre Vaterstadt fesselte, hat nicht die Vorsehung in wunderbarer Weise ihre Bestätigung ausgesprochen? Hat nicht eine starke und wundervolle Hand es beschützt und die Ereignisse so gelenkt, daß sie das Schicksal dieser Stadt in eine höhere und erhabenere Sphäre hinaufrückte, als in die einer irdischen Wichtigkeit. Können wir die Geschichte mit Verständniß lesen und bezweifeln, daß durch die Erhaltung Rom's etwas Besseres

[1]) Ps. 101, 15.
[2]) Klagel. 1, 1.

erhalten werden sollte, als die Kunst, etwas Heiligeres, als die Literatur, etwas Erhabeneres, als die Traditionen eines untergegangenen Reiches? Wenn hier ein anderes Gesetz galt, als bei andern Reichen, Dynastieen und Städten, dann durfte auch gewiß das, wofür dieses Gesetz besonders gemacht war, nicht an der Natur der auflösbaren, vergänglichen Elemente theilnehmen, aus welchen jene bestanden.

Ich will diesen Gegenstand nicht weiter erörtern, denn ich möchte mit einem Gedanken schließen, den Sie alle als richtig anerkennen werden. Wenn Sie, um Rom's alte Größe zu erkennen, um die Stadt herumgehen, auf irgend einen Hügel, um die Stadtmauern, über die öde Campagna, auf die nahen Berge — Eins überragt Alles, krönt Alles, segnet Alles. Es ist die Kuppel, die sich über dem Grabe des galiläischen Fischers wölbt, mit dem Kreuze darüber, durch welches allein er triumphirte. Wie eine Zierde für seinen Ruheplatz, steht vor dem Thore desselben der Obelisk, den sein Verfolger Nero aufrichtete. Diese Beobachtung veranlaßte einen Mann, den jetzt ganz Europa als weise im Rathe und mächtig im Kriege bewundert, zu folgender Bemerkung: „Die Herrlichkeit Rom's beruht nicht auf der Schönheit der neuen Stadt; für mich liegt sie darin, daß man die Ueberreste des kolossalen alten Reiches huldigend vor dem Kreuze liegen sieht."

Mit diesen Worten, die ich von kaiserlichen Lippen vernommen, schließe ich meinen Vortrag.

III.

Die Heerstraßen des friedlichen Verkehrs und die Heerstraßen der Künste[1].

Meine Herren! Die Erfahrung hat mir so oft gezeigt, daß auch ein anscheinend unfruchtbarer Gegenstand selbst in ungeschickten Händen wider Erwarten und trotz den besten Absichten allmälig eine große Ausdehnung erhalten kann, daß ich glaube, es kann für Sie und für mich nur vortheilhaft sein, wenn ich durch Weglassung der einleitenden Bemerkungen, welche man gewöhnlich für eine Pflicht der Höflichkeit hält, Zeit zu gewinnen suche. Einerseits muß ich jetzt mehr als bei irgend einer frühern Gelegenheit meine in der letzten Zeit etwas geschwächte Kraft zu Rathe halten, und anderseits bin ich überzeugt, daß ich auch in noch so vielen Worten den Gefühlen keinen würdigen Ausdruck würde verleihen können, welche durch Ihre herzliche Bewillkommnung in mir angeregt worden sind. Erlauben Sie mir also, mich auf diese einfache, aber aufrichtige Dankesäußerung zu beschränken und gleich zu dem Gegenstande meines Vortrags überzugehen.

Der Erste, welcher über ein Feld geht, sei es neu gepflügt oder grün von aufsprossendem Grase oder weiß von jungfräulichem Schnee, hinterläßt Fußstapfen, welche dem nächsten Wanderer als Richtschnur dienen werden. Sie werden nicht gerade die kürzeste Linie bilden, vielleicht in Krümmungen oder im Zickzack verlaufen; aber in neun Fällen unter zehn wird der nächste Wanderer trotzdem sich daran halten und die Fußstapfen tiefer und sichtbarer machen. Ein Dritter wird dasselbe

[1]) Dieser Vortrag wurde gehalten zu Liverpool am 30. August 1853.

thun und ebenso ein Vierter, bis sich ein betretener Pfad bildet, der, wenn nicht Hindernisse eintreten, zum förmlichen und anerkannten Wege wird. Was wir so oft in kleinem Maßstabe geschehen sehen, ist bei dem Gange der Civilisation von Anfang an geschehen. Mit der instinctmäßigen Geschicklichkeit, welche der amerikanische Indianer besitzt und der Steppenjäger leicht erwirbt, wird der Mensch bei seinem Fortschreiten einen Weg durch den Wald und über den Sumpf bahnen. Die Wüste, welche sich mit ihrem Flugsand hunderte von Meilen weit vor ihm ausbreitet, pfadlos wie der Ocean, hält ihn nicht auf, und kühn, wie der Mann „mit dreifach umpanzerter Brust,“ welcher den ersten Kahn der treulosen See anvertraute, war der erste Reisende, welcher zu Fuß oder auf dem Kameele der feierlichen Wüste die ersten Fußstapfen, das Siegel der ersten Besitzergreifung, einprägte, welcher dann mit sehnsüchtigem Auge am Horizont den Palmbaum suchte, unter dem er spärlichen Schatten und eine salzige Quelle finden könnte, dort ausruhete und dann, die Sonne und die Sterne zu Führern nehmend, weiterschritt, bis er in eine unbekannte fruchtbare Gegend gelangte. Seine Fußstapfen lockten vielleicht Andere an, denselben Pfad einzuschlagen, mochten sie auch nicht wissen, wohin er führte, und mochte auch der, welcher ihn zuerst gegangen, darauf umgekommen sein, — bis endlich der Pfad, wiewohl nicht gerade, und vielfach durch Zufall und Willkür in seiner Richtung bestimmt, sogar durch die Gebeine der Menschen und Thiere, die darauf verbleichten, gleichsam seine Bestätigung erhielt und „der Weg durch die Wüste“ für die Karawanen eben so genau gezeichnet war, wie die Appische und Cassische Straße. Noch wunderbarer ist es, wenn große Bergketten den Weg versperren mit ihren Waldbächen und Gletschern, mit ihren Felsen und Schluchten, mit ihren riesigen schneegekrönten Fürsten, welche über ihr schreckliches Heer emporragen, wie Saul über die Männer von Israel. Eine Donnerstimme erschallt in solchen Gebirgszügen aus den Wolken und aus den Wasserfällen: „der Mensch dringt nicht weiter vor.“ Aber mögen es auch die Andes oder die Alpen sein, der Mensch wird doch

weiter vordringen. Die Erde ward ihm gegeben als sein Reich, und er wird von der Erforschung aller Theile desselben sich nicht zurückschrecken lassen durch den Widerstand dessen, worüber er zum Herrn gesetzt ist. Er wird sich dem Bergstrome entlang durchwinden, er wird das Angesicht des Felsens hinanklettern, sich festhaltend an den schwachen Sträuchern, welche aus den Spalten desselben hervorwachsen; er wird über die Spalte im Schnee hinwegspringen; er wird Stufen in das Eis hauen; so wird er allmälig den bequemsten Weg ausfindig machen, den nach ihm auch Andere benutzen werden. So sicher ist diese Erforschung des Terrains und diese Anbahnung des Weges durch den Jäger und den Hirten, daß, wenn endlich eine Heerstraße angelegt werden muß für hinüberziehende Armeen, nur wenig von dem Saumpfad abgewichen zu werden braucht, der Jahrhunderte lang als Weg des friedlichen Verkehrs benutzt worden ist.

So wurden ohne Zweifel von den ältesten Zeiten an regelmäßige Linien des Verkehrs zwischen Nationen begründet, welche die Natur durch die scheinbar unüberwindlichen Schranken von Meeren, Bergen und Wüsten von einander getrennt hat, — wiewohl gewiß die Zwecke, zu welchen diese Verkehrslinien benutzt wurden, sehr verschieden waren. Wann wird die Geschichte aufhören, Helden zu machen aus Zerstörern und Monumente aus Ruinen? Wann wird sie anfangen, andere Landmarken für ihre Epochen zu wählen, als die Invasionen erbarmungsloser Heere, und andere Anhaltspunkte für das Gedächtniß, als die peloponnesischen und punischen Kriege? Wenn das nicht angeht, so lange wir es mit Zeiten zu thun haben, aus welchen die Geschichte vieles der Art berichtet, so müssen wir uns freuen über die langen Zeiträume, von welchen die Geschichte ganz schweigt. Denn wenn von Zeit zu Zeit Zerstörung und Verwüstung den Hauptgegenstand ihrer Berichte bildeten, so hat es dazwischen doch auch Zeiten gegeben, in welchen also kein Ereigniß würdig erschien, von ihrer Feder aufgezeichnet zu werden, die Menschen sich des Friedens erfreuten und still in

den Künsten des Friedens fortschritten. Wenn wir in der griechischen Geschichte lesen, Alexander's oder Darius' Heer sei durch einen Gebirgspaß gezogen, der das Thor von Cilicien oder Armenien heiße, so suchen wir diesen Ort auf unsern Karten; aber vor diesem einen Heere waren durch denselben Paß seit Jahrhunderten Schaaren friedlicher Kaufleute gezogen, welche auf diesem Wege die Schätze von Indien brachten, um die Bewohner Klein-Asiens zu bereichern und zu verfeinern. Oder wenn wir als Schulknaben über den anziehenden Bericht von Hannibal's Zug über die Alpen staunten, — seit den Tagen Juvenal's ist er ja ein Lieblingsthema für die Schulaufsätze — so vergessen wir, daß der Feldherr natürlich einen schon betretenen Pfad wählte, den Pfad über den kleinen Sanct Bernhard, welcher, wenn er unbequem war für plumpe Elephanten und feurige Berber-Rosse, doch lange Zeit gut genug gewesen war für helvetische Maulthiere und gallische Abenteurer. Ebenso war es wahrscheinlich der eigenthümliche Feldzug Massena's und Suwarow's im Jahre 1799, welcher den Weg über den Sanct Gotthard in Europa berühmt machte, mit der damals schwachen hohen Brücke, die wie ein Regenbogen den tiefen Abgrund mit seinem brausenden und dampfenden Wasserfall überspannt; und doch hatte schon seit dem Jahre 1118, wo ein guter Abt von Einsiedeln diese Brücke baute, der fleißige Schweizer die Erzeugnisse seiner Arbeit über dieselbe in die reichen Ebenen der Lombardei hinabgetragen.

Ja, wenn der Krieg auszog um zu zerstören, so benutzte er die Heerstraßen, welche friedliche Industrie und Arbeit geschaffen und Jahrhunderte lang benutzt hatte; und durch ihn wurden sie unverdienter Weise berühmt oder sogar zuerst bekannt. Das ist, wie gesagt, ein Trost, aber ein Trost, den die Geschichte uns nur mit sparsamer Hand spendet. Man liest nicht viel davon, aber wir dürfen oft mit Vergnügen darüber nachdenken, um uns mit unserm Geschlechte zu versöhnen. Große Nationen machen in derselben Weise ihre Existenz zuerst bemerklich wie ein Vulcan, der gleichsam überkocht und Ströme von flüssigem Feuer in fruchtbare Gegenden ergießt, welche die-

selben versengen und schwärzen; während aber in zierlicher Prosa und in wohlklingenden Versen eine solche Scene in ihrer großartigen Furchtbarkeit uns geschildert wird, wenden wir uns ab und sehen mit Freuden auf die langen Königsreihen im Osten und Süden hin, in denen wir keine großen Eroberer finden. Wir mögen von Zeit zu Zeit die Augen verschließen vor vielen unbekannten Leiden, vor den Fehden, den Unterdrückungen, den Bürgerkriegen, den Seuchen und Hungersnöthen dieser Perioden; aber wir dürfen auch verweilen bei den lebendigen Scenen, die sich in den stillen Wassern des Euphrat oder des Nil spiegeln, während sich an ihren Ufern die terrassenförmigen Gärten und die hohen Paläste neuer Städte erheben. Wir sehen die Schaaren der Arbeiter — natürlich Sklaven oder wenigstens Leibeigene, — welche den großen geflügelten Löwen oder die Sphinx an dem Thore aufrichten, die marmornen oder granitenen Mauern mit Sculpturen oder Gemälden verzieren, den schlanken Obelisk emporheben oder die festen Schiffswerfte anlegen. Bunt bemalte Fahrzeuge gleiten über den Strom; einige bringen aus entfernten Provinzen die Erzeugnisse der Landwirthschaft, andere führen die Manufacturwaaren der Hauptstadt fort. Das ist, trotz vielen Calamitäten und vielen Leiden Einzelner, der Zustand, den wir uns gern als den normalen Zustand des alten Assyriens und Aegyptens denken, und den wir auch als den normalen Zustand anderer Perioden ansehen dürfen. In der That, hätten uns die griechischen Geschichtschreiber halb so viel von den schönen Dingen erzählt, die in ihren gebildeten Städten gemacht, wie von den bösen Dingen, die in ihnen verübt wurden, hätten sie uns eben so viel berichtet über das Aufblühen ihrer Künste, über den Fortschritt ihrer Industrie, über das System ihres Handels, über die Verfeinerungen ihres gesellschaftlichen Lebens und, wenn dergleichen vorhanden war, über die socialen und häuslichen Tugenden ihrer Bürger, wie über ihre Ostracismen, ihre Parteikämpfe, ihre Schirlingsbecher und ihre zügellosen Sitten, — die Vergangenheit würde eher einem schönen Gemälde gleichen, als einer Seeküstenkarte mit zahl-

losen gefährlichen Klippen. Aber die Geschichte hat gewissenhaft aufgezeichnet die Verbrechen und die Kriege der Vergangenheit, und es uns überlassen, aus den wenigen Monumenten, welche uns dieselbe hinterlassen hat oder von denen spätere Berichte auf uns gekommen sind, selbst die Annalen der schönen Künste herzustellen. Glauben Sie nicht, ich wolle mich einer so schönen, aber auch so schwierigen Aufgabe unterziehen; ich wage nicht einmal zu entscheiden, ob das, was ich zu sagen gedenke, als ein kleiner Beitrag zu diesem großen Werke angesehen zu werden verdient; ich werde zufrieden sein, wenn ich durch meine Bemerkungen eine Stunde für Sie lehrreich und angenehm mache.

Ehe ich die Wege zeichne, welche die Kunst gewandelt ist, wird es gut sein, daß wir uns darüber vergewissern, sie sei nie auf dem Wege des Krieges oder der Eroberung gewandelt. Kein Land zeigt dieses deutlicher als A e g y p t e n. Seit der ältesten Zeit hatte dasselbe eine eigene, eigensinnig einheimische Kunst, die seinem Boden eben so eigenthümlich ist, wie der Lotus oder Papyrus seinen Gewässern. In der Architektur, Sculptur und Malerei, im Decoriren, Schreiben und Illuminiren war seine Kunst national und äußerst charakteristisch. Sie ist so alt, daß schon Moses sie studiren konnte; sie bestand so lange, daß erst das Christenthum sie zerstörte. Denn sie war heidnisch ihrem Wesen nach, heidnisch in der Rinde und im Kerne; sie war durch und durch ein äußerer Ausdruck des heidnischen Irrthums. Sie war darum so gut wie stationär. Das geübte Auge des Alterthumsforschers oder Kunstkenners wird in dem Verlaufe vieler Jahrhunderte ein gewisses Ebben und Fluthen, einen kleinen Verfall und ein theilweises Wiederaufblühen wahrnehmen; aber der Typus der ägyptischen Kunst ändert sich nur unbedeutend. Und doch wurde dieses Land vier Mal erobert und zwar drei Mal auf längere Zeit unterjocht von Nationen, welche eine eigene Kunst hatten; in diesem Punkte aber wurden die Sieger besiegt und zum Nachgeben genöthigt. Abgesehen von der vorübergehenden Unterwerfung durch die Assyrer, wurde

Aegypten durch Kambyses im Jahre 525 der persischen Herrschaft unterworfen und blieb unter derselben trotz einer erfolgreichen Rebellion und kleinern Aufständen hundertundelf Jahre lang [1]). Aber die Eroberer sahen sich genöthigt, ihre Thaten aufzeichnen zu lassen, nicht in den Sculpturen und Legenden von Persepolis, sondern in den farbigen Bildern und Hieroglyphen der Pharaonen. Dann folgte die noch vollständigere und einflußreichere Unterwerfung durch die Griechen, unter denen Aegypten nicht eine Provinz eines großen Reiches, sondern der Sitz einer neuen, ihm in jeder Hinsicht fremden Dynastie wurde. Von dem Einzuge Alexander's des Großen im Jahre 332 bis zum Tode der Kleopatra im Jahre 30 vor Christus herrschte über Aegypten ein Geschlecht von Königen, welche größtentheils friedliebend waren, oder welche, wenn sie kriegerisch waren, in andern Ländern als Eroberer auftraten. Diese Periode war die Zeit der Blüthe der griechischen Literatur und Kunst, die Zeit, wo die Beredtsamkeit einen unerreichbaren Vertreter in Demosthenes, die Philosophie einen Führer in Aristoteles, die Malerei einen würdigen Repräsentanten in Apelles besaß, und wo die Civilisation des Volkes die Stufe der höchsten Verfeinerung erreicht hatte. Und die Ptolemäer hatten kaum ihre Herrschaft befestigt, als Demetrius Phalereus den Stolz der griechischen Bildung dorthin brachte und Alexandrien zu einer Nebenbuhlerin Athen's machte, wo er geherrscht hatte. Er legte den Grund zu einer Schule der Philosophie, welche mit der Zeit ihre Mutter in Schatten stellte, und von der man sagen kann, sie habe mehr oder minder einflußreich fortbestanden, bis sie im dritten christlichen Jahrhundert in Clemens und Origenes mit größerm Glanze wieder aufblühte. Bald darauf wurde auch die erste öffentliche Bibliothek der Welt zu Alexandrien begründet, welche bestand, bis sie durch die Saracenen zerstört wurde. In ihr waren alle Schätze der griechischen Gelehrsamkeit gesammelt, welche in dieser Weise an die Stelle der mystischen Weisheit Aegyptens gesetzt wurde. Die gebildete

[1]) Clinton, Fasti hellenici, vol. 2, pag. 50.

Sprache Attica's ersetzte den rauhen Dialect des Nils; die Gesetze, die Sitten und Gewohnheiten wurden geändert. Aber jeder Versuch, der schönen Kunst Griechenlands Eingang zu verschaffen, schlug fehl: es gelang ihr kaum, eine vorübergehende Modification auf der Oberfläche der nationalen Darstellungen zu bewirken. Die griechischen Ptolemäer mochten eine Inschrift-Tafel oder einen Pfeiler nach ihrem Geschmack errichten; sie mochten so viel erreichen, daß eine Inschrift in zwei oder drei Sprachen angebracht wurde; aber sie mußten es sich mit Rücksicht auf den Kunstgeschmack und die Fassungskraft ihrer Unterthanen gefallen lassen, daß ihre vielsilbigen Namen in kleine Stücke zerschnitten und die einzelnen Theile derselben durch eine Feder oder einen Löwen oder eine Eule dargestellt wurden. — Selbst das kaiserliche Rom, die nächste und letzte Beherrscherin dieses zähen Volkes, konnte ihm ebensowenig seine Kunst wie seine Religion entreißen, und es fuhr fort, „seine Götter in seinen Gärten aufzufüttern [1])" und seine neuen Kaiser in Hieroglyphen zu verzeichnen, bis das Christenthum jene beseitigte, und heiligere Symbole an die Stelle dieser traten.

Es kann aber keinen überzeugendern Beweis für die Wahrheit dessen geben, was ich behauptet habe, als die ganze Geschichte der Eroberungen Alexander's. Es war das wilde Einherschreiten der Zerstörung, wie die Eroberungszüge aller militärischen Despoten gewesen sind, „von dem rasenden Macedonier bis zum Schweden." Er zerstörte Städte, reich an Schätzen einer frühern Civilisation, ohne Erbarmen, wie der Meder Assyrien verwüstet hatte und der Perser Medien, — und gab nichts zum Ersatze dafür. Einige griechische Legenden auf baktrischen Münzen und einige Denkmäler bei Alexandrien bezeichnen die Ausdehnung einer Herrschaft, welche Jahrhunderte lang in den Händen des gebildetsten Volkes des Alterthums war, eines Volkes, welches den Boden seines eigenen Landes mit den schönsten Monumenten bedeckte, während an beiden

[1]) Juvenal.

Endpunkten die Felsentempel des alten Indiens und das gewaltige Memnonium Aegyptens in lieblicher Großartigkeit noch jetzt so stehen, wie sie der große Alexander sah. Zwischen dem Indus und dem Nil aber, auf jenem unermeßlichen Felde der Industrie, ist in Ruinen der Satz geschrieben, daß wohl die Fürsten der Menschen besiegt, aber nicht ihre Gedanken bezwungen werden können.

Wie also hat die Kunst, — welche, um echt zu sein, der Ausdruck der Intelligenz, der Gedanken, Hoffnungen und Wünsche, ja, die Sprache der Seele einer Nation sein muß — wie hat die Kunst ihren Weg von einem Volke zum andern verfolgt? Nicht, wie wir gesehen haben, auf dem Wagen des Kriegers, sondern getragen auf den Flügeln der Industrie. Sie ist mit ruhigen Schritten durch die Wüste gewandert mit dem Pilger; sie ist mit dem Kaufmanne auf seinem Schiffe gesegelt; sie sann nach über das, was sie gesehen, wie das Kameel langsam voranschritt; sie war besorgter um die kostbaren Modelle, als um die Waaren, die sie in dem Bauche des Schiffes geborgen.

Sehen wir auf die erste Civilisation des alten Italiens. Vor der Gründung Roms finden wir dort ein weises, friedliches und gebildetes Volk, die Etrusker. Sie hatten große und blühende Städte, fleißig angebaute Ländereien, gute Straßen, eine Bundesverfassung, weise Gesetze und einen regen Gewerbfleiß. Die Baukunst blühte bei ihnen, solide und massiv; sie verstanden sich auf's Malen, Modelliren und Schnitzen; ihre Arbeiten in Gold und Bronze waren schön. Der Ursprung der Kunst unter diesem Volke, welches sich über ganz Mittel-Italien ausbreitete, ist freilich, wie alles andere, was seine Geschichte betrifft, noch in Dunkel gehüllt. In den Gräbern seiner Städte, welche, wie man vernimmt, von den Römern schon im Jahre 391 vor Christus zerstört wurden, findet man Vasen von allerlei Art, sehr alte rohe Töpferarbeiten, die den phönicischen oder ägyptischen sehr ähnlich sind, schön geformte und schön verzierte Gefäße, welche durch Inschriften in oscischer oder tuscischer Sprache als echt etruskische Arbeiten erwiesen

werden, und äußerst fein ausgeführte Arbeiten von griechischem Ursprung, welche homerische Scenen darstellen und Inschriften haben, die nicht nur in griechischer Sprache verfaßt sind, sondern die Arbeiten ausdrücklich als atheniſche bezeichnen [1]). Diejenigen, welche glauben, die Gräber, deren man jedes Jahr neue eröffnet und die voll sind von solchen Schätzen, seien verschlossen gewesen seit der Zerstörung von Tarquinii, Vulsci oder Cäre, und sie böten uns also Denkmäler einer mit den ersten Jahrhunderten der Stadt Rom gleichzeitigen Kunst, können die Frage nicht umgehen, wie es komme, daß dieselben alle charakteristischen Eigenschaften der vollendetsten griechischen Kunst schon so lange vor der Blüthezeit der Kunst in Griechenland selbst an sich tragen. Eine liebenswürdige Schriftstellerin [2]) nimmt an, Homer sei durch Italien gewandert und habe dort seine Gesänge vorgetragen und den Samen der malerischen Poesie ausgestreut, welcher in der etruskischen Töpferkunst so reiche Früchte getragen. Aber gesetzt, dem sei also, und man habe schon neunhundert und siebenundzwanzig Jahre vor Christus und vierhundert Jahre vor Perikles in Etrurien angefangen, die Ilias und Odyssee mit dem Pinsel darzustellen, so wäre noch der eigenthümliche Umstand zu erklären, daß man in diesem Lande in einer so entfernten Periode auf genau dieselbe Art und Weise der Darstellung derselben Scenen verfiel, wie später in Griechenland, daß wir ganz dieselben Figuren, dieselbe Haltung, dieselbe Kleidung, denselben Ausdruck finden. Aber der Umstand, daß eine panathenäische Amphora, ein athenischer Preisbecher, welcher erst im Jahre 566 vor Christus vertheilt wurde [3]), in einem Grabe zu Vulsci gefunden worden ist, erweist diese Vermuthung als falsch. Wir müssen also annehmen, wie Müller in Bezug auf eben diese Stadt annimmt, daß die Städte von Etrurien noch lange nach ihrer Unterwerfung durch

[1]) Eine Inschrift lautet z. B.: „Einer der Preise aus Athen.“ Vgl. den Katalog der Vasen des Britischen Museums. S. 127.

[2]) Mrs. Hamilton Gray in ihrer interessanten Geschichte von Etrurien.

[3]) Clinton, Fasti Hellenici. vol. II. p. 238. Alle Jahreszahlen sind hier nach diesem schätzbaren Werke angegeben.

die Römer als Municipia viele Privilegien genossen, ja, ziemlich selbstständig ihre Angelegenheiten verwalteten, und daß sie ihre frühere friedliche Thätigkeit fortsetzten. Sie fuhren fort, ihre Todten in der alten Weise zu bestatten, nur legten sie jetzt werthvollere und schönere Kunstwerke mit in's Grab [1]).

Dieses zeigt uns einen eigenthümlichen Gegensatz zwischen zwei Zweigen eines und desselben Volkes. Rom, einige Zeit von den Tarquiniern, einer etrurischen Dynastie, regiert, kannte ohne Zweifel die Künste, die es auf allen Seiten umgaben. Aber schon früh von einem kriegerischen Geiste und von Herrschbegierde beseelt, zu früh schon von dem Gedanken durchdrungen, den später sein größter Dichter offen aussprach, daß es Andern die Künste überlassen und Herrschen und Erobern als seine Aufgabe ansehen müsse, — scheint Rom die Pflege der Kunst seinen demüthigern Nachbaren überlassen zu haben. Die Etrusker waren wesentlich ein Handelsvolk. Sie kamen zuerst als Colonisten in das Land, und nach den Kriegen, wodurch sie sich in ihrem neuen Wohnsitze befestigten, breiteten sie sich selbst wieder durch Colonieen aus. Sie hatten Häfen und Schiffe; sie trieben Handel nach Aegypten, nach Griechenland und nach Karthago. Sie führten ihre eigenen Manufacte aus und führten zugleich die verbesserten Producte anderer Länder ein. So wurde ihre einheimische Industrie zum Wetteifer gereizt; ihre Künstler bekamen die besten Muster zu sehen und wurden in den Stand gesetzt, die Werke ihrer Drehscheibe und ihres Pinsels den Erzeugnissen hervorragender griechischer Künstler an die Seite zu stellen. Während also die Kunst in Rom erstarb oder auf ihrer untersten Stufe und in ihrer Kindheit blieb, während sie zu fliehen schien aus den Mauern, welche nur noch Bürgerzwiste und Eroberungsgedanken umschlossen, fuhr sie fröhlich

[1]) Mrs. Hamilton Gray beschreibt in ihren „Gräbern Etruriens" S. 476 das Grab einer Frau Namens Cecina (die Familie ist zu Volterra, wo das Monument gefunden wurde, noch vorhanden) mit einer etruskischen Inschrift, von der sie sagt: „Der Stil weist auf die Zeit des Julius Cäsar hin."

einher auf dem kühnen Fahrzeuge des etrurischen Kaufmanns und schmückte seine gebildete Heimath mit neuen Zierden.

Aber es ist Zeit, daß wir unsere Gedanken auf Griechenland hinwenden und sehen, auf welchem Wege die Kunst dorthin kam, um dort ihren erhabensten Thron aufzuschlagen. Wenn wir die Jahrbücher jenes wundervollen Landes lesen, wie es aus dem mythischen Zwielicht hervortritt und von den ersten Strahlen der Geschichte beschienen wird, so setzt uns die rastlose Bewegung seiner Bevölkerung in Staunen. Sie gleicht, um eine nicht ganz edele Vergleichung zu gebrauchen, dem Mischen und Vertheilen der Karten, ehe das Spiel beginnt, oder dem mißtönigen und regellosen Stimmen der Instrumente, ehe eine harmonische Musik erschallt, oder dem Hin- und Herlaufen von Menschen, die ihre Plätze aufsuchen, um zusammen etwas auszuführen. So sehen wir hin- und herziehen und einander vorwärts und zurück drängen Pelasger, Hellenen, Dorier, Jonier, Aeolier und Böotier; sie kommen und kommen wieder aus Thessalien oder Macedonien oder andern Gegenden, bis endlich jeder Stamm einen dauernden Wohnsitz gefunden hat und seine eigenthümliche Laufbahn beginnt. Was hat das alles zu bedeuten? Zwei große Familien des menschlichen Geschlechtes, die Nachkommen Sem's und Cham's, hatten sich längst ruhig niedergelassen; ihre Reiche, ihre Mythologieen, ihre Wissenschaften und ihre Künste waren längst Gegenstand einer durch Jahrhunderte sich fortpflanzenden Tradition geworden. Die ruhige Seßhaftigkeit, welche bis auf unsere Tage die Bewohner des Morgenlandes auszeichnet, hatte, wiewohl sie damals noch nicht in die jetzige Erstarrung ausgeartet war, den Völkerschaften, von denen sie abstammen, ihren Wohnsitz angewiesen, rings um den Mittelpunkt, von welchem aus die Erde zum zweiten Male bevölkert wurde. Assyrier und Aegypter hatten ihre großen Reiche begründet in ihren ersten Wohnsitzen, in der Mitte von Asien und an den Thoren von Afrika. Aber das Genus Japeti, das Geschlecht Japhet's, welches die Civilisation der Welt hauptsächlich begründen sollte,

war noch ein ruheloses Wandervolk. Einige aus dieser Familie drängten sich nach dem eisigen Norden hin, dort die Vorrathskammern der göttlichen Rache zu bilden, die dereinst geöffnet werden sollten, um über ihre entarteten Brüder die Fluthen der Barbaren-Einfälle zu ergießen. Andere, glücklichere, warfen sich auf die lieblichen Inseln und das schöne Festland von Griechenland, behielten aber noch die Rastlosigkeit ihres Geschlechtes und zogen hin und her, ehe sie einen festen Wohnsitz wählten oder behaupteten. In dieser charakteristischen und angeborenen Lebendigkeit liegt der Grund der Neigung zum Auswandern und Colonisiren, welcher, mit Griechenland beginnend, in unserer Zeit und in unserm Lande auf's höchste gestiegen ist.

Als dieses Volk einen festen Wohnsitz erhielt, hatte es noch keine Kunst und konnte es noch keine haben. Es konnte durch sich selbst nur wenig mehr von Kunst besitzen, als jeder Volksstamm, der in etwa civilisirt ist; und es gehören Jahrhunderte dazu, sich die Kunst anzueignen und sie als Eigenthum zu erhalten. Daß sie naturwüchsig auf dem eigenen Boden entstanden sei, hat noch Niemand angenommen, und es entsteht also die interessante Frage, von wo aus zu den Griechen die erste Kenntniß der Kunst gekommen ist.

Wäre diese Frage vor einigen Jahren aufgeworfen worden, man hätte sicher geantwortet: „von den Aegyptern;" und zwar nicht bloß darum, weil sich Aehnlichkeiten zwischen der Kunst des einen und der des andern Landes nachweisen lassen, nicht bloß darum, weil die Grundzüge der griechischen, namentlich der sogenannten dorischen Architektur, und der ägyptischen fast identisch sind, nicht bloß darum, weil sich auch in der Mythologie, welche in beiden Ländern die Grundlage der Kunst bildet, Analogien finden, sondern aus einem viel näher liegenden Grunde: die afrikanische Küste ist von Griechenland nicht weit entfernt; dort wohnte aber ein Volk, welches in der Malerei, Sculptur und Baukunst schon sehr weit fortgeschritten war. Die Annahme liegt also ganz nahe, daß diese Künste von dort nach dem Nachbarlande verpflanzt wurden, wo sie sich in

der nächsten Zeit entwickelten. Diese Annahme ist ganz natürlich und in andern Fällen durchgängig richtig; es ist also nicht auffallend, daß sie Beifall fand und daß so die Genealogie der griechischen Kunst ganz einfach erklärt wurde.

Erst die Entdeckungen in Assyrien konnten diesen Stammbaum zweifelhaft machen. Die Entdeckungen zu Persepolis reichten dazu nicht aus: aber seit den Entdeckungen in Assyrien hat die Frage nach dem Ursprunge der griechischen Kunst eine ganz andere Gestalt erhalten. Einem dieser beiden Länder, Aegypten oder Assyrien, muß das Aufblühen der griechischen Kunst zugeschrieben werden; und mich dünkt, die Entscheidung kann nicht schwer sein. Ich muß indeß diese Sache etwas genauer erörtern. Zuvor muß ich, zum Beweise nicht für meinen Scharfblick, sondern für die Einfachheit der Theorie, Folgendes bemerken. Lange bevor ich Layard's interessante Schriften kennen lernte, besah ich die assyrischen Monumente, welche damals noch in den Kellergewölben des britischen Museums lagen, und damals schon erkannte ich das, was ich hier ausspreche, so klar, daß ich bald nachher mit einem Freunde, welcher besser als irgend Jemand mit den charakteristischen Eigenschaften der alten Kunst bekannt ist, zurückkehrte und ihm diese Monumente, die er noch nicht gesehen hatte, als die Quelle der griechischen Kunst zeigte. Ich übersah dabei nicht den sogenannten Lycischen Saal, und die schätzbaren Bindeglieder zwischen der assyrischen und der griechischen Kunst, die er darbietet. Ich bemerke ferner, daß meine Folgerungen weiter gehen, als diejenigen, welche Layard bescheiden andeutet. Er scheint nur einen Einfluß der assyrischen Kunst auf die griechische anzunehmen, einen directen in Folge der Ausbreitung der assyrischen Herrschaft zur Zeit ihrer größten Blüthe, als sie sich auch über Kleinasien erstreckte, und einen indirecten, „durch Persien, nach der Zerstörung Ninive's.“ Layard gibt eine sehr gelehrte und schätzbare Begründung seiner Theorie und stellt viele Autoritäten und Beweise zusammen; ich kann Jeden, der unsere Frage im Einzelnen un-

tersuchen will, auf sein Werk verweisen. Aber ich glaube, wie gesagt, weiter gehen zu dürfen, als Layard. Seine Annahme, daß die assyrische Kunst auf die griechische Einfluß gehabt habe, scheint ein Bestehen der griechischen Kunst schon vor diesem Einflusse der assyrischen vorauszusetzen. So viel darf aber wohl als sicher angenommen werden, daß die assyrische Kunst, in so frühe Zeit wir auch den Beginn der griechischen versetzen mögen, viel älter ist als sie. Nehmen wir die Zeit Homer's, 900 Jahre vor Christus, und nehmen wir an, der Schild des Achilles und andere Kunstwerke, die er erwähnt, seien eben so schön entworfen und ausgeführt gewesen, wie er sie beschreibt: so kommen wir damit wahrscheinlich noch nicht bis zu der Zeit hinauf, in welcher die ältesten und schönsten assyrischen Sculpturen in dem ersten Palast von Ninive zerstört wurden. [1]) Wenn also die griechische Kunst, so wie wir sie kennen, nicht auf dem eigenen Boden entstanden ist, und wenn sich so große Aehnlichkeiten zwischen ihr und der assyrischen finden, daß wir annehmen müssen, letztere habe auf erstere in so früher Zeit einen großen Einfluß geübt, so werden wir nicht weit irre gehen, wenn wir annehmen, die griechische Kunst habe der assyrischen ihre Entstehung zu danken. Und wenn wir in der persischen Zeit an den griechischen Sculpturen Spuren des orientalischen Einflusses finden, sollen wir dann annehmen, die griechische Kunst sei durch diesen Einfluß von einer früher erstiegenen höhern Stufe herabgedrängt worden? Werden wir nicht vielmehr eher annehmen dürfen, eine ältere charakteristische Kunst habe durch die zeitweilige Berührung mit der persischen Herrschaft eine neue Modification erhalten? Wenn man genügende Gründe zu der Annahme zu haben glaubte, daß Aegypten in Griechenland die Fackel des Genius entzündet habe, so ist es jetzt eben so natürlich, dieses Verdienst der großen Nebenbuhlerin Aegyptens im Osten zuzuschreiben.

Die einzige sichere Methode, eine solche Frage zu entschei-

[1]) Layard, Niniveh and its Remains, p. 102.

den, ist die Prüfung und Vergleichung des Typus und der charakteristischen Züge der verschiedenen Kunstschulen. Die Herkunft eines Gemäldes, eines Schnitzwerks, einer Metallarbeit von einem unbekannten Meister läßt sich leicht bestimmen, wenn die charakteristischen Merkmale eines Landes, einer Stadt oder selbst eines einzelnen Künstlers sich daran finden. Es konnte gar nicht schwer sein, zu entscheiden, ob irgend eine Sculptur, die man fand, ägyptischen oder assyrischen Ursprungs sei. Das Auge mußte es Jedem gleich sagen, wenn es die Eigenthümlichkeiten daran erblickte, welche zusammengenommen den Typus des einen oder des andern Stiles bilden. Ja schon an einem Kopfe, einem Fuße, einem Barte, einem Stück Gewandung ist das zu erkennen.

Was ist denn ein Typus in der Kunst? Es ist das dem Auge des Künstlers vorschwebende Musterbild, mitunter ein persönliches, mitunter ein nationales, dem er immer seine Formen entsprechen läßt, — die in seinem Geiste vorhandene Form, in welche jede Gestalt, die er schafft, gegossen ist. Raffael hat seinen eigenen Typus, desgleichen Beato Angelico, del Sarto, Francia, Guido und Rubens; jeder hat eine Idee in Bezug auf Form, Anordnung, Farbe und Ausdruck, welche in seinem Geiste so vorherrscht, daß er, auch wenn er wollte, in dem, was er schafft, nicht davon abweichen kann. Diese Typen sind, so verschieden sie auch bei den einzelnen Künstlern sein mögen, in einem und demselben Lande doch so zu sagen aus demselben Thone geformt und haben gemeinsame Eigenthümlichkeiten. Die italienischen sind verschieden von den vlämischen, die vlämischen von den holländischen, die holländischen von den deutschen, die deutschen von den spanischen. Aber alle italienischen, alle vlämischen, alle holländischen, alle deutschen und alle spanischen Werke haben je einen gemeinsamen Typus, an dem man gleich erkennt, welchem Lande, ja welcher Provinz ein Bild angehört. Je weiter ein Stil hinter uns liegt, um so mehr tritt der persönliche Typus für uns zurück und um so mehr geht er für uns in dem natio=

nalen auf. Wir können sagen, diese oder jene Statue sei griechisch und nicht römisch, wir können sogar sagen, sie gehöre dieser oder jener Periode an; aber wir können nicht sagen, was ein alter griechischer Kunstkenner gewiß sagen konnte, sie sei ein Werk des Phidias, oder des Praxiteles, oder des Skopas, oder des Calamis oder des Lysippus. In gleicher Weise war vielleicht ein assyrischer Kunstkritiker im Stande, an der Mähne eines Löwen oder an dem Kopfe eines Stieres oder an der Stellung eines bewaffneten Königs die Hand eines bestimmten ausgezeichneten Meisters zu erkennen, wo wir nur das unterschiedlose Cisselliren einer Schaar von „im Kothe geborenen und mit Zwiebeln gefütterten" Arbeitern, wie Ruskin sie nennt, erkennen können. Auch ein Aegyptier hat vielleicht etwas Raffaelisches in irgend einem Porträt Ramses' III. erkannt, in welchem wir nur im Allgemeinen das Werk eines ägyptischen Pinsels zu erkennen vermögen.

Es ist aber gar nicht schwer, die charakteristischen Unterschiede anzugeben, welche die Typen dieser beiden alten auf dem Gebiete des Herrschens und der Kunst rivalisirenden Völker ausmachen. Wer durch ein ägyptisches Museum geht, welches Denkmäler aus einer Periode von 2000 Jahren enthält, wird gleich so starke Aehnlichkeiten und so geringe Verschiedenheiten bemerken, daß er sich kaum wird überzeugen können, es liege wirklich zwischen dem ältesten und dem jüngsten Werke ein solcher Zeitraum in der Mitte. Er wird etwa sagen: „Wie glatt und polirt ist die Oberfläche jeder Statue und Sculptur! Wie sorgfältig ist überall alle Uebertreibung vermieden! Wie gedämpft, ja wie unterdrückt erscheint alle Muskelthätigkeit! Man bemerkt nichts Sehniges, Kräftiges und Athletisches; ja man bemerkt Mangel an Leben, Kraft und Thätigkeit, und dem entspricht ein gleicher Mangel an geistiger Thätigkeit, an Ausdruck und Charakter. Das Gesicht ist ausdruckslos, die Augen sind todt, der Geist spricht sich in keiner Weise aus. Alle Gestalten sind ruhig, wie die lie-

genden Sphinxe, fast so ruhig, wie die Figuren auf ihren Sargdeckeln. Und selbst wo eine Thätigkeit dargestellt wird, tritt keine Muskel hervor, ist keine Sehne angespannt und keine Ader geschwollen; die Stellung gewinnt dadurch nicht an Schönheit, das Auge erhält kein Feuer, der Kopf keinen Ausdruck. Ganze Reihen von Personen bewegen sich, als ob ihre Arme, Beine und Leiber mit dem Parallelen-Lineal gezeichnet wären; ihre Gewänder sind genau gleich lang, ihre Körper genau gleich gestaltet; sie gleichen einem Regiment, dessen Soldaten alle dasselbe Maß haben und dieselbe Uniform tragen. Jahrhunderte hindurch werden jedes Mal, wenn Einer stirbt, dieselben Zeichnungen in unveränderten Zügen auf seinem Grabmale angebracht oder eine Statue in knieender Haltung mit einem Täfelchen in der Hand errichtet, gerade so wie sie auf dem Grabe seines Nachbars steht."

Ein solches Urtheil würde uns eine ziemlich richtige Vorstellung von dem unverkennbaren Typus der ägyptischen Kunst geben. Blicken wir nun auf die assyrische Galerie, welche Monumente einer kürzern Periode enthält, so bemerken wir gleich ganz andere Eigenthümlichkeiten und einen ganz verschiedenen Typus. Viele Fehler der ägyptischen Kunst finden wir auch hier; aber nicht als Resultat der Nachahmung, nicht von den Aegyptiern entlehnt, sondern als Fehler jeder noch unvollkommenen Kunst. Die Gesichter werden in der Regel im Profil dargestellt, die Augen daran vollständig gezeichnet; die Züge sind sich sehr ähnlich und die nämlichen Gegenstände kehren oft genug wieder. Dabei aber finden wir Kraft und Majestät in den Darstellungen. Statt der glatten Haut und der weichen Conturen finden wir ein unnatürliches und darum fehlerhaftes Uebermaß von Muskelkraft. Selbst ruhende oder unthätige Figuren haben Glieder, welche durch das ungeschickte Bestreben, sie sehnig und stark entwickelt darzustellen, wie verrenkt aussehen. Menschen und Thiere, Löwen, Stiere, Pferde, Kameele, Nashörner und Antilopen, werden in der nämlichen Manier behandelt, und an den größern Darstellungen von

vernünftigen und unvernünftigen Wesen, namentlich von letztern, sehen die Glieder fast so aus, als wären sie mit Stricken zusammen gebunden; so übertrieben stark läßt der Künstler den Knochen- und Muskelbau durch die Haut hervortreten. Es macht dabei keinen Unterschied für ihn, ob er die Gestalten als ruhend oder als sich bewegend, und ob er die Glieder in dieser oder in jener Stellung darstellt: auf der Schulter jedes vierfüßigen Thieres sieht man eine Muskel von der Gestalt eines Pferdefußes immer an derselben Stelle und in derselben Form, das Thier mag stehen oder laufen. Aber die Zeichnung mag noch so fehlerhaft und die Ausführung noch so ungeschickt sein, man muß doch einen guten Willen, eine kräftige Auffassung und ein Streben nach Wahrheit anerkennen, wodurch diese Werke einen Typus erhalten, der von dem ägyptischen Typus so verschieden ist, wie ein Extrem vom andern. Gerade durch die Uebertreibung wird der Typus nur entschiedener und eigenthümlicher.

Zugleich zeichnet sich aber bei aller Einförmigkeit die assyrische Kunst durch den edeln, majestätischen und würdigen Ausdruck aus, den sie ihren Werken zu geben weiß. Dies ist namentlich bemerkbar bei den menschenköpfigen Thieren und noch mehr bei den Königsgestalten. Die in Paris befindlichen Figuren, welche ich nicht gesehen habe, sollen noch edeler und großartiger sein, als diejenigen, welche wir in England haben; aber schon diese beweisen hinlänglich, daß die Künstler, welche diese Sculpturen in Ninive entworfen und ausgeführt haben, künstlerische Anlagen besaßen, welche sich unter bessern Auspicien, als unter der Herrschaft selbstsüchtiger Tyrannen, die um sich herum nichts sehen wollten, als Darstellungen ihrer Thaten, und unter dem Einflusse einer Religion, welche die künstlerische Thätigkeit an monströse Chimären verschwendete, — wohl hätte zu der Reife gelangen können, die wir später in Griechenland finden. Die Gesichtszüge tragen ein ernstes, sinnendes Gepräge, welches nur durch den eigenthümlichen

lächelnden Ausdruck einigermaßen gemildert wird, der ein charakteristisches Merkmal jeder alterthümlichen Kunst ist.

Der Typus der Kunst am Tigris unterscheidet sich ferner von dem Typus am Nil durch die Bewegung, die überall hervortritt. Rosse und Menschen werden in viel manchfaltigerer Stellung und Thätigkeit dargestellt. Zum Beweise dafür verweise ich auf ein Beispiel, welches den Meisten zugänglich ist. Layard hat in seinem Werke zwei einander entsprechende Arbeiten aus den beiden Ländern mitgetheilt. Sie stellen das Fortschaffen eines kolossalen Stieres und einer kolossalen Statue dar. Merkwürdig sind die mechanischen Mittel, die bei diesen beiden Operationen angewendet wurden; aber das gehört nicht hierher. Beide Darstellungen verrathen jene Unbekanntschaft mit der Perspective, die wir bei allen Anfängern in der Kunst finden. Aber während die ägyptischen Arbeiter in ganz symmetrischen Reihen, die eine Reihe über den Köpfen der andern stehen, gehen die assyrischen Sklaven (als solche sind die Arbeiter deutlich genug bezeichnet, durch den Stock, der über ihrem Rücken schwebt) in geeigneter Weise nach verschiedenen Richtungen aus einander, und was noch bemerkenswerther ist, man sieht ihnen an, daß sie wirklich gehen und ziehen, man kann erkennen, was jeder derselben thut. Die Aegyptier dagegen stehen regungslos da, ohne daß man sieht, daß sie thätig sind und sich anstrengen; ihre Glieder sind ganz gleichmäßig dargestellt, und es sieht so aus, als ob sie nur den Strick hielten, daß er nicht auf den Boden falle. [1])

Das ist, denke ich, der Typus der assyrischen Kunst im Gegensatze zur ägyptischen. Es ist nun nicht schwer zu entscheiden, welcher von beiden Typen in der griechischen Kunst hervortritt. Ich habe gesagt: in der griechischen Kunst; ich hätte treffender sagen können: durch die griechische Kunst hindurch hervortritt; denn das gehört mit zum Wesen eines Typus, daß er, wenn er einmal in eine Schule eingedrungen

[1]) Layard, Discoveries in the Ruins of Niniveh and Babylon 1853, p. 113.

ist, nie vollständig verwischt werden kann. Er kann corrigirt, ausgebildet, auf tausenderlei Weise modificirt werden, aber sein Einfluß ist unvertilglich und dauernd; denn er gleicht den Samenkörnern, welche auseinandergeweht und auf verschiedene Plätze gestreut werden, welche an vielen Orten vergehen und absterben mögen, welche aber, wo sie auf einen Boden fallen, der sie freundlich aufnimmt, aufgehen, wachsen und blühen, so daß die neue Pflanze oft die, von der der Same stammt, an Größe, Schönheit, Kraft und Fruchtbarkeit übertrifft, und dabei in dem neuen Boden ganz heimisch wird. Es ist damit in dieser Hinsicht, wie mit der schönen Lilie, welche sich auf Guernsey, aber auf keiner der benachbarten Inseln findet; ihre Wurzeln, glaubt man, sind von einem Schiffe aus, welches sie aus fernem Lande mitgebracht, und Schiffbruch gelitten, an das Ufer gespült worden, haben die Insel, deren Boden und Klima ihnen zusagte, colonisirt und so hat das blumenreiche Eiland seinen schönsten Schmuck erhalten. So mögen auch oft Chinesen und Indier die nämlichen Marmorwerke, welche sich jetzt im britischen Museum befinden, auf ihren Handelsreisen nach dem Haupt-Handelsplatze der alten Welt gesehen und doch keine Inspiration durch dieselben erhalten haben, sondern nach Hause zurückgekehrt sein, zufrieden, die Einen mit den dummen runden Gesichtern und bezopften Mandarinen auf ihren Fächern oder Porcellangefäßen, die Andern mit den scheußlichen dreiköpfigen Götzenbildern in ihren Felsentempeln. Nicht so die Griechen, deren Geist schon erfüllt war mit poetischen Phantasieen, und welche, nachdem sie dieselben in unsterblichen Versen ausgesprochen, ihnen das Leben zu geben sich sehnten, welches Gedanken nur durch sichtbare Gestalten erhalten können. Durch ihre Poesie hatten sie schon die Form erhalten, in welche der Typus selbst gegossen werden sollte, voll Kraft, voll Leben und voll Majestät. Wenn ihnen einmal ein solcher Typus vor die Augen trat, konnte es nicht ausbleiben, daß der aufgehäufte Zündstoff in Flammen gesetzt wurde, und daß die Flamme, einmal ent-

zündet, nicht wieder erlosch. Wie konnte aber eine solche Berührung der Griechen mit den Assyriern stattfinden?

Die Aegyptier waren kein Handelsvolk; mit einer einzigen zweifelhaften Ausnahme gründeten sie keine Colonieen. Bis die Griechen den Hafen von Alexandria anlegten, kümmerten sie sich wenig um die See. Die Völker in Mittelasien waren durch ihre Lage von dem Seehandel ausgeschlossen, aber anderseits durch ihre Lage zu Gebietern des Ueberlandhandels zwischen dem Osten und Westen gemacht. Die griechischen Colonieen in Kleinasien, nicht abhängig von dem Mutterlande, sondern seit ihrem Entstehen im Genusse einer stolzen Unabhängigkeit, wurden schnell üppig und gewerbfleißig. Das eine konnten sie nicht werden ohne die Juwelen, die Specereien, das Gold und die kostbaren Stoffe aus Indien; das andere nicht, ohne sich die Mühe zu geben, diese Kostbarkeiten zu erlangen. Der Sitz des großen orientalischen Reiches blieb Jahrhunderte lang Mesopotamien, welches den Handelsverkehr zwischen Osten und Westen beherrschte und zugleich der Mittelpunkt des orientalischen Handels war. Dorthin strömten die Kaufleute der Erde, und dort fand man, wie die Schrift es uns schildert — denn ihre Schilderung ist, wiewohl sie sich auf eine andere Stadt bezieht, von Babylon entnommen — „die Waare des Goldes und des Silbers, des Edelgesteines und der Perlen, des Byssus und des Purpurs und der Seide und des Scharlachs, und all das wohlriechende Holz und all das Geräth von Elfenbein und all das Geräth von kostbaren Steinen und von Erz und von Eisen und von Marmor, und der Zimmet und das Rauchwerk und den Balsam und den Weihrauch und den Wein und das Oel und das feinste Mehl und den Weizen, und das Lastvieh und die Schafe, die Rosse und die Wagen, und die Sklaven und die Menschenseelen." [1])

[1]) Apok. 18, 12. 13. Die Schilderung ist von dem orientalischen Handel des wirklichen Babylon entnommen, unter dessen Namen der Apostel das heidnische Rom beschreibt.

Von Mesopotamien ist ein offener Weg nach Cilicien, dessen Städte ihre Thore den Kaufleuten und ihren Schätzen öffneten, den Eroberern und ihren Heeren verschlossen. Die Leichtigkeit, womit Assyrier und Perser Heere in jenes herrliche Land führten, beweist, daß der Weg dorthin weder lang noch mühsam war. Eine große Handelsstraße verband die beiden Länder und brachte die Bewohner Griechenlands in Berührung mit denen des fernsten Ostens in den Kaufhallen von Ninive, Babylon und Susa. Dort mußten sie nicht weniger in Berührung kommen mit der prächtigen Kunst Asiens, und wenn diese ihrem Geschmacke zusagte, konnte sie nicht verfehlen, bei ihnen Eingang zu finden.

Sie mögen in Layard's erstem Werke die Beweise dafür nachsehen, daß alle Schönheiten der griechischen Ornamente und der Geschmack in der Benutzung derselben bei der Anfertigung von Waffen, Gewändern und Geräthen bis in das Kleinste hinab sich in den assyrischen Sculpturen wiederfinden. Das ist ein starker, wenn auch kein vollständiger Beweis für den asiatischen Ursprung der griechischen Kunst; denn kleinere Arbeiten, an welchen man die Ornamentik eines Volkes kennen lernt, können leicht aus einem Lande in das andere gebracht, große Sculpturen und steinerne Löwen aber, womit die Paläste geziert sind, müssen an Ort und Stelle gesehen werden.

Mit den ersten Versuchen der griechischen Kunst sind wir gar nicht bekannt. Wie Augustus das alte aus Ziegelsteinen gebaute Rom zerstörte und uns statt dessen ein marmornes hinterließ, wie unsere Vorfahren den normannischen Bogen zuspitzten und die massiven Pfeiler, die ihn trugen, zu einem Säulenbündel veredelten, so haben wahrscheinlich die Griechen zur Zeit des Perikles sich der rohen Kunstwerke ihrer Vorfahren geschämt und sie durch vollkommenere ersetzt. Wir müssen uns also begnügen, den Nachweis der Eigenthümlichkeiten ihrer Kunst da zu beginnen, wo wir das Material dazu finden. Sie muß sich nach Kleinasien längs der Südküste von Cilicien und weiterhin von dem nördlichen Syrien

aus verbreitet haben. Dort treffen wir die schon erwähnten alten Sculpturen, welche Sir Charles Fellows an den Gestaden des Xanthus gefunden hat und welche jetzt im britischen Museum aufbewahrt werden.[1]) Daß sie mit den assyrischen Monumenten nahe verwandt sind, wird von Niemand bezweifelt; aber diese Aehnlichkeit unter dem Gesichtspunkte, auf den es hier ankommt, nachzuweisen, ist nicht wohl möglich, wenn man diese Marmorwerke dabei nicht vor Augen hat.

Wir gehen also weiter nach Aegina, welches gewissermaßen ein vorgeschobener Hafen von Athen und die letzte Station war, wenn man von Ninive nach Athen reiste. Dort finden wir die ältesten Spuren des griechischen Typus. Eine Familien-Aehnlichkeit, eine Gleichheit des Ausdrucks herrscht in allen Figuren; ein ruhiges, heiteres und behagliches Lächeln sehen wir in allen Gesichtern, im Gesichte des Sterbenden, der auf dem Boden liegt, des Kriegers, welcher angreift, und der Minerva, die den ruhigen Kampf beherrscht. Eine starke, vielleicht übertriebene Entwickelung des menschlichen Körperbaues zeigt sich bei allen Figuren, genau gezeichnet in Vergleich zu den orientalischen Sculpturen, aber noch immer hart, steif oder nach einem italienischen Ausdrucke, „nicht gut geknetet.“[2]) Auch hinsichtlich des Ausdruckes findet sich eine Aehnlichkeit zwischen diesen und den assyrischen Arbeiten. Man vergleiche nur den Sterbenden oder Verwundeten in dem rechten Giebelfelde des Phigaleischen Saales mit einer entsprechenden Figur, wie sich deren viele auf den Schlachtscenen der assyrischen Galerie finden: die Haltung ist ganz dieselbe, und zwar gewiß keine natürliche und keine solche, daß eine solche Aehnlichkeit bei zwei von einander unabhängigen Schulen sich erwarten ließe; ebenso bemerken wir hier wie dort einen eigenthümlich — ich möchte sagen tröstlich — ruhigen und keine Schmerzempfindung verrathenden Ausdruck.

[1]) Sir Ch. Fellows, Travels and Researches in Asia Minor and Syria, 1852, p. 123

[2]) Non bene impastato.

Wenn wir nun weiter gehen und in den Elgin'schen Saal treten, werde ich da die Behauptung wagen dürfen, in diesen erhabensten Werken der Künstlerhand des Menschen finde sich eine Spur von der Kunst Sargon's oder Sennacherib's? Eine solche Behauptung wäre in der That kühn; aber ich brauche sie auch nicht aufzustellen. Nachdem der Typus einmal von dem griechischen Geiste aufgenommen, von seiner Rohheit befreit, geläutert, verfeinert, und den eigenen Auffassungen, Ideen und Gefühlen angepaßt worden ist, hört er auf, etwas Fremdes zu sein. Der griechische Geist macht ihn so sehr sich zu eigen, daß er ihm nicht wieder entrissen werden kann. Aber eben so wenig kann er verdrängt und vertilgt werden. Die Statue des Theseus bietet uns jene Ueberfülle im Körperbau, jenes Hervortreten der Knochen sowohl als der Sehnen, welches in dieser Zusammenstellung nicht natürlich ist, gerade so dar, wie die Heroen-Statuen aus der besten Zeit. Hatte dieser Geschmack einmal Eingang gefunden und durch die gymnastischen Uebungen, die Griechenland so berühmt machten, seine Läuterung erhalten, so mußte das eine charakteristische Eigenthümlichkeit zur Folge haben, die erst mit dem Verfalle der Kunst zurücktrat. Aber selbst bei der stärksten Uebertreibung finden wir eine Weichheit und ein Ebenmaß, die alles natürlich erscheinen lassen. Auch der Knochenbau des Rosses und die künstlerische Behandlung desselben zeigen Spuren des ursprünglichen Typus. Ja, der Reiterzug, welcher das Fries des Parthenons bildete, ist so vollkommen das Werk Eines Gedankens, daß Professor Monti einen Abguß desselben für den neuen Glaspalast zu Sydenham auf eine eigenthümliche Weise vollständig wiederherstellen konnte. Wenn ein Theil eines Rosses oder Reiters irgendwo zerbrochen war, so hat er denselben nicht selbstständig ergänzt, sondern immer in irgend einer andern Abtheilung des Kunstwerkes eine so genaue unverstümmelte Wiederholung desselben gefunden, daß er durch einen Abguß dieser zweiten Darstellung die Lücke in der ersten ausfüllen konnte. So hat er eine Restauration zu

Stande gebracht, die das schärfste Auge nicht leicht als solche erkennen wird.

Ich fürchte, diese Einzelheiten sind, wiewohl ich sie lange nicht mit der Ausführlichkeit erörtert habe, welche eigentlich erforderlich wäre, für Sie langweilig, und ich eile daher zum Schlusse dieses Abschnittes. Ich bemerke also, daß der Typus der vollendeten griechischen Kunst mit dem der unvollkommenen asiatischen Kunst die ruhige Würde und Majestät des Ausdruckes gemein hat, welche ich letzterer zugeschrieben habe. Eine starke und heftige Aufregung bemerkt man, einige wenige Athleten-Darstellungen abgerechnet, bei ihren edelsten Werken nicht. Der Diskobolos, welcher seinen Diskus wirft, der Wagenkämpfer, welcher in den Spielen siegt, Herkules, der von seinen Arbeiten ausruht, Apollo, der den Marsyas schindet oder seinen todbringenden Pfeil abschießt, Jupiter, der seine Donnerkeile ergreift, Minerva, die ihre Lanze schwingt, Aristides, Demosthenes, Sophokles, Homer, — alle diese Bilder tragen in ihren Zügen den Typus der imponirenden ruhigen Heiterkeit, welche nach heidnischer Vorstellung den höchsten Charakterzug des Gottes, des Heros und des großen Geistes ausmacht. Selbst wo tiefer Schmerz und Kummer dargestellt wird, wie bei dem sterbenden Gladiator oder den Kindern der Niobe, da geschieht dieses ohne Verzerrung, ohne heftigen Ausdruck, vielmehr in einer äußerst zarten Weise, und eben diese Zartheit und Milde ist rührender als eine größere Leidenschaftlichkeit im Ausdrucke sein würde. Ja, bei manchen der schönsten Werke und wo, wie auf dem eben erwähnten Fries, viele Figuren vorkommen, ist der Ausdruck gewissermaßen vernachlässigt und wird bloß eine ruhige Schönheit der Gesichtszüge und der Gestalt dem Auge vorgeführt, wenn sie auch nicht zur Seele spricht.

In der That ist die ganze schöne Kunst der Griechen durch und durch irdisch. Unter ihren glänzenden Denkmälern findet sich keines, welches das Herz des Menschen über die Erde hinausführte, worauf es steht. Man findet nicht eine einzige Figur, welche die Augen zum Himmel empor richtete, wie der

Christ tausend Mal thut, zu dem Wohnsitze Dessen, von dem er gekommen ist und zu dem er geht. Auf dem menschlichen Antlitze sieht man keinen Abglanz des Himmels, keinen Strahl von oben, der Auge und Herz zu einer heiligern und glücklichern Region hinlenkte. In einem viel rohern Zeitalter, als man jedes Glied ohne richtige Proportion und den ganzen Körper in verzerrter Stellung darstellte, wußte man doch dem Antlitze den Ausdruck einer strahlenden Heiterkeit, einer Herzensreinheit, eines unschuldigen Friedens oder eines mitleidigen oder reuigen Schmerzes zu geben, von dem die größten Künstler Griechenlands keine Ahnung hatten und den sie nicht darzustellen gewußt hätten. Das beweist, daß es Sphären für die Kunst gibt, die zu erhaben sind, als daß der menschliche Genius allein sich zu ihnen erheben könnte, — sie gehören mit zu dem Geheimnisse der Weisheit, welches den Weisen und Klugen dieser Welt verborgen, den Kleinen aber enthüllt ist, — es beweist so überzeugend, wie alle Vernunftschlüsse es nur vermögen, daß, wenn der Mensch in der Kunst wie in der Weisheit den höchsten Punkt erreicht hat, zu welchem ihn die Benutzung der Erfahrungen und der Uebung von Jahrhunderten durch die gebildetsten Geister emporheben kann — wenn er die höchste Zinne auf seinen gewaltigen Thurm gesetzt hat, — daß er dann dem Himmel, den er erreichen wollte, nicht näher ist, als damals, wo er seine Arbeit begann, daß aber noch auf dem Boden schwächern und demüthigern Männern Schwingen gegeben werden können, auf denen sie sich über jenes stolze Werk zu erheben und das ersehnte Ziel zu erreichen vermögen.

Ehe wir die Wiege unserer Kunst, Assyrien, verlassen, erlauben Sie mir noch eine Bemerkung. Eben die Monumente, welche wir von den Mauern der assyrischen Paläste losgerissen haben, können in Wahrheit als das Siegel der Zerstörung, welches der assyrischen Macht aufgeprägt war, bezeichnet werden; nicht als wären diese Mauern nicht fest gebaut, nicht aus dauerhaftem Material zusammengesetzt oder nicht geschickt angelegt gewesen, sondern weil jene Monumente die Denkmäler

eines grausamen, zerstörungssüchtigen und erbarmungslosen Volkes sind, auf denen nichts dargestellt ist, als immer wieder dieselben Kriegs- und Blutscenen und zur Abwechselung Scenen eines spielenden Krieges: der wilden Löwen- und Büffeljagd. Das Belagern von Städten, das Niedermetzeln von Feinden, das Wegschleppen von Weibern und Kindern, kaltblütige Hinrichtungen und barbarische Grausamkeiten gegen die Besiegten — das sind die Lieblings-Darstellungen und die Beweise ihrer Größe, an denen die Könige von Ninive sich erfreuten, wenn sie — gleich jenem König von Babylon, der sieben Jahre lang in der Gesellschaft der Thiere des Feldes lebte — „ruhig waren in ihrem Hause und in Blüthe in ihrem Palaste." [1]) Man hat nicht ein einziges Bild gefunden, welches zartere Gefühle, Liebe zum Guten, Herzensgüte oder auch nur andere häusliche Scenen darstellte, als etwa die mühsamen Arbeiten armer Gefangenen. Und die Inschriften, welche diese Monarchen sich selbst setzten, hatten einen entsprechenden Charakter. Wenn sie recht gedeutet worden sind, besagen sie z. B. Folgendes: „Als ich in Aribua war, nahm ich die Städte von Lutuka. Ich erschlug viele ihrer Männer, ich zerstörte und verbrannte viele ihrer Städte, ihre Kämpfer nahm ich gefangen, ich pfählte sie auf Pfähle vor ihrer Stadt." An einer andern Stelle wird von dem nämlichen großen Monarchen, der den großen Palast baute, gesagt: „Er erschlug ihre Weiber, ihre Sklaven und ihre Kinder und trieb weg ihre Heerden und ihr Vieh; ihre Weiber verbrannte er wie Stoppeln, ihre Hauptstädte zerstörte er." [2]) Gewiß sind die, welche so erbarmungslos mit dem Schwerte schlugen, verdammt worden, durch das Schwert umzukommen.

Man darf wohl sagen, Assyrien, Aegypten, China und Indien hätten ihre Kunst zu früh zur Reife gebracht. Sie hatten vorher keine Zeit, in der poetische Schöpfungen entstehen konnten, welche der Kunst zur Grundlage hätten dienen können. Griechenland dagegen hatte seine in alten Liedern prächtig aus-

[1]) Dan. 4, 1.
[2]) Layard, Niniveh and Babylon, p. 355. 453.

geschmückten Heroensagen, deren Gestalten in dem Strome der Tradition mit der luftigen und unbestimmten Schönheit einer Vision erschienen. Als die Kunst dorthin kam, fand sie Charaktere und Thaten für ihre Darstellungen vor, in ideale Schönheit und Erhabenheit gekleidet, übermenschlich, aber doch enge mit dem Menschlichen verbunden. Sie fand ihre Modelle fertig vor und brauchte sie nicht aus dem zu entnehmen, was sie um sich sah; sie konnte einen Krieger darstellen, wie Herkules oder Theseus, welche gegen Ungeheuer und Tyrannen kämpften, und brauchte ihn nicht, wie die Krieger der Gegenwart thaten, Weiber und Kinder niedermetzeln zu lassen. Assyrien dagegen hatte keinen Stoff für die Kunst, als die schrecklichen Wirklichkeiten der Gegenwart.

Ich wende mich nun zu einer neuen Kunst, welche zu ihrem Gegenstande Wahrheiten hat, die wunderbarer, lieblicher und schöner sind, als irgend ein in Liedern besungener Mythus, erhabener, als irgend eine Poesie, — und Charaktere, Züge, Thaten und Leiden, wie keine menschliche Phantasie sie zuvor der Kunst geboten hatte. Was ist das Schöne in der alten Kunst für uns, die wir das, was sie uns darbietet, nur insofern achten und lieben können, als es eine Vorbereitung für eine andere, uns theurere und heiligere Schule ist, deren Vortheile wir uns noch fortwährend zu Nutze machen? Allerdings mußte das Samenkorn erst in der Furche sterben, ehe es zu neuem Leben erwachte; die Kunst mußte erst von der Erde fast ganz verschwinden, bis der Mißbrauch derselben vergessen war. Aber sicher ist, daß die christliche Kunst aus zwei Quellen entsprang, welche sich beide auf die alten, lange verborgenen Ströme der klassischen Kunst zurückführen lassen. Und auch hier wird sich die Wahrheit des Satzes zeigen, den ich zum Gegenstande meines Vortrags gewählt habe.

Die Kunst hatte zu Rom nie tiefe Wurzeln geschlagen. Büsten, Standbilder von Kaisern, Triumphbogen und Gräber

gaben den Künstlern in der ersten Zeit der Kaiserherrschaft hinlänglich Beschäftigung; aber wir finden immer viel zu wenig Originalität, als daß sich ein bestimmter Typus hätte bilden können. Die römische Kunst war eine Nachahmung oder vielmehr ein Copiren der griechischen Kunst, und so wie diese verfiel, sank auch jene. Zur Zeit Constantin's war die Kunst in beiden Ländern sehr gesunken, aber sie ging nicht ganz unter. In allen Theilen der christlichen Welt begann man, prächtige Kirchen zu bauen, und man scheute keine Kosten bei der Ausschmückung derselben. Das gab der Kunst einen neuen Impuls, und wenn es sie nicht in Stand setzen konnte, das verlorene Terrain wiederzugewinnen, so hielt es noch mindestens für ein oder zwei Jahrhunderte ihren weitern Verfall auf. Unter Honorius und Justinianus kam eine neue Art der Verzierung der Kirchen auf, die Anlegung von Mosaiken. Im Jahre 425 kam die Kaiserin Galla Placidia nach Ravenna und bedeckte die Wände der achteckigen Kirche der heiligen Nazarius und Celsus mit prächtigen Mosaiken, welche bis zur Stunde ihre ursprüngliche Frische behalten haben. Um dieselbe Zeit fand ein theilweises Wiederaufblühen der Kunst Statt. Einige der schönsten römischen Basiliken wurden damals so decorirt, wie wir sie noch jetzt sehen: Santa Maria Maggiore, St. Johann im Lateran, St. Paul und St. Sabina. Zu dieser Zeit wurden auch viele christliche Sarkophage und andere Verzierungen angefertigt, die wir noch in den römischen Kirchen finden und welche nichts weniger als einen Verfall der Kunst verrathen.

Mittlerweile ging aber das westliche Europa des Schutzes der Kaiser verlustig und wurde ein Schauplatz mehrerer auf einander folgenden Invasionen. Seine herrlichen Monumente wurden durch Feuer zerstört oder verfielen zu Ruinen. Sie wurden begraben mit ihren Schätzen, welche die Vorsehung unter dem Schutt verbarg, bis sie ihrer zu bessern Zwecken bedurfte. Der Sitz der Kaiser wurde nach Byzanz verlegt, welches jetzt den Namen Neu-Rom und Constantinsstadt erhielt. Dort waren die Kaiser den alten Sitzen der

Kunsttraditionen näher, in welchen der Genius noch nicht ganz erloschen war; dort fand sich Arbeit für die Kunstfertigen, wie eine neue Hauptstadt sie nöthig machte, für die Architekten, die Bildhauer, die Maler, die Goldarbeiter und die Weber. Die Kunst, wie sie damals war, wurde dort erhalten und mit kaiserlicher Freigebigkeit gefördert. Im Verlaufe der Jahrhunderte verfiel die Kunst im Westen immer schneller; und wir müssen nun sehen, wie ihr gänzlicher Untergang verhütet und ihr Wiederaufblühen vorbereitet wurde. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß nicht eine feindliche Invasion oder ein Räuber-Einfall sie aus irgend einem fernen Lande wieder mitgebracht hat.

Während die Künste verfielen, entwickelte sich der Seefahrt- und Handelsgeist Italiens und legte den Grund zu dem Handel der neuern Zeit. Neben kleinern, aber unternehmenden Mitbewerbern, von denen einige, wie Amalfi und Zara die Heerstraßen des orientalischen Handels eröffneten, standen zwei große, weltberühmte Nebenbuhlerinnen gleichsam an der Spitze der Meere, welche Italien beinahe umgeben. Die Lage dieser beiden Städte bildet einen eigenthümlichen Gegensatz. Genua saß wie auf einem erhabenen Throne über den Wassern; die Stadt erhob sich wie ein Amphitheater, dessen Arena das Meer bildete, auf einem hohen und steilen Bergabhange, ein Palast über dem andern, und eine Kirche über der andern, alle mit heitern Farben geschmückt und in der Sonne glänzend, oben gekrönt mit dem schönen Grün des Hügels, mit wogenden Pinien, Cypressen und Oliven. Sie umschloß mit ihren Armen, wie eine eifersüchtige Wächterin, ihre reichen Galeeren, die in Sicherheit in ihrem Hafen lagen; nach rechts und links blickte sie hin über ein liebliches Gebiet, auf welchem die Weinstöcke sich kühn auf die Felsen drängten und diese bis fast an das Meeresufer mit ihrem Grün bekränzten, während vorn der weite Meerbusen ihr bis in die Ferne die abfahrenden und ankommenden Schiffe zeigte, welche sich auf der ruhigen und glänzenden See kreuzten. Es war eine

stolze Stellung, welche diese Stadt einnahm; sie sah aus, wie eine stolze, aber schöne Landkönigin, welche die See sich unterworfen hatte, und dieselbe mit wachsamem Auge und gewaltiger Hand beherrschte. Mit Recht nannte man sie „Genova la Superba, das stolze Genua.“ — Venedig dagegen machte sich von Anfang an gleichsam zu einem Theile des Elementes, durch welches es groß werden wollte. Es hatte keine andere Heimath, kein anderes Leben. Das Meer bildete gleichsam die Adern, durch welche das Blut dieser Stadt strömte; von ihrem großen Herzen in San Marco und den anstoßenden Palästen und Plätzen strömte dasselbe zuerst durch die große Arterie, welche sich durch ihre edelsten Theile hinzog, dann weiter, sich in zahllose, verwickelte Adern vertheilend, nicht stockend und schwarz, wie jetzt, sondern sprühend unter den Kielen von tausend Gondeln oder durchfurcht von den Barken, welche ihre Waaren aus oder nach ihren großen Magazinen brachten. Ihre Schiffe waren mit ihr selbst verwachsen; wenn sie absegelten, schienen sie sich aus den Falten ihres weiten Gewandes los zu machen, und wenn sie zurückkehrten, verbargen sie sich in ihrem Busen. Ja, es war, als bildete die ganze Stadt nur eine prächtige Flotte, allezeit bereit, wenn an einem fernen Gestade der Löwe des heiligen Marcus beleidigt worden, vom Stapel zu laufen und seine Ehre zu rächen. Der Mann, der im Namen Venedig's herrschte, suchte nicht die Tiefe sich unterthan zu machen, sondern sie mit seinem Ringe sich zu vermählen; der Doge wollte die See nicht zur Sklavin machen, er begehrte sie als Braut.

Jahrhunderte lang war der Handel mit dem Orient hauptsächlich in den Händen des Adels. Es war ein fürstlicher Handel; Colonieen und Niederlassungen entstanden an allen Gestaden, die für den Handel geeignet waren; Festungen wurden gebaut und besetzt, wo ein solcher Schutz erforderlich war. Edelleute und Kaufleute verbanden die Liebe zu Entdeckungen mit dem Streben nach Gewinn; sie drangen, wie Marco Polo, in das Herz von Asien ein und bereiteten manche

Entdeckung der neuern Zeit vor. Aber das Herz Venedig's war, wie gesagt, San Marco; an diesem hing es mit seinen edelsten Gefühlen; darein setzte es seinen Stolz, daß San Marco herrlich sei, erhabener, als sonst etwas auf Erden. Der Handel setzte seine Kaufleute in den Stand, aus fernen Ländern die kostbarsten Materialien herbeizuschaffen — Marmor, Säulen und Edelsteine; und nichts war zu werthvoll und zu schön, um das Heiligthum zu schmücken, an dem jeder Venetianer mit stolzer Liebe hing. — Aber auf ihren Reisen bemerkten die Venetianer, daß die Kunst zu Constantinopel in höherer Blüthe stand, als in Italien; hier hatte man bessere Arbeiter, aber nicht so gute Architekten. Sie wollten das Beste haben und darum legten sie im Jahre 977 den Grund zu jener ehrfurchteinflößenden Kirche unter der Leitung von Künstlern, die sie aus Griechenland berufen hatten. Gerade sieben Jahre später ließ der Kaiser Basilius durch acht Künstler ein Kunstwerk ausführen, welches bis auf unsere Tage als Beweis dienen kann, wie weit die byzantinische Kunst damals vor der italienischen voraus war. Ich meine das Menologium, einen kurzen Bericht über die Heiligen jedes Tages des Kalenders, in prächtigen Farben und noch glänzenderm Golde illustrirt, welches in der Vaticanischen Bibliothek aufbewahrt wird und von dem Cardinal Albano herausgegeben worden ist. Dieses Werk kann als der eigentliche Typus der byzantinischen Kunst angesehen und durch die Vergleichung mit ihm kann festgestellt werden, in wie weit bei einem Maler der byzantinische Stil herrscht.

So brachte der Venetianische Handel die untergegangene Kunst in ihren noch rohen Keimen triumphirend auf seinen Schiffen nach Italien, und so brach von Osten her über dem schlummernden Italien die erste Morgenröthe eines schönen Tages an.

Pisa ahmte 1016 dieses Beispiel nach, berief griechische Künstler, hielt sie hoch in Ehren und errichtete dem ausgezeichnetsten unter denselben, Buschetto, ein prächtiges Denkmal. Im

Jahre 1066 ließ Didier, Abt von Monte Casino, aus demselben Lande geschickte Arbeiter kommen, um seine Kirche mit Schnitzwerk, Mosaik und andern reichen Verzierungen zu schmücken. Um dieselbe Zeit bestellte Cardinal Hildebrand, der auf seiner Mission nach Constantinopel die Werke der dortigen Erzgießer bewunderte, bei ihnen die Thore, welche bis auf diesen Tag einen der Haupteingänge der Vaticanischen Basilika zieren. Dem Beispiele Didier's folgten Le Cave und Andere.

Aber das war lange nicht alles. Ganz Italien wurde vom achten bis dreizehnten Jahrhundert mit griechischer Kunst erfüllt. Nicht nur ließen große Städte und unabhängige Staaten, wie Venedig, Mailand, Lucca und Genua, große öffentliche Werke durch griechische Meister aufführen, sondern man kann wohl sagen, alle Kirchen, Klöster und Häuser ließen ihre Kunstwerke durch Griechen oder ihre italienischen Schüler anfertigen. Schnitzereien in Holz und in Elfenbein, Crucifixe, Madonnen und biblische Darstellungen wurden so ausschließlich von solchen Künstlern ausgeführt, daß man in der Kunstgeschichte alles, was der Zeit vor Giotto oder doch vor Cimabue (geboren 1230) angehört, als griechisch oder byzantinisch zu bezeichnen pflegt.

Die Künstler dieser Periode waren natürlich von sehr verschiedener Befähigung. Wenn Italien geschickte Männer von den Gestaden des Bosporus berief und in jeder Hinsicht begünstigte, so ist nicht zu verwundern, daß viele von mittelmäßiger Begabung der Einladung Folge leisteten; und so finden wir neben einander die herrlichsten und die mittelmäßigsten Werke, welche nachweislich derselben Zeit angehören. Selbst in San Marco sind die ersten Erzeugnisse der griechischen Kunst erbärmlich, diejenigen dagegen, welche einige Jahre später entstanden sind, ohne Vergleich besser und ohne Zweifel von tüchtigern Meistern angefertigt, welche berufen wurden, so wie der Geschmack sich verfeinerte.

Der friedliche Verkehr des Morgenlandes und Abendlandes —

trotz der unseligen religiösen Spaltung und trotz den vielen Eifersüchteleien zwischen den Handels-Republiken Italien's und dem alternden Kaiserreiche, — die Handelsreisen hin und her sind es also gewesen, welche die griechische Kunst nach Italien zurückführten, um dort eine neue Epoche zu begründen. Ich muß indeß hier eine Unterscheidung machen. Die Baukunst litt in den Jahrhunderten, von denen ich jetzt gesprochen habe, weniger als irgend ein anderer Zweig der Kunst. Viele Kirchen, welche aus römischen Hallen oder Basiliken entstanden und in der glänzendern Theodosianischen Periode ausgebaut oder neu verziert worden waren, überlebten die Invasionen der Barbaren und ihre Brandstiftungen, Plünderungen und Verwüstungen. Sie blieben stehen als Landmarken, als Kanones, als Modelle. Sie wurden in Bezug auf die Vertheilung, die Proportionen und die Verhältnisse der verschiedenen Theile einer Kirche als mustergültig angesehen. Man hatte da das Langschiff, die Seitenschiffe, die Apsis (schon frühe zu einem Chor verlängert), das Querschiff, die Vorhalle. Aber schon bald nach der Emancipation des Christenthums wurde das unterscheidendste Element, welches die Architektur der römischen Kunst zu verdanken hat, der Bogen, mehr als je entwickelt. Man sieht das an der Basilika des Constantin auf dem römischen Forum, dem sogenannten Friedenstempel. Wo man aber nicht, wie zu Rom, fertige Säulen überall herumliegend fand, da baute man natürlich statt ihrer Pfeiler, und spannte darüber weitere Bogen. So entstanden die vielen Kirchen in der Lombardei, an der Südküste von Frankreich und an den Ufern der Rhone, des Rheins und der Mosel, die als romanische bezeichnet werden. Der allmälige Uebergang dieses Stils in den gothischen ist leicht zu verfolgen. — Im Morgenlande wurde eine andere Art dieser Architektur herrschend, als deren Typus vielleicht am besten die Sophienkirche bezeichnet werden kann. Wir finden sie zu Ravenna in der Kirche, die ich schon einmal erwähnt habe. Das Zusammentreffen der neuen Horden von orientalischen Eroberern mit der

Civilisation des griechischen Kaiserreiches machte jene mit den Principien bekannt, welche in der üppigen orientalischen Phantasie sich zu dem sogenannten arabischen oder maurischen Stile gestalteten. So nahm die heilige Architektur des alten christlichen Rom's je nach dem Geiste und der Phantasie der verschiedenen Nationen verschiedene Gestalten an, im Norden und Westen eine strengere, starrere und kältere, im Süden und Osten eine lieblichere, üppigere und wärmere.

Nachdem ich Sie so weit selbst geführt habe, will ich jetzt einen Andern sprechen lassen, einen Meister unter den Kunstkennern. Ich möchte wünschen, daß ich, indem ich von Ruskin spreche, den Gefühlen der Bewunderung freien Lauf lassen dürfte. Niemand besitzt, glaube ich, ein schärferes Auge für die Schönheit und eine erhabenere Auffassung der Heiligkeit und hohen Würde der Kunst, oder eine tiefere Ueberzeugung von ihrer sittlichen Aufgabe und von ihrer Macht, die Seele des Menschen mit Gott zu verbinden, oder ein poetischeres Gemüth, als Ruskin in seiner Entwickelung der Theorie der Kunst an den Tag legt. Niemand hat auch die Geschichte der Kunst mit ausdauernderm Fleiße, mit gewissenhafterer Sorgfalt oder mit größerer Genauigkeit studirt. Ich weiß nicht, ob es vor ihm einen Kunstkenner gegeben hat, der reicher begabt gewesen wäre und die fast entgegengesetzten Vorzüge eines feinen Geschmackes und einer technischen Präcision schöner mit einander verschmolzen hätte. Aber, wie das bei nur zu vielen Andern der Fall ist, diese herrlichen Eigenschaften lassen ihn im Stich, so wie er Gegenstände des katholischen Glaubens berührt; er geht dann jedes Mal von seiner gewohnten Weise ab, um sie, wo möglich, mit zerstörender Hand zu berühren. Unnachsichtig, gefühllos, verletzend, ja, roh in seinem ungerechtfertigten Tadel, neutralisirt er beinahe die Schönheiten seines letzten Werkes durch den eben so ungerechten, als unnöthig hämischen Ton gegen diejenigen, denen allein er sein Schönheitsgefühl verdankt. Dieser hämische Ton klingt durch seine Erörterungen durch, wie eine Reihe von leise gesprochenen

Flüchen durch die Verse eines herrlichen Liedes. Darum mag ich die Stelle aus seinen „Venetianischen Steinen," die ich im Sinne habe, nicht einmal ganz anführen. Nachdem er die Ausbreitung der Baukunst sehr schön beschrieben hat, sagt er dort: „Entgegengesetzt in ihrem Charakter und in ihrer Mission, gleich in ihrer gewaltigen Pracht, kamen sie vom Norden und vom Süden, von den Bächen der Eisberge und von den Lava-Strömen; sie trafen zusammen und rangen mit einander über dem Wrack des römischen Reiches, und der Mittelpunkt des Kampfes, der Ruhepunkt beider, das stille Wasser zwischen den beiden entgegengesetzten Strömungen, bedeckt mit den Trümmern des römischen Wracks, ist Venedig. Der Dogenpalast zu Venedig enthält die drei Elemente in genau gleichen Proportionen, das römische, das lombardische und das arabische." [1])

Der Handelsgeist Venedig's also war es, welcher die auf dem Meere umhertreibenden Trümmer eines prächtigen Schiffes zusammen suchte, sie am Strande sorgfältig auflas und sie zu einem neuen, schönen Bau wieder zusammenstellte. So entstand eine neue Combination der alten Elemente; denn nichts, mochte es auch vorher schon gebraucht sein, kam nach Venedig, das nicht dort nach den Worten des Dichters eine neue, prächtige und eigenthümliche Gestaltung erhalten hätte. Wie die Schiffe nach Hause kamen und aus fernen Zonen die kostbarsten Specereien, das duftendste Harz, oder den kräftigsten Trank mitbrachten, und wie der geschickte venetianische Apotheker sie alle zusammenthat, mit geheimnißvoller Kunst sie mischte und verband, und so die kostbare Arznei bereitete, welche einen werthvollen Artikel für die Ausfuhr bildete, so brachten die nämlichen Schiffe aus kaum minder entlegenen Ländern die materiellen und die geistigen Elemente, welche noch jetzt in jener

[1]) Stones of Venice, vol. 1, p. 17. Es ist hier nicht der Ort, von Ruskin's Theorieen zu sprechen, welche, wenn nicht immer richtig, doch immer schön und darum ansprechend sind. Aber überall tritt bei ihm, mitunter in einer bedauerlichen Weise, das Bestreben hervor, alles nach einer, oft phantastischen Theorie zu erklären.

unvergleichlichen Stadt und in ihrem unerreichten Dome das Auge in Staunen und Entzücken versetzen.

Aber viel wichtiger war diese Einfuhr von byzantinischer Kunst für die Malerei. Florenz blieb hinsichtlich der Berufung fremder Künstler hinter andern Städten Italiens nicht zurück. Im Jahre 1318 wurde in der Kirche San Miniato eine Mosaik-Arbeit angefertigt, in welcher das eigenthümlich schöne Haupt bis auf die Gegenwart allgemein bewundert wird. Und so ging es fort, bis der edele junge Cimabue die griechischen Maler, die in seiner Vaterstadt arbeiteten, beobachtete und die Schule versäumte, bis er seine Neigung befriedigt hatte und der Begründer einer neuen Malerschule wurde — oder vielmehr das Bindeglied zwischen der alten und der neuen Generation; denn sein Schüler Giotto ist der eigentliche Vater dieser letztern.

Worauf es aber hier besonders ankommt, ist Folgendes: wie in der griechischen Kunst der Typus, den sie einmal angenommen, zu einem unentweichbaren Princip wurde, welches sie bis zum Ende beherrschte, so wurde in der kirchlichen Kunst Italiens der byzantinische Typus, nachdem er einmal angenommen worden, ein so durchgreifendes Princip, daß er durch keine folgende Entwickelung hat verdrängt werden können. Ich will diesen Satz kurz mit einigen Beispielen belegen.

Der byzantinischen Kunst hat die italienische zunächst den Typus des Antlitzes des Heilandes zu danken, von welchem man jetzt ohne ein Sacrilegium gegen die Kunst und ohne eine Verletzung unserer heiligsten Gefühle nicht mehr würde abgehen können. Die alte Kunst der Katakomben hatte keinen bestimmten Typus Seiner Gestalt und Seines Antlitzes: Er wurde in der Regel in symbolischer Weise dargestellt, z. B. als ein jugendlicher Hirt. Im Morgenlande hatte sich wahrscheinlich in der Tradition das Bild Seiner heiligen Menschheit erhalten. Wo nicht, so ist dieses Bild einer Schöpfung gleich, welche, um Lord Lindsay's Worte zu gebrauchen, unserer Vorstellung von dem, was jenes Antlitz gewesen sein muß, — der Idee

der menschgewordenen Gottheit näher kommt, als die christliche Demuth derselben nahe zu kommen hätte hoffen dürfen. Wäre dieser Christuskopf die einzige Tradition, welche Byzanz uns übermittelt hat, es hätte die größten Ansprüche auf unsere Ehrfurcht und Dankbarkeit. [1])

Er ist aber keineswegs sein einziges Vermächtniß. Die letzte Scene aus dem Leben unseres Heilandes, Seine Kreuzigung, trägt noch immer den byzantinischen Typus an sich und wird ihn für immer behalten. Auf ältern Denkmälern wird der Herr am Kreuze in einem langen leinenen Gewande dargestellt; so auf den beiden Darstellungen der Kreuzigung in Mosaik, welche Papst Johann VII., selbst ein Grieche, im Jahre 706 in Sanct Peter anbringen ließ. Als die griechische Schule die jetzige Darstellungsweise adoptirte, hatte man leider das Studium des menschlichen Körpers ganz vernachlässigt, und eine abgemagerte, ja, verzerrte Figur stellte „den Schönsten unter den Menschenkindern" dar. Gerade zu der Zeit, als Italien anfing zu fühlen, wie sein angeborener Kunstgenius durch die unvollkommene, aber fromme Einwirkung der griechischen Kunst geweckt wurde, als es nicht nur deren Traditionen, sondern auch ihre Formen adoptiren wollte, da erwachte auf seinem eigenen Boden der schlummernde Geist der alten Kunst und vermittelte auf einem kürzern Wege, als die Tradition von acht Jahrhunderten war, auf ein Mal alles, was das Alterthum von Schönheit in der Zeichnung und Ausführung besaß. Die Aufmerksamkeit wurde auf die alten Sculpturen hingelenkt, welche alle Tage bei der Anlage neuer Gebäude aus dem Boden gegraben wurden. Nicolaus von Pisa, ein Zögling der von Bruschetto gegründeten griechischen Schule, bewunderte ihre Schönheit, bestrebte sich, sie nachzuahmen, und es gelang ihm. Die beiden Ströme flossen friedlich zusammen, denn sie kamen aus einer gemeinsamen Quelle. Die beiden Schwestern umarmten sich, denn sie erkannten ihre gemeinsame

[1]) Lord Lindsay, Sketches of the history of christian art, vol. 1, p. 76.

Abstammung. Nichts von Eifersucht und Rivalität. Die neue klassische Schule hielt mit Pietät die Traditionen des Morgenlandes fest, und die Byzantiner adoptirten die größere Weichheit, Genauigkeit und Grazie, die Lebendigkeit und Kraft der neu entdeckten Muster. Sie verschmolzen sich, und die neue, wahrhaft christliche und wahrhaft religiöse Kunstschule blühte in Europa auf. Ich komme nach diesen allgemeinen Bemerkungen auf die Kreuzigung zurück. In der Sacristei von Santa Croce zu Florenz befindet sich eine mehr als lebensgroße Darstellung derselben von Cimabue; man hat bemerkt, daß sie durch und durch byzantinisch sei. Neben derselben befindet sich eine andere von seinem Schüler Giotto, dem der Ruhm gebührt, die Kunst zuerst von den steifen Fesseln der alterthümlichen Formen frei gemacht zu haben. Welch ein Fortschritt in dem einen Bilde in Vergleich zu dem andern! In der That; aber es ist auch nur ein Fortschritt. Der Uebergang ist ganz klar, die Verbindung ist ganz ununterbrochen. Giotto und alle folgenden Maler der Kreuzigung, die nicht dem kalten Klassicismus verfallen sind, haben an demselben Typus festgehalten. Ich brauche nicht in's Einzelne einzugehen; es genügt für meinen jetzigen Zweck, zu bemerken, daß keine Darstellung jener furchtbaren Scene ganz naturgetreu ist, nicht einmal sofern man die bloße äußere Qual im Auge hat. Der verstorbene Corpue hat einmal versucht eine naturgetreue Darstellung zu geben; sein Werk ist noch vorhanden; es ist gar nicht anzusehen. Der christliche Typus der Kreuzigung, so manchfaltig und so ungleich an Werth die Darstellungen auch sein mögen, in Holz geschnitzt von einem Tyroler Bauern, in Marmor gehauen von Cellini, in Erz gegossen von Schwanthaler, oder in prächtigen Farben gemalt von Raffael — weicht aber von der Wirklichkeit ganz in denselben Punkten und ganz nach denselben Grundsätzen ab, wie der alte byzantinische Typus. Dieser ist also in der christlichen Kunst herrschend geblieben.

Ebenso verhält es sich mit dem lieblichern Bilde der Mutter und des Kindes, welches die Kunst aller Länder unter dem

einfachen Namen der Madonna kennt. Auch hier war der byzantinische Typus erhaben und edel. Man glaubt, die italienische Kunst habe bald nach ihrem Wiederaufleben denselben verlassen. Doch dem ist nicht so: die dunkeln Tinten des Antlitzes verschwanden, eine heitere Grazie trat an die Stelle des strengen Ernstes, mehr Lieblichkeit und Milde an die Stelle bloßer Majestät; aber es blieb die züchtige Haltung, der jungfräuliche Schleier auf dem Haupte, die mystischen Farben der Kleider (lange Zeit der Stern auf der Schulter), die Anordnung des Gewandes. Das alles war weder klassisch, noch modern, weder jüdisch noch römisch, und die Maler haben daran festgehalten, die umbrischen wie die vlämischen, mochte auch der Eine seine Schäfer in Jacken und Hosen zur Anbetung herbeikommen lassen und der Andere seinen Königen aus dem Morgenlande Pagen mit aufgeschlitzten Wämmsern und Federhüten zu Begleitern geben. Diese Uebereinstimmung stammt aus derselben Quelle, beruht auf dem byzantinischen Typus. [1])

Ich kann nicht umhin, hier eine Bemerkung anzuführen, die ich vor vielen Jahren aus dem Munde des berühmten Overbeck gehört habe. Er sagte: der Typus der Madonna, wie er sich bei den besten alten Malern finde, sei nicht italienisch, sondern eher deutsch. Das ist allerdings auffallend, aber nicht unerklärlich. Die alte Beschreibung des Heilandes, die dem Lentulus zugeschrieben wird, und der sicher der byzantinische Typus zu Grunde liegt, gibt ihm helles Haar, helle Augen und keineswegs orientalische Gesichtszüge. Dieser Typus wurde auch auf seine Mutter übertragen. Dieser Umstand beweist, daß auch dann, wenn die Künstler willkürliche Modelle wählten, diese beherrscht und modificirt wurden durch einen religiösen Typus, der sich aus der Stelle, die er in der Kunst einmal

[1]) Auch die Typen der heiligen Petrus und Paulus und anderer Heiligen und der Engel, wie sie noch jetzt von der christlichen Kunst festgehalten werden, sind byzantinisch. Ich verdanke die Notizen, die ich oben kurz zusammengestellt habe, Emeric David's Histoire de la peinture au moyen-age. Paris 1842.

erhalten hatte, nicht verdrängen ließ. Das zeigt sich noch deutlicher bei der Anordnung der Bilder. Nachdem alle Spuren der byzantinischen Steifheit längst verschwunden waren, liebten es die Künstler doch, die heilige Jungfrau mit ihrem göttlichen Kinde auf einem Throne sitzend und von Engeln und Heiligen umgeben darzustellen. Nichts kann schöner sein, als diese symmetrischen Bilder der ältern Meister, namentlich, wenn sie sich an ihrem rechten Platze, über dem Altare, befinden. Diese alte Symbolik hat sich in der Kunst behauptet, trotz dem Eindringen des Naturalismus. Sie hat die größten Künstler wie mit einem Zauber an die alte byzantinische Tradition gefesselt. Sie mochten den Thron aus Wolken formen und den Baldachin desselben aus Engeln, wie Raffael in der sixtinischen Madonna zu Dresden und in der Madonna von Foligno zu Rom, immer leitete das unveränderliche Gesetz des alten Typus ihre Gedanken und hemmte den Flug des kühnsten Kunstgenies. Und jetzt, wo das neuere Deutschland und im Wetteifer mit ihm Frankreich zu einer reinern und religiösern Kunst zurückzukehren suchen, was thuen beide anders, als daß sie den abgebrochenen Faden alter Traditionen wieder aufnehmen und auf die glücklichen Zeiten zurückgehen, wo Freiheit und Schönheit dieselben zuerst in vollendeter Lieblichkeit ausbildeten?

Was folgt aus dieser langen Erörterung des Wiederauflebens der Kunst im dreizehnten Jahrhundert? Wir haben dasselbe zu danken der Hochherzigkeit eines Handelsvolkes, welches das Gute in allen Ländern aufsuchte und in seine Heimath brachte. Ob die Kunst auch auf andere Weise hätte wieder aufblühen können oder nicht, ob sie, wie neugeboren, plötzlich hätte wieder erstehen oder auf einem andern Wege zu uns kommen können, das kann Niemand sagen. Jedenfalls müssen wir denen danken, durch welche sie zu uns gekommen ist. Die Kaffeestaude hätte auf hunderterlei Weise nach Martinique kommen und ihren Reichthum entfalten können, aber darum sind wir Desalieux nicht minder zu Danke verpflichtet, der mit heroischer Standhaftigkeit seinen sparsamen Wasservorrath während einer

tropischen Hitze mit den Pflänzchen theilte, die er dorthin brachte, und sie so erhielt, daß sie der Anfang der blühenden Pflanzungen wurden. Sollte auch die Verwüstung über Venedig kommen, und sollten auch seine herrlichen Denkmäler zu Ruinen werden, seine Ansprüche auf unsere Dankbarkeit werden darum nicht untergehen; ihr Andenken wird in unvertilgbaren Zügen auf allen Kunstwerken eingegraben bleiben, welche Spuren jener ersten Principien an sich tragen, die Venedig aus dem Morgenlande nach Europa brachte.

In alten und in neuen Zeiten finden wir also dieselbe Erscheinung: die Wege der Kunst sind immer die Wege des Friedens gewesen; sie ist immer Hand in Hand gegangen mit dem Handel, den der Frieden immer geschaffen hat. Diese Verbindung der Kunst mit dem friedlichen Handelsverkehr läßt sich in vielen andern Fällen nachweisen, welche zu besprechen mir die Zeit nicht mehr gestattet. Athen ist uns z. B. die große Stadt der Kunst; wir übersehen aber gewöhnlich die Thatsache, daß es auch der Sitz einer manchfaltigen Industrie und eines lebhaften Handels war. Seine großen Männer schämten sich nicht, sich mit Industrie und Handel zu befassen. Der Redner Lysias hatte eine Schild-Fabrik, wie er selbst sagt, in welcher 120 Sklaven beschäftigt waren. Wir stellen uns Demosthenes, den beredtesten Mann, welchen die Welt jemals gesehen, gleich unsern berühmten Staatsmännern und Advocaten als einen reichen, nur mit seinen Amtsgeschäften sich befassenden Mann vor; er sagt uns aber selbst, sein väterliches Erbtheil sei eine Schwert-Fabrik gewesen, in der er 30 Arbeiter beschäftigte, und eine Bett-Fabrik mit 20 Arbeitern, in welcher große Quantitäten Elfenbein, Ebenholz, Kupfer und Eisen verarbeitet wurden. Ja, das kleine Attica, 76 Quadratmeilen eines unfruchtbaren Bodens, hätte ohne Industrie und Handel unmöglich eine Bevölkerung von 450,000 Seelen ernähren können. Für Weizen allein wurden jährlich 145,000 Pfund Sterling ausgegeben, fast die Hälfte der gesammten Staats-

einnahme zur Zeit des Demosthenes. Und doch trug Perikles kein Bedenken, den dreifachen Betrag der jährlichen Staatseinnahme für öffentliche Bauten zu verwenden. Wie konnte also Athen so wohlhabend bleiben? Hauptsächlich durch den Handel, den es mit Kunstwerken und mit den Erzeugnissen seiner ausgedehnten Industrie trieb. [1]) Athenäus hat uns interessante Notizen darüber hinterlassen. Er sagt, die Athener hätten eine Sorte Vasen, die man Perikleische nannte, angefertigt und mit großem Vortheil nach ganz Griechenland und Asien ausgeführt; sie waren groß, schön und kostbar, aber sehr schwer, — eine Art von Sevres-Porcellan für jene Zeit. Die Rhodier, ein sehr unternehmendes Handelsvolk, begannen, gleich große und schöne, aber leichtere und zierlichere Gefäße anzufertigen, die sie Redypotiden nannten. [2]) Sie lieferten dieselben billiger, als die Athener die ihrigen; und während die schweren athenischen Vasen fortfuhren, die Tische der Reichen zu zieren, fand man die rhodischen Vasen bei jedem anständigen Gastmahle.

Ich verweise Sie auf Scherer's Geschichte des Handels oder auf die Besprechung dieses Werkes in der „Dublin Review", um zu sehen, wie die großen italienischen Städte, namentlich Venedig und Florenz zu derselben Zeit, wo die Künste in der größten Blüthe standen, zugleich handeltreibende und industrielle Städte waren. Man hat darauf hingewiesen, daß Tyrus, lange Zeit die größte Handelsstadt der Welt, unterging, weil es keinen productiven, sondern nur einen Transit-Handel hatte. Es war ein Hafen, sonst nichts. Bei uns ist es nicht also; Sie sehen es mit eigenen Augen, daß wir die Handelsartikel auch selbst zu schaffen wissen. Venedig blühte, so lange seine Lage für den Handel mit dem Orient die günstigste war; als man einen andern Weg fand und benutzte, waren die Tage seiner Blüthe vorüber. Etwas Aehnliches

[1]) Vgl. Emeric David's Aufsatz „über den Einfluß der Künste auf den Handel und Reichthum der Völker" im Anhange des oben citirten Werkes.

[2]) Athen. II, 5.

haben wir nicht zu fürchten: das Angesicht der alten Welt ist nach Westen gerichtet, und Sie stehen hier auf dem Wartthurme, auf dem Punkte, von welchem aus der Geist des Handels seinen Flug über den Ocean beginnt. Die Erfahrung hat uns gezeigt, wie die Entwickelung des Handels in unserm Lande von einer entsprechenden Entwickelung des Geschmackes begleitet gewesen ist. Vor einem oder zwei Jahrhunderten galt traditionell Krieg mit Frankreich jedem Engländer als der normale Zustand; aber wir hielten uns sklavisch an dem schlechten Geschmacke unserer Nebenbuhler in Literatur und Kunst. Diese Tage sind vorüber; und während des Friedens unserer Zeit und in Folge des Verkehrs mit fremden Ländern, den der Friede gefördert hat, hat auch die Kunst mehr Fortschritte gemacht, als während der Jahrhunderte, die wir in Krieg und Abgeschlossenheit durchlebt haben. Mögen also die englischen Fabrikanten bei ihren Erzeugnissen auch die Kunst im Auge behalten, mögen ihre Webstühle Muster hervorbringen, die mit den reichen Stoffen der alten italienischen Weber wetteifern können, mögen ihre Oefen Porcellane liefern, welche die griechischen Töpfer beschämen; mögen aus ihren Gießereien Metallwerke hervorgehen, die an Schönheit den Nürnberger gleich kommen: dann wird der Handel nochmals sich rühmen können, der Wegebahner für die Kunst nach den entlegensten Ländern zu sein; und die englischen Schiffe werden von den lebenden Geschlechtern freudig begrüßt und von den kommenden dafür gepriesen werden, daß sie nicht nur Reichthum und Schätze, sondern auch den friedenstiftenden, civilisirenden und bildenden Einfluß der edelsten Bestrebungen mit sich gebracht.

IV.

Zwei Vorträge über die häusliche Erziehung der Armen.[1]

Erster Vortrag.

Meine Damen und Herren! Alle, welche sich wahrhaft für die Erziehung interessiren, werden wenigstens darin übereinstimmen, daß dieselbe nicht zu früh begonnen werden kann. Wir mögen verschiedene Ansichten haben über die Art und Weise, wie dieses wichtige Werk zu beginnen sei; wir mögen nicht einerlei Meinung darüber sein, welche Gefühle man zuerst dem Gemüthe des Kindes einzuflößen, welche Gedanken man zuerst in ihm anzuregen habe: aber Alle werden in dem Punkte einig sein, daß das Wachs geformt werden muß, so lange es noch weich ist, daß der Same in den Boden gelegt werden muß, so lange er noch locker ist. Es verhält sich damit ähnlich, wie mit der Pflege des Weinstockes. Kaum hat der Saft zu steigen begonnen, so muß der Boden um die Wurzeln herum gelockert und jeder überflüssige Zweig weggeschnitten werden; ein liebevolles, aber wachsames Auge muß von jenem Augenblicke an auf ihn achten; eine zarte, aber feste Hand muß jede schwache Ranke an ihre Stütze leiten, jeden üppigen, aber vielversprechenden Schößling freundlich aufbinden, jeden unfruchtbaren Ast ohne Schonung wegschneiden, jedes Blatt und jeden Stiel, jede Beere und Traube reinigen und säubern, bis zuletzt die Früchte gesammelt werden und der Arbeiter für seine

[1]) Gehalten im Sommer 1854 auf Veranstaltung des Vereins für Künste, Gewerbe und Handel zu London. S. Biographische Skizze S. 27.

Mühe mit dem reichlichen und heilsamen Safte derselben belohnt wird. Wir stimmen also leicht darin überein, wann die Erziehung anzufangen habe. Aber, wann soll sie aufhören? Wann ist der Schluß dieser wichtigen Lebensaufgabe?

Wenn wir auf jene Erziehung sehen, welche sich am wenigsten ändert und welche, weil wir sie am längsten durch die Erfahrung kennen, uns leicht die besten praktischen Regeln an die Hand gibt; wenn wir die Erziehung in's Auge fassen, die wir denen geben, welche sich in den höhern Kreisen des Lebens bewegen sollen, so dürfen wir ohne Bedenken sagen, die Erziehung höre nie auf. Bis zum Ende unseres Lebens bleiben wir alle Lernende, freilich nicht mehr unter der Leitung oder dem Einflusse eines Erziehers oder Lehrers, aber unter der Leitung unserer eigenen zunehmenden Erfahrung, unseres sich entwickelnden Verstandes, unseres sich veredelnden Herzens. Und ohne der Erfahrung weiser Männer des Alterthums und jeder Zeit zu widersprechen, können wir nie sagen, daß wir mit dem Lernen zu Ende gekommen, oder daß jeder Zuwachs unserer Kenntnisse etwas anderes sei, als ein Licht, welches uns zeigt, daß wir noch weiter zu gehen haben.

Wenn wir z. B. jene Resultate der Erziehung betrachten, welche keine unmittelbaren Folgen derselben sind, sondern durch sie nur vorbereitet werden, so finden wir, daß das Gesagte in allen Stellungen des Lebens der Fall ist. Wie manche Veteranen gibt es jetzt, welche, auf den Verdecken unserer prächtigen Geschwader alt und grau geworden, in frühern Zeiten, wo noch die Namen Nelson's und Exmouth's im Munde ihrer Vorgesetzten lebten, eine Beleidigung darin gefunden hätten, wenn ihnen gesagt worden wäre, sie seien nicht mit allen Bestandtheilen und der ganzen Leitung eines Schiffes vertraut und auch nur das geringste Stück seiner Ausrüstung sei ihnen unbekannt, welche aber jetzt sich nicht schämen, ihre Ausbildung im Schiffswesen noch einmal anzufangen, wenn ich so sagen darf, oder besser sie fortzusetzen, indem sie in

das Dunkel des Maschinenraumes hinabsteigen und sich in die Geheimnisse des Dampfkessels einweihen lassen. — Wo ist der Rechtsgelehrte, der, wie sehr er auch die unwandelbare Vollkommenheit des britischen Gerichtswesens rühmt, sich jetzt schämte, auf seinem Tische Handbücher und Elementarwerke liegen zu haben über neue Formen des Verfahrens, die aus den Abänderungen der Gesetze folgen? Wo ist der erfahrene Arzt — und genösse er auch einen europäischen Ruf, — der es nicht, nach welchem System er auch in seinen jüngern Jahren die ärztliche Praxis begonnen haben mag, für seine Pflicht hält, seine Theorie mit Rücksicht auf die Entdeckungen eines Bell oder Magendie oder Liebig zu modificiren oder zu vervollkommnen, und sich nicht schämt, dieses zu bekennen?

Man könnte freilich sagen, diese Beispiele, die ich von verschiedenen Berufsarten hergenommen, bewiesen nur, es gebe noch viel zu lernen, was mit unserer ersten oder frühesten Bildung nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehe, nicht aber, daß diese Bildung selbst noch fortgesetzt werden müsse. Ich muß darum bei diesem Punkte einige Augenblicke verweilen; das wird hoffentlich auch dazu beitragen, das, was ich später zu sagen habe, in ein helleres Licht zu setzen. In der That ist die Erziehung, welche wir Personen aus den höhern Ständen geben, nicht geradezu und unmittelbar auf den Beruf berechnet, dem Jemand im spätern Leben sich widmet. Vor dem Lehrer sitzen auf einer und derselben Bank die zukünftigen Staatsmänner, die zukünftigen Geistlichen, die zukünftigen Soldaten und die zukünftigen Kaufleute. Sie empfangen eine gemeinsame Bildung — und warum? Weil die Erfahrung aller Zeiten gezeigt hat, daß das erste und wichtigste Ziel der Erziehung nicht so sehr dieses ist, dem Geiste ein gewisses Maß von Kenntnissen beizubringen, als vielmehr seine Fähigkeiten zu entwickeln und zu pflegen. Die Erziehung soll den Geist entfalten, die Denkkraft stärken, den Verstand schärfen, die Einbildungskraft erleuchten, das Gedächtniß üben, jedem Vermögen des menschlichen Geistes die

geeignete Ausdehnung und Kraft verleihen. Wenn dies durch die Erziehung geschieht, so wird alles, was später von außen hinzukommt, in dem Vorhergegangenen schon die Quelle seiner ganzen Kraft und Wirksamkeit finden. Aber in Bezug auf das, was wir zu unserer Bildung in dieser Hinsicht lernen, ist es eben so wahr, daß wir nach dem Austritt aus der Schule noch lange genug fortfahren, das zu vervollkommnen, was dort begonnen worden. Ich selbst bin alt genug, um mich zu erinnern, daß ich die Geschichte von Rom, Griechenland und England gelernt habe, ehe Niebuhr, Thirlwall und Lingard geschrieben hatten; aber ich müßte mich schämen zu sagen, ich kännte die Geschichte England's oder Rom's nur so, wie ich sie vor jener Zeit gelernt, oder wie sie mir, als ich noch in die Schule ging, beigebracht worden, und ich hätte diese Studien nicht fortgesetzt, nicht versucht, sie durch die neuen Hülfsmittel, die mir geboten wurden, zu vervollkommnen. Wird nicht jeder, der die erste Hälfte seines Lebens überschritten hat, sich jener Zeit erinnern, wo alles, was über Aegypten oder Assyrien gelehrt wurde, auf ein paar einleitenden Blättern der alten Geschichte von Rollin enthalten war? Und was lernte er dort? Was anders, als daß die bemerkenswerthesten Dinge in Aegypten seine Pyramiden und die Ueberschwemmung des Nils, und daß die Wunder von Babylon seine Mauern und seine hängenden Gärten seien? Welche Aenderung ist in unserer Kenntniß dieser Dinge eingetreten, wenn wir das Studium derselben fortgesetzt, — wenn wir die Entdeckungen auf dem Gebiete der ägyptischen Alterthümer verfolgt haben, von ihren ersten Anfängen bei Young bis zu den schönen und interessanten Entwickelungen von Champollion und Rosellini und zu den schwierigern Untersuchungen von Lepsius, bis vor uns aufgerollt wurden die Reihen der ägyptischen Könige, die Dauer ihrer Dynastieen, die Jahre ihrer Regierungen, die Bauwerke, welche sie aufrichteten, die Inschriften auf ihren Denkmälern! Und was jenes andere große und mächtige Reich

in Mittelasien betrifft, welch ein Lichtstrom ist über dasselbe ausgebreitet durch die neuesten Entdeckungen Layard's und die Entzifferungen Rawlinson's! Haben wir also nicht unsere geschichtliche Bildung fortgesetzt von dem Tage an, wo wir die Schule verließen, bis zu dieser Stunde, und sind wir nicht gefaßt darauf, nächstes Jahr und nach zehn Jahren eben so vieles über irgend ein anderes Gebiet der Alterthumskunde lernen zu müssen, was in unserer Jugendzeit ganz unbekannt war? Ja, selbst wenn wir nur auf die Handarbeiten blicken: sind nicht Viele hier gegenwärtig, die ihre Töchter verschiedenartige schöne Arbeiten lernen lassen, welche jetzt eine so angenehme Beschäftigung bieten und dem Hause so manche Zierde verleihen, — welche aber in ihrer Jugendzeit ganz unbekannt, ja noch gar nicht erfunden waren?

So verhält es sich also mit der Bildung, die wir für uns selbst und für die fordern, für welche wir zu sorgen haben. Wir werden ihnen gewiß nicht sagen: an dem Tage, wo sie das Colleg oder die Universität verlassen, sei das Werk ihrer Ausbildung beendigt. Wir suchen sie davon zu überzeugen, daß sie in jenen Jahren nur das Material vorbereitet haben, um ein edleres und dauernderes Gebäude aufzuführen, daß sie vielleicht ein tiefes und festes Fundament gelegt haben, um es aufzubauen, daß aber das Werk der Selbstvervollkommnung und eines beständigen Fortschrittes in der Erkenntniß nur mit dem Leben geschlossen werden kann.

Ist nun aber dies auch das System und der Plan, nach welchem wir bei der Bildung der großen Masse der Armen verfahren? Ich muß im Voraus bemerken, daß ich in diesem und in meinem nächsten Vortrage nicht so sehr von der Klasse der Handwerker zu sprechen gedenke, die entweder in großen Städten oder in den Fabrikgegenden leben und Zutritt zu den eigens für sie gegründeten Bildungs-Anstalten haben — zu Lesezimmern, Bibliotheken, wissenschaftlichen Vereinen und Vorträgen, in welchen man ihnen ein beträchtliches Maß von Kenntnissen beizubringen sucht und in welchen ohne Zweifel

manches fortgesetzt wird, was sie bei ihrer frühesten Erziehung begonnen haben. Ich will vorzüglich von den mit dem Landbau beschäftigten Armen reden, von den Armen, die in den Schluchten und Winkeln Englands zerstreut sind, auf den Bergabhängen und Mooren, in abgeschlossenen Thälern und fernen, wenig besuchten Gegenden, wo ihnen nur geringe Mittel, sich zu unterrichten, zu Gebote stehen und wo ihnen nur durch Bildungsmittel beizukommen ist, die ihnen unmittelbar nahetreten. Sie empfangen ihren Unterricht wahrscheinlich in der Pfarrschule oder in einer wohlthätigen Anstalt, die ihnen unmittelbar zur Hand ist, und wenn die Kinder ein gewisses Maß von Kenntnissen erlangt haben, so ist, wie wir nur zu gut wissen, ihre Bildung zu Ende. Ja, es ist uns wohl bekannt, wie schwer es hält, bei jener Volksklasse die Vorurtheile in Betreff des Unterrichts niederzukämpfen. Die Eltern weigern sich sogar, die Kinder in die Schule zu schicken. Da sie selbst nur wenig Unterricht empfangen haben, so sehen sie ihre Kinder für wenig mehr an, als für Hülfsmittel und Werkzeuge zum Vortheil der Haushaltung, die trotz ihrer Jugend schon nutzbar zu machen sind; — sie sollen Feldarbeit verrichten, früh anfangen, etwas zu verdienen, so wenig es auch sein mag, aber in derselben Rohheit aufwachsen, von der ihre eigene Jugend umgeben war. Beachten Sie, daß der Unterricht, den solche Kinder in der Schule empfangen, in der That in keinem rechten Verhältniß steht zu dem, was im spätern Leben ihre Beschäftigung sein wird. Man kann sagen, daß bei ihnen die Bildungs-Methode, welche wir für uns selbst festgesetzt haben, geradezu umgekehrt wird. Bei uns gilt es als Hauptvorzug der Bildung, wenn das, was wir uns in der Schule erworben haben, sich später zur Reife entwickelt, sich ausbreitet und sich auf andere Dinge ausdehnt; wenn wir von allen Seiten Wissenschaft und Kenntnisse sammeln, und wenn diese, im Geiste wohl verarbeitet, Nachdenken, Sorgfalt und Selbstüberwachung hervorbringen und uns zugleich tüchtig machen, das zu stärken, was in der Jugend gepflanzt worden, — die socialen und häuslichen Tugenden und

bewußtes Handeln. Bei dem armen Kinde dagegen beschränkt sich der ganze, für die Bildung bestimmte Theil seines Lebens auf jene wenigen Jugendjahre, vielleicht auf jene paar Monate, die es in der Schule zubringt. Die Natur seiner spätern Beschäftigungen ist gerade das Gegentheil von dem, was der lateinische Dichter [1]) als das edelste Kennzeichen und unterscheidende Merkmal des menschlichen Geschlechtes bezeichnet. In den wenigen Jahren, wo es unter Ihrer Aufsicht war, haben Sie es gelehrt, den Blick zum Himmel zu richten, und sein ganzes übriges Leben hindurch wird es ihn, wie die Thiere, die es zu pflegen hat, zur Erde niederschlagen, von der es sein tägliches Brod gewinnen muß.

Doch nehmen Sie an, Sie hätten einem solchen Kinde einigen Geschmack eingepflanzt, einige Lernbegierde, einiges Verlangen nach Vervollkommnung, den Wunsch, jene Fähigkeiten, die edeler sind als physische Kraft oder mechanische Geschicklichkeit, jene Fähigkeiten, deren es in seiner kurzen Bildungszeit mit edelm Stolze sich bewußt geworden ist, zu pflegen, — was kann ihm geboten werden, wenn seine Schulzeit vorüber ist, wenn es nach Hause geht und seine mechanischen Arbeiten anfängt? Was können Sie ihm in die Hand geben, um in dem, was es schon gelernt hat, weitere Fortschritte zu machen? Wo sind die Schriften, die für den Armen ausgearbeitet sind, wie andere für den Reichen, entsprechend dem Maße von Kenntnissen, das er erlangt hat, oder der Aufklärung, die ihm schon zu Theil geworden ist?

Dies ist die große Frage, über die ich zu sprechen habe, und es scheint mir, daß es nur zwei Wege gibt, diesem wichtigen socialen Bedürfnisse zu begegnen. Entweder müssen wir die Unterrichts-Methode für die Armen durchaus ändern und sie einfach ihrer künftigen Lebensweise anpassen; wir müssen in ganz England — was man, wie ich glaube, als chimärisch und ganz unmöglich bezeichnen wird — ein System annehmen, wie Herr Balson es beschreibt, und wie es schon in verschie-

[1]) Ovid.

denen Anstalten in England versucht und — aber nur in sehr kleinem Maßstabe — erfolgreich gefunden worden ist: das System nämlich, die Armen gleich von Anfang an für den Ackerbau zu erziehen und sie von Kindheit an zu Landwirthen zu machen, indem man den sonstigen Unterricht gleichsam nur als Zeitvertreib, als Erholung, oder höchstens als ein Mittel der sittlichen Ausbildung zuläßt. Oder aber, wenn wir allen Kindern Unterricht ertheilen wollen, so müssen wir auch als Pflicht anerkennen, für die Fortsetzung der in der Jugend begonnenen Ausbildung im spätern Leben Sorge zu tragen. Ich habe über diese letztere Auffassung zu reden.

Das erste Mittel, auf einen Gegenstand die öffentliche Aufmerksamkeit zu lenken, besteht darin, daß man seine Nothwendigkeit nachweist, daß man zeigt, es sei ein Bedürfniß, auf denselben zu achten. Es muß also bewiesen werden, daß eine Literatur für die Armen ein Bedürfniß ist, damit sich die ganze Nation — denn es ist eine Sache, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Nation verdient — für die Bemühungen interessire, diesem Bedürfnisse abzuhelfen. Ehe ich jedoch auf diesen Gegenstand näher eingehe, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen das vorzulegen, was in Anbetracht dieser für das allgemeine Beste wichtigen Pflicht in jüngster Zeit in Frankreich geschehen ist. Denn wenn ich auch keinen Augenblick daran denken kann, die dort befolgte Methode auch für England zu empfehlen, da sie mit den bei uns geltenden Einrichtungen und Ansichten unvereinbar ist, so wird uns doch die Kenntniß der Sachlage in jenem uns jetzt so eng verbundenen Nachbarlande in den Stand setzen, für uns wichtige Lehren daraus zu schöpfen und analoge, wenn auch ganz verschiedene Mittel zur Abhülfe kennen zu lernen. Bekanntlich hat während der letzten dreihundert Jahre die Ackerbau treibende Bevölkerung von ganz Frankreich eine Literatur erhalten hat, die eigens für sie bearbeitet ist. Dieselbe wurde in allen ländlichen Districten mittels der sogenannten Colportage — d. h. durch Hausirer oder herumziehende Verkäufer verbreitet. Leute, die hierzu eine

besondere Erlaubniß erhielten, brachten diese gerade für die Ackerbau treibenden Klassen verfaßten Schriften in jeden Winkel des Landes. Die Mittelpunkte für die Veröffentlichung dieser für die Armen bestimmten Literatur waren neben Paris, welches hierbei nicht gerade die erste Stelle einnimmt, Troyes, Montpellier und Epinal. In diesen drei Städten waren Jahre lang große Anstalten mit nichts anderm, als mit dem Drucke der Volks-Literatur beschäftigt. Die Zahl der auf diese Weise in Umlauf gesetzten Bände betrug jährlich acht bis neun Millionen, im Preise von einem halben Penny bis zu zehn Pence.[1]) Viele Jahre hindurch traten in diesem Zweige der Literatur wenige Veränderungen ein; dieselben Werke wurden Jahr für Jahr versandt, ohne irgend welche Verbesserungen, — sie wurden oft sogar immer schlechter — bis endlich die Regierung eine Untersuchung dieser so in Umlauf gesetzten Schriften anzustellen und geeignete Maßregeln zu ergreifen beschloß, um die Verbreitung der als schädlich oder unbrauchbar erkannten zu hindern. Am 30. November 1852 wurde von dem Policei-Minister Maupas eine Commission niedergesetzt, welche alle durch Colportage verbreiteten Bücher einzufordern und zu untersuchen hatte, und damit dies nicht umgangen werde, erließ er eine Verordnung, wonach, abgesehen von dem Erlaubnißschein für den Colporteur, alle von solchen Leuten zum Verkauf gebotenen Bücher mit einem Erlaubnißstempel versehen sein müssen. Die Herausgeber dieser verschiedenen Schriften wurden also aufgefordert, ihre Werke zur Untersuchung und Approbation resp. Verwerfung einzusenden. Als am 21. Juli 1853 das Policei-Ministerium aufgehoben wurde, verlegte man diese Commission in das Ministerium des Innern. Sie hat dort ihre wöchentlichen Sitzungen fortgesetzt, und bis jetzt sind ihr 7500 Werke vorgelegt worden [2]).

Aus dieser großen Anzahl von Schriften, welche der Com-

[1]) 5 Pfennige bis 8 Sgr.

[2]) Ich verdanke diese und andere interessante Einzelheiten dem unten im Text erwähnten Herrn Charles Nisard.

mission zugeschickt und von ihr mit der größten Genauigkeit untersucht wurden, sind drei Viertel verworfen worden und dürfen weiterhin nicht in Umlauf gesetzt werden. Das war die erste Maßregel.

Nun denken Sie sich, was das für Schriften mögen gewesen sein, die jedes Häuschen und jede Hütte durch ganz Frankreich nicht während fünf, zehn oder zwanzig Jahren, nicht während hundert Jahren, sondern — es ist kaum glaublich — großentheils beinahe dreihundert Jahre lang vergiftet haben! Im Jahre 1854 hat Herr Charles Nisard, Hülfs-Secretair der genannten Commission, in zwei Bänden einen interessanten Bericht über die sogenannte „Volks-Literatur" veröffentlicht, worin er ungefähr 560 der Werke, welche der Untersuchung unterworfen wurden, analysirt oder theilweise beschreibt. Aus dieser Darlegung mögen wir uns ein Urtheil über den Charakter der Literatur bilden, die so viele Jahre lang in Frankreich verbreitet wurde. Es befand sich darunter eine sehr große Anzahl von abergläubischen Schriften, d. h. Schriften über die alte Astrologie in der Form von Kalendern, von wissenschaftlichen Werken, von Abhandlungen über Medicin oder Vieharzneikunde zum Gebrauche für die Armen. Die Kalender sind alle nach den im Jahre 1500 gedruckten Kalendern entworfen, und es werden bis auf den heutigen Tag dieselben Sternkundigen als Verfasser angegeben, unter deren Namen sie im 16. Jahrhundert gedruckt wurden. — Dann kommt eine Masse von Schund, eine Menge von Diebes- und Seeräubergeschichten, von Erzählungen, deren Charakter wenig geeignet ist, die Sittlichkeit oder Denkweise des Volkes zu verbessern. Ich spreche natürlich nicht von solchen Werken, die unbedingt verwerflich sind und ohne Verletzung des Anstandes nicht einmal erwähnt werden können, sondern von solchen, welche, oberflächlich betrachtet, unverfänglich und nur zur Unterhaltung der Menge geschrieben zu sein scheinen. Es müssen jedoch einige Ausnahmen gemacht werden. Obschon diese Methode, Bücher zu verbreiten, keinen religiösen Charakter hat, — denn neben

diesem Hausir-Buchhandel, den man den weltlichen nennen könnte, gibt es in Frankreich auch einen religiösen, um religiöse Schriften durch das ganze Land zu verbreiten, und davon will ich nicht sprechen — so waren in jener Liste von so herausgegebenen und verbreiteten Büchern doch auch manche religiöse Schriften enthalten. Einige derselben könnten freilich eher ein Spott auf die Religion, als religiös genannt werden; aber andere, und gerade sehr alte, sind voll von einer sehr zarten und schönen Poesie, und diese verdienen auch jetzt noch im Munde und Herzen des Volkes fortgepflanzt zu werden. Diese ausgenommen, — und ihre Zahl ist gewiß klein — muß der Rest dieser religiösen Schriften als zu einem wahrhaft gemeinen und gefährlichen Zweige der Literatur gehörig, angesehen werden.

Nun mußte aber durch diese plötzliche Entfernung einer so großen Zahl von Schriften aus dem öffentlichen Verkehr eine bedeutende Lücke entstehen, und die nächste Frage war, wie dieselbe auszufüllen sei. Die Buchhändler wußten natürlich schnell Rath und sandten nach wenigen Wochen beinahe eine hinreichende Anzahl neuer Werke ein, um die verworfenen zu ersetzen. Der größere Theil derselben wurde jedoch nicht zugelassen, und jetzt ist man mit der Lösung einer wichtigen Aufgabe — gerade derjenigen, auf welche ich Ihre Aufmerksamkeit lenken will — in Frankreich beschäftigt. Die Regierung hat es zuerst dem allgemeinen Bedürfniß, der allgemeinen Nachfrage überlassen, ein Ersatzmittel zu beschaffen. Ein solches fand sich aber nicht, und nun wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht die Regierung selbst dem Mangel abhelfen, oder doch wenigstens Männer von Talent und Kenntnissen veranlassen und durch ausgesetzte Preise ermuntern solle, Sammlungen von Volksschriften zu verfassen: — Erzählungen, Schriften über Ackerbau, die Elemente der Chemie und ähnliche, welche diesen Volksklassen zur Erfüllung ihrer häuslichen und Standespflichten förderlich sein könnten. Bisher hat man sich dazu noch nicht entschlossen, weil man — wie ich von dem oben genannten Herrn, der mir mit der größten Freundlichkeit manche Einzel-

heiten über diese Sache mitgetheilt hat, erfuhr — es für bedenklich hielt, daß die Regierung ein solches Geschäft selbst übernehmen und dadurch mit dem gewöhnlichen Buchhandel in Concurrenz treten sollte. Man ist über diese Bedenklichkeit noch nicht hinweggekommen. Herr Billault, gegenwärtig Minister des Innern, ist der einstimmigen Meinung der Commission beigetreten: das einzige Mittel, dem Volke eine gesunde und ausreichende Literatur zu bieten, bestehe darin, daß man sie ausdrücklich unter dem Beistande oder wenigstens unter Mitwirkung der Regierung beschaffe. Wahrscheinlich müssen wir aber noch einige Zeit warten, bis diese Schwierigkeit überwunden ist.

Nachdem ich nun gezeigt, in welchem Zustande sich in Frankreich bis vor kurzem die für das Volk bestimmte Literatur befand, nachdem ich gezeigt, was die geistige Nahrung war, die dem Volke von der Presse geboten wurde, ist es Zeit, den Zustand der Volks-Literatur in England mit dem der französischen zu vergleichen. Wir haben gesehen, was die französische Literatur war, gesehen, wie das Publicum und die Regierung auf ihren verderblichen Charakter aufmerksam wurde, — gesehen, daß man in sehr summarischer Weise das Uebel zu hemmen oder so viel als möglich zu beseitigen suchte. Wir haben gesehen, wie dort wenigstens die Vorbereitungen getroffen worden sind, eine andere und bessere Literatur zu beschaffen, oder wie jedenfalls das französische Publicum sowohl als die Regierung sich von der Nothwendigkeit überzeugt hat, daß sie beschafft werden müsse. Ich habe noch beizufügen, daß manche unter den Büchern, die in dieser Weise veröffentlicht und lange Zeit hindurch in Umlauf gesetzt wurden, von so merkwürdigem Charakter sind und in wenig Jahren so selten geworden sein werden, daß Büchersammler sie schon jetzt suchen und in ihren Bibliotheken aufstellen. Unter andern befand sich ein Buch dabei mit dem Titel „Macabre's Todtentanz", welches man völlig vergriffen glaubte, welches jedoch auf dem Lande noch frei verkauft wurde; jetzt aber ist kaum noch ein einzelnes Exemplar des

eigenthümlichen Buches für einen hohen Preis zu haben, während es vor wenig Jahren noch von Haus zu Haus feilgeboten wurde.

Ohne Zweifel wird der Vergleich, welcher zwischen der für unsere Armen und der bis vor kurzem in Frankreich für sie bestimmten Literatur angestellt werden soll, in mancher Hinsicht zu unsern Gunsten ausfallen, in andern Beziehungen vielleicht nicht. Leider werden manche Schriften der Art, wie sie in Frankreich verworfen worden sind, in unserm Lande allgemein angetroffen. In die abgelegenern Gegenden, in die entferntern Districte werden beinahe ganz auf dieselbe Weise wie in Frankreich Bücher gebracht, d. h. sie werden von Hausirern im Lande umher feilgeboten, obschon es in unsern Dörfern mit viel weniger Schwierigkeiten verbunden ist, Bücher von dem angedeuteten Charakter zu kaufen, als dies je in Frankreich der Fall war. Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß Frankreich wenige oder gar keine wohlfeile Wochenblätter zu haben scheint, während bekanntlich in London eine besondere Art von wohlfeilen Blättern in zahllosen Exemplaren gedruckt und nach einem vollkommen organisirten System bis in die entferntesten Gegenden des Landes versandt wird. Die Abonnentenzahl dieser Blätter beweist dies hinreichend, denn es gibt neun Wochenblätter, — einige davon sind freilich besser und theuerer, aber der größere Theil gehört zu jener Klasse — welche in je 60,000 bis 440,000 Exemplaren, zusammen in 1,349,000 Exemplaren in Umlauf gesetzt werden. Den größern Theil, wenigstens einen großen Theil dieser Blätter brauche ich nicht näher zu beschreiben; ich habe aber die bei weitem verderblichsten Blätter gar nicht mitgezählt, jene Blätter, die nur mit Darstellungen und Gedanken angefüllt sind, welche man von dem ungebildeten Volke möglichst fern halten sollte. Dieser Uebelstand scheint in Frankreich gar nicht vorhanden zu sein. Nun kann man sich leicht denken, daß ein paar Bücher, die vom Hausirer bei seinen regelmäßigen Gängen drei oder vier Mal im Jahre mitgebracht werden, welche man liest und dann bei Seite legt, nicht so verderblich wirken können,

wie Schriften, die Woche für Woche erscheinen. Das ist in der That so, wie wenn man das Gift tropfenweise einnimmt. Heute fühlt man es nicht, morgen vielleicht auch nicht; aber allmälig untergräbt es die Sittlichkeit, denn es macht den Geist mit Verbrechen und mit Lastern bekannt, die wir mit Schaudern Tag für Tag gewöhnlicher werden sehen. Es ist unmöglich, daß Leute, die in Abgeschlossenheit leben und ihre Gedanken selten Andern mittheilen, die verhältnißmäßig wenig wissen von jenen großen Acten der Gerechtigkeit, welche die Vorsehung vor der Welt übt, — daß solche Leute, wenn sie Woche um Woche die Erzählung von grausamen Mordthaten lesen und diese im Geiste gleichsam vor ihren Augen vollbracht sehen, und sich so an Blutvergießen gewöhnen — ich sage, es ist unmöglich, daß ihre Gemüther nicht jenen tiefen Abscheu verlieren sollten, mit dem in frühern Jahren selbst der Gedanke an eine solche Schuld sie erfüllte. Und während die Franzosen die Geschichten von ihren berüchtigten Räubern, von Cartouche und Mandrin, haben, wo ist in England die Hütte, in welcher man nicht, wenn man überhaupt ein Buch dort findet, den „Newgate-Kalender" zu finden erwarten darf, mit seinen Erzählungen von kühnen Räubereien, von heimlichen Meuchelmorden und wunderbaren Entweichungen, bis endlich „Jack Sheppard" zu einem Helden wird, und diejenigen, die sich so mit der Betrachtung des Verbrechens beschäftigen, zugleich die tausend Wege kennen lernen, um der Strafe zu entgehen. Diese Geschichten von Seeräubern und Dieben und von allerlei Grausamkeit, oft in eine komische Form eingekleidet, um dem schon verdorbenen Gaumen zu gefallen, müssen es am Ende dahin bringen, — und ich fürchte, wir haben Gründe zu glauben, daß sie es schon in hohem Grade dahin gebracht haben — den sittlichen Abscheu vor den größten socialen Verbrechen abzustumpfen. Ebenso haben unsere Kalender — wenn sie auch bedeutend verbessert sind und es darunter manche wirklich belehrende und nützliche gibt — doch noch oft dieselbe elende Form, welche sie vor einem Jahrhundert hatten, und vielleicht sind jene bei den Armen am

meisten beliebt und geachtet, welche die Sterndeuterei und die Wetterprophezeiungen beibehalten. Ein Buchdrucker hat mir gesagt, er habe in dem Jahre, in welchem die Kalendersteuer aufgehoben wurde, seine Presse vom Juni bis zum folgenden März mit dem Druck von Moore's Almanach in einer Pfennig-Ausgabe beschäftigt und davon 2,160,000 Exemplare abgezogen. Er fragte mich: „Wollen Sie wissen, wie ich das Wetter bestimme? Ich habe auf kleine Papierstreifchen ‚schönes Wetter, Regen, Wind, Frost ꝛc.' geschrieben, sie in meinen Hut geworfen und durch einander geschüttelt, dann bei jedem Monatstag ein Blättchen herausgezogen und das darauf bezeichnete Wetter zu dem Tage gesetzt. Dennoch war das Vertrauen, welches mein Kalender gewann, so groß, daß ein Edelmann," er hat ihn mir mit Namen genannt, „ihn kommen ließ und alle seine Pächter veranlaßte, ihn als einen Führer bei ihren ländlichen Arbeiten zu kaufen; so sicher baute er auf meinen Scharfsinn und meine Prophezeiungen."

Doch war bei der Erwähnung dessen, was in Frankreich geschehen, meine Absicht, eine Vergleichung — eine Analogie vorzubereiten. Ein Versuch, mit der jetzigen Literatur für die Armen einen kurzen Proceß zu machen, ähnlich wie in Frankreich, kann in England gar nicht in Betracht kommen. Was kann es also diesem Verfahren Analoges geben? Es ist gewiß von großer Bedeutung, daß das Publicum auf das in etwa sein Augenmerk richte, was allmälig nothwendigerweise auf den Charakter des Volkes Einfluß haben muß. Es ist von Bedeutung, daß jene Schriften, welche jetzt in ihrem eigenen Schmutze über die Erde hinkriechen, oder besser gesagt schleichen, und gleich der giftigen Schlange in der Urzeit sich in die friedlichen und glücklichen Familien eindrängen, Schmerzen, Verderben und Tod bringen und das ganze heranwachsende Geschlecht vergiften — es ist von Bedeutung, sage ich, daß dies Gewürm auf seinem Wege beaufsichtigt und überwacht werde. Darum sollen wir, wenn es nicht in unserer Macht steht, es gänzlich zu vernichten, wenigstens nach Kräften ein Gegenmittel gegen das

Gift zu beschaffen suchen. Wenn ich eine amtliche oder politische Stellung hätte, um mit Aussicht auf Erfolg eine Maßregel in Vorschlag bringen zu können, so würde ich eine vom Parlamente anzuordnende Untersuchung des Zustandes der jetzt den Armen gebotenen Literatur als eine sehr heilsame und wichtige Maßregel bezeichnen. Eine vom Parlamente niedergesetzte Commission könnte nicht nur diejenigen vernehmen, die mit diesem Gegenstande bekannt sind, sondern auch mit den Hülfsmitteln, welche eine weise Regierung besitzt, es dahin bringen, daß jedes einzelne Werk, welches zur Vertheilung unter die Armen bestimmt ist, ihr zur Durchsicht eingereicht würde; sie könnte dann diese Werke untersuchen, analysiren, charakterisiren und klassificiren lassen. Wenn das geschähe, dann würde, glaube ich, zuerst die Aufmerksamkeit das Publicums auf das große Bedürfniß unserer Zeit gelenkt werden — ein Bedürfniß, wenn nicht größer, dann doch eben so groß als das Bedürfniß von Schulen für die Kinder der Armen, — das Bedürfniß einer gesunden, geistigen Nahrung für jene Klassen, die sich am wenigsten selbst helfen können, die von der Regierung als noch im Stande der Unmündigkeit und Kindheit betrachtet werden müssen, als einer Leitung bedürftig bei der Ausbildung ihres Geistes und Herzens. Wer wollte behaupten, dies sei ein der Aufmerksamkeit der gesetzgebenden Gewalt unwürdiger Gegenstand? Wer wird nicht vielmehr zugeben, daß derselbe in England ebensowohl wie in Frankreich, gerade jetzt mehr als alle andern ihre Aufmerksamkeit verdient? Wir haben es nicht für geringfügig gehalten, und die gesetzgebende Gewalt hat es ihrer nicht unwürdig erachtet, Commissare anzustellen, um jene gefährlichen Stoffe, die durch unsere Abzugs-Canäle fließen, zu prüfen, zu untersuchen und zu analysiren, und wo möglich jene verderblichen Ausdünstungen zu entfernen, die sich auf manche Gegenden lagern. Sollte man es nun als zu weit gehend ansehen, wenn man versuchte, die schädliche Pest jener verderblichen Literatur, die aus tausend Schleusen über die Hülflosesten unserer Bevölkerung hinströmt, wenigstens

zu schwächen, wenn es nicht möglich ist, sie zu neutralisiren, wenigstens die düstere, trübe und drohende Todesatmosphäre, die ihre Wohnungen verpestet, zu verdünnen, wenn wir sie nicht entfernen können?

Ich weiß, daß Manche glauben, dieser Zweck werde durch die Vertheilung religiöser Tractate hinlänglich erreicht. Ich will auf diese Sache nicht weiter eingehen, als insofern sie mein Thema in der Form einer Einwendung berührt. Wir dürfen diesen Zweig unserer Literatur denen überlassen, welche durch ihren in jeder Hinsicht hinreichenden Eifer schon bewiesen haben, daß sie ihre Thätigkeit ohne anderweitigen Beistand fortsetzen können. Dergleichen Schriften für das Volk gibt es übergenug. Aber ich kann mich nicht überzeugen, daß die Verbreitung solcher Schriften allein und ohne alle andern Mittel als die Fortsetzung der durch die Jugenderziehung begonnenen, geistigen und sittlichen Entwickelung betrachtet werden könne. Zuerst kann ich von einem großen Theile der religiösen Tractate keinen Augenblick zugeben, daß sie geeignet seien, den den Armen in der Jugend ertheilten Unterricht fortzuführen; ich meine kleine erdichtete Erzählungen, welche eine passende Lectüre für Kinder sein mögen, welche aber nichts Männliches, nichts Hochherziges, keinen richtigen Begriff von Pflicht und überhaupt nichts enthalten, was auf das Herz eines derben Bauern oder seines Weibes Eindruck machen könnte. In Betreff einer andern Klasse von Schriften muß ich, von welcher Partei dieselben auch ausgehen mögen, entschieden bestreiten, daß man ihren Einfluß auf die Bildung des Volkes als einen wohlthätigen betrachten dürfe; ich meine die Klasse von religiösen Schriften, welche in Frankreich auf dem angegebenen Wege gar nicht verbreitet werden dürfen, diejenigen, welche sich speciell mit der Erörterung confessioneller Controversen befassen. Denn ich kann nicht glauben — und ich spreche nicht von dieser oder jener Confession, sondern ich bin bereit, diese Schriften alle zu verwerfen, mögen sie von was immer für einer Seite kommen — ich kann nicht

glauben, es sei gut gethan, scharfe wissenschaftliche Waffen in rohe Hände zu geben, die sie nicht mit Sanftmuth und Mäßigung zu gebrauchen wissen, oder Leidenschaften in jenen zu entflammen, in welchen sie nur zu leicht aufgeregt, aber äußerst schwer überwunden werden. Ich glaube vielmehr, daß der Unterricht einen großen Zweck hat, welcher durch diese Mittel nicht erreicht werden kann. Es kann nicht zur Bildung des Volkes gehören, daß man die Menschen weniger gesellig, weniger freundlich gegen einander macht, daß man in ihnen Haß gegen Andere erregt, die ihnen nahe stehen, daß man sie lehrt zu erwägen und zu entscheiden, ob sie diesen Hülfe leisten und sich freundlich gegen sie benehmen sollen, und daß man so religiöse Gegensätze in der Gesellschaft hervorruft. Das Ziel der durch Schriften und Bücher unter dem Volke zu verbreitenden Bildung soll sein, den Mann männlicher, das Weib weiblicher, das Kind kindlicher — Alle menschlicher zu machen.

Die einem öffentlichen Vortrage gewöhnlich zugemessene Zeit ist schon verflossen, und es ist noch Stoff genug übrig, um bei unserer nächsten Versammlung Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Ich muß daher zum Schlusse eilen. Sie werden die Absicht meines heutigen Vortrages nicht verkennen. Ich wollte ein wichtiges Bedürfniß auf dem Gebiete der Erziehung hervorheben, die Mittel nämlich, den Unterricht der Armen nach ihrem Austritte aus der Schule fortzusetzen, und zwar in derselben Weise fortzusetzen, in welcher Sie für die Fortsetzung des Unterrichts sorgen, den Sie selbst bis zum Abgange aus dem Collegium oder von der Universität genossen haben. Ich muß bemerken, daß ich bei meinen Angaben über die Masse von verderblichen Schriften, die das Land allerorts überfluthen, andere Mittel, die möglicherweise die bösen Wirkungen derselben aufheben können, nicht aus dem Auge gelassen habe. Man könnte sagen: „Aber, ist nicht schon eine hinreichende Zahl von Schriften vorhanden, welche von den Armen gelesen und zur Weiterbildung benutzt werden können?“ Ich habe mir Mühe

gegeben, solche Werke aufzusuchen. Es gibt deren ohne Zweifel, die für diesen Zweck wohl geeignet sind, theils einzelne Schriften, theils Sammlungen, aber es ist nichts Vollständiges, nichts Zusammenhangendes vorhanden. Ich muß hinzufügen, daß, so lange diese ganze Angelegenheit in den Händen von Privatspeculanten ist, die Preise dieser Schriften im Allgemeinen so hoch sind, daß die Armen sie nicht aufbringen können; und bevor die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses Bedürfniß gelenkt ist, wird sich Niemand finden, der die Kosten und die Mühe übernähme, sie bekannt zu machen. Es ist meine Absicht, nachdem ich auf das Bedürfniß aufmerksam gemacht, zu untersuchen, wie ihm abgeholfen werden kann; und in meinem nächsten Vortrage werde ich mich theils hiermit beschäftigen, theils auf Einzelnheiten eingehen, die in die heute vorgetragenen mehr allgemeinen Betrachtungen nicht konnten aufgenommen werden.

Wenn ein Fremder nach England kommt, was meinen Sie, wird ihm als die Haupt-Schönheit unserer Insel auffallen? Vielleicht antworten Sie: die langen Reihen herrlicher, wallender Saatfelder, welche die hohe Vervollkommnung unserer Agricultur und somit die Geschicklichkeit des Landmannes beweisen. Oder Sie denken vielleicht an die Edelsitze, die er hier und da antrifft, an die weithin ausgebreiteten Ländereien mit ihren alten, rauschenden Eichen, in deren Mitte sich das prächtige Wohnhaus als Zeichen des großen Reichthums und der Macht des Besitzers erhebt. Nichts der Art. Denn wer fremde Länder besucht und durchwandert, wer die glänzende Scenerie der Alpengegenden bewundert hat, oder den schönen Farbenwechsel einer italienischen Landschaft, der hat für solche Dinge hier zu Lande kein Auge mehr. Aber es gibt etwas, das sein Auge fesselt, und das ihm einen klaren Begriff — o, ich habe es oft aus dem Munde von Fremden gehört — von England's Größe und Reichthum gibt. Es sind die ihm auf jedem Schritt entgegentretenden Hütten der Landleute, jede so rein und weiß, umgeben von ihrem

Gärtchen mit schön geschorenen Hecken und festen Thüren und schönen Blumenbeeten, auf denen man nicht, wie noch vor wenigen Jahren, bloß unscheinbare Nelken und den stattlichen Goldlack, sondern zierliche Fuchsien, bunte Geranien und stolze Dahlien findet. — Und der Fremde fragt, und auch wir mögen fragen: Ist das ein Bild unsers Innern? Ist es nur ein übertünchtes Grab? Oder deutet dieser Garten die Tugenden an, die in diesen niedrigen Häuschen aufblühen? Gibt es darin keine Unwissenheit, kein ungebildetes Benehmen, keine bösen Worte, keine zornigen Reden, keinen Zank und Streit, kein Laster, nichts anderes als was geeignet wäre, Auge und Ohr zu erfreuen? O, wer die Lage unserer Ackerbau treibenden Bevölkerung kennt, der weiß mir diese Frage wohl zu beantworten. — Woher dieser Gegensatz? Daher, weil Sie es durch Belohnungen, durch Anregung des Wetteifers, durch Tadel und Begünstigungen dahin gebracht haben, bei den Armen wenigstens Sinn für das Schöne in der Natur hervorzurufen, und ihn dadurch so sorgsam und reinlich in Bezug auf die Außenseite seines Hauses zu machen. Haben Sie aber keine höhere Pflicht? Und wenn Sie eine höhere Pflicht haben, wie wollen Sie dieselbe erfüllen? Lassen Sie denselben Einfluß, durch welchen Sie die Armen, die niedrigsten Klassen des Volkes, vermocht haben, den Garten außer dem Hause zu pflegen, weiter und für einen höhern Zweck wirksam werden, und es wird Ihnen gelingen, sie auch zu einer ähnlichen Pflege des Gartens in dem Hause zu bewegen.

Zweiter Vortrag.

Meine Damen und Herren! Es ist viel leichter, ein Uebel zur Kenntniß zu bringen, als Mittel dagegen anzugeben. Zumal, wenn das Uebel durch seine Größe und Verbreitung offen und klar vorliegt, macht gerade dieser Umstand es bei weitem schwieriger, dasselbe anzufassen und für seine Hei-

lung zu sorgen. Es gehört kein sehr scharfes Auge dazu, eine Krankheit zu entdecken, die eine ganze Klasse von Pflanzen ergriffen hat, und doch reichen oft aller Scharfsinn und alle Erfahrungen des Naturforschers nicht hin, das Gegenmittel zu finden, welches vielleicht, wenn es endlich entdeckt wird, uns ganz einfach erscheint.

Nachdem ich am verflossenen Sonnabend Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen habe, um Sie auf ein, wie mir scheint, großes sociales Bedürfniß hinzuweisen; nachdem ich, wie ich glaube, Sie überzeugt habe, es gebe hier für uns eine große allgemeine Pflicht zu erfüllen, die nämlich, die bezeichneten Uebelstände wo möglich zu heben: komme ich nun zu dem schwierigern Theile meiner Aufgabe. In der That müßte ich davor zurückschrecken, hätten Sie mir nicht bei meinem letzten Vortrage eine so freundliche Aufmerksamkeit und Nachsicht zu Theil werden lassen, daß ich überzeugt sein darf, Sie werden sich begnügen mit der schwachen Skizze, die ich von dem geben kann, was mir als ein einfaches und ausführbares Mittel zur Erfüllung der großen socialen Pflicht erscheint, die uns gegenwärtig obliegt. Ich sagte, wir bedürften für die Armen, ja für die Aermsten, vorzüglich für arme Landleute, eine Literatur. Ich versuchte zu beweisen, daß es an einer solchen Literatur durchaus fehle; aber ich mußte weiter gehen und zeigen, daß es eine Literatur für den Armen gibt, aber eine verdorbene und verderbenbringende Literatur. Unsere Pflicht ist also eine zweifache. Wir haben einem vorhandenen Bedürfnisse abzuhelfen, und haben zugleich einem bestehenden Uebel entgegen zu arbeiten. Eine große Schwierigkeit, wie ich bemerkte, liegt aber darin, daß wir nicht hoffen dürfen, das Uebel ganz beseitigen zu können. Es ist gar nicht daran zu denken, ein in unserm Lande allgemein und seit lange geltendes Recht zu beschränken: das Recht eines Jeden, seine Meinungen frei zu äußern und bekannt zu machen. Wenn wir aber glauben, daß diese Meinungen irrig, gefährlich, ja sogar für die besten, wichtigsten

und offenbarsten Interessen des Armen schädlich sind, dann ist es unsere Pflicht, uns desselben Rechtes zu bedienen, um so viel als möglich dem Uebel, welches jetzt so sehr überhand nimmt und so weit verbreitet ist, entgegenzuwirken. Ich denke also im Anschluß an die Bemerkungen, die ich verflossenen Samstag Ihnen vorzutragen die Ehre hatte, nach meinen schwachen Kräften Ihnen den Weg zu bezeichnen, den wir einzuschlagen haben. Der Gegenstand theilt sich von selbst in zwei Punkte. Zuerst haben wir die Abhülfe aufzusuchen, die in diesem Falle anzuwenden ist, und dann haben wir zu erforschen, welche Mittel und Wege uns zu Gebote stehen, um die Abwehr gegen das Uebel, das wir entfernen wollen, wirksam zu machen.

Zuerst also haben wir, wie schon wiederholt bemerkt wurde, auf irgend eine Weise eine gesunde, heilsame, sittliche und zugleich belehrende und unterhaltende Literatur für die ärmsten Klassen zu beschaffen. Wenn ich daran gehe, die Art und Weise anzugeben, in welcher für dieses Bedürfniß gesorgt werden kann, so werden wir unsern Gegenstand noch weiter eintheilen müssen. Diese Literatur muß zum Theil aus den schon vorhandenen Schriften hergenommen werden, indem man sie einfacher macht und der Fassungskraft oder wenn man so sagen will, dem literarischen Appetit und der Verdauungskraft derjenigen anpaßt, welchen wir sie anbieten wollen; wir müssen die Kenntnisse, die schon vorhanden sind, benutzen und durch geschickte Behandlung für unsern Zweck fruchtbar machen. Wir werden aber finden, daß unsere Pflicht weiter geht: wenn wir die uns zu Gebote stehenden Mittel erschöpft haben, bleibt uns noch die Arbeit des Schaffens; denn es gibt manche Gebiete gemeinnütziger Kenntnisse, die unter das Volk gebracht werden sollen, welche wir ganz neu herstellen müssen — schaffen ist das einzige Wort, welches mir bezeichnend scheint.

Die erste Klasse begreift, wie Sie einsehen werden, alle die verschiedenen Zweige des Wissens, welche wir uns durch

Lesen aneignen, entweder im Verlaufe unserer Schulbildung, oder später bei der Fortsetzung jener geistigen Pflege, für die wir in dem frühern Abschnitte unseres Lebens, der für's Lernen bestimmt war, Geschmack bekommen haben. Wir kommen natürlich zuerst auf die Geschichte. Und hier finden wir schon einen Ueberfluß von Schriften vor. Wir haben bändereiche Werke und gedrängte Compendien, und wir brauchen uns nach neuen Thatsachen nicht umzusehen. Um in diesem Gebiete des Wissens die Bedürfnisse des Armen zu befriedigen, sind neue Untersuchungen nicht nothwendig. Wir können nicht nur das schon Vorhandene nehmen, sondern auch das, was nicht gerade in der für sie passenden Form da ist, so umändern, daß es interessant für sie wird, daß sie es verstehen und Nutzen daraus schöpfen können. Kürze und Einfachheit sind natürlich die ersten charakteristischen Eigenschaften von allem, was von den Armen gelesen werden soll. Doch werden diese Eigenschaften, wie ich glaube, oft verkehrt aufgefaßt. Was ist z. B. jetzt der Hauptunterschied zwischen der weitläufigen, bändereichen Geschichte England's und dem kleinen, für den Schulgebrauch oder für die ärmern Klassen bestimmten Abriß? Kein anderer, als dieses, daß alles was in der Geschichte uninteressant und schwer, oder, um einen bekannten Ausdruck zu gebrauchen „trocken" ist, sich in dem Compendium zusammengestellt findet. Das was eigentlich die Seele der Geschichte bildet, was darin zum Herzen spricht, was auf das moralische Gefühl, ja sogar was auf die Bildung des Verstandes wirkt, ist aus den kürzern Werken völlig ausgeschlossen. Chronologische Angaben, die Geburts- und Todesjahre der einzelnen Könige, eine Reihe von Namen berühmter Männer, die unter ihrer Regierung gelebt haben, die Kriege, in die sie verwickelt waren, die Schlachten, welche geliefert, und die Siege, die erfochten wurden, vielleicht ein paar Worte über einen oder zwei charakteristische Züge ihrer Regierung: das ist die ganze Geschichte von England, die dem Armen geboten wird. Sie besteht oft aus nichts mehr, als was man einen

langen chronologischen Faden nennen könnte, ohne irgend welche interessante Erzählungen, ohne eine Anekdote, ohne einen Blick auf den Charakter derjenigen, die in frühern Zeiten regiert haben, ohne Darlegung der stufenweisen Entwickelung dessen, womit jeder Bürger eines Staates bekannt sein sollte: der Entstehung und allmäligen Ausdehnung jener Freiheiten und Institutionen, die ihm theuer sind, und der allmäligen Feststellung der Staatsverfassung, an welcher er ein so natürliches Interesse hat.

Nun ist aber das beste Vorbild für jede geschichtliche Darstellung jene Geschichte, die nicht von der Hand eines Menschen, sondern von der Hand Gottes aufgezeichnet ist; und in welcher Weise ist diese für uns verfaßt? Wenn eine genealogische Reihe nothwendig ist, um einen Theil mit einem andern zu verbinden, so wird sie gegeben; dann aber erhalten die wichtigern und erhabenern Thatsachen, oder solche, welche einen vorwiegenden Einfluß auf die Entwickelung des Judenthums ausüben, die Personen, welche selbst eine hohe Bestimmung erfüllen oder in ihrem Charakter ein Beispiel einer einzelnen Tugend geben sollen, eine weitläufige Darstellung oder eine bis in's Kleinste ausgeführte Lebensbeschreibung. In dieser Weise ist jene Geschichte, abgesehen von ihrem höhern und göttlichen Charakter, für den Leser immer anziehend und interessant, und erweckt in ihm die edelsten, heiligsten und zartesten Regungen. So sollte auch, meine ich, die geschichtliche Darstellung für die ärmern Klassen mehr aus geschichtlichen Abschnitten, wenn ich so sagen darf, als aus einem Versuche bestehen, ihnen eine vollständige chronologische Uebersicht über alles zu geben, was vom ersten Auftreten der Nation bis auf die Gegenwart geschehen ist. Man stelle, so weit es nöthig ist, zwischen den wichtigen Perioden eine geeignete Verbindung her, gleich einem kleinen Flusse, der sich hier und da zu prächtigen, überall von schönen Umgebungen eingefaßten Seen ausdehnt, einem Flusse, welcher dazu dient, die Gewässer des einen See's mit denen des andern zu verbin-

den, welcher aber an und für sich keine Reize bieten kann in Vergleich zu denen, welche die Wasserfläche da hat, wo sie erweitert, vergrößert, und durch Pracht und Schönheit gehoben sich uns darstellt.

Und was sollen wir von den exacten Wissenschaften sagen? Ist es möglich, auch diese in einer für die ärmern Klassen passenden Form darzustellen? Ich sehe nicht ein, warum es nicht möglich sein sollte, wenn wir uns nur davon überzeugt halten, daß man viele wissenschaftliche Belehrungen vortragen kann, ohne die technische Terminologie in Anwendung zu bringen. Wenn man den Armen über die Gesetze belehren will, welche für flüssige Körper im Zustande der Ruhe oder der Bewegung gelten, ohne die Abhandlungen als Hydrostatik und Hydraulik zu bezeichnen; wenn man auch in unserer Sprache zusammengesetzte Wörter bildet, wozu das Englische eben so geeignet ist, wie ältere und klassische Sprachen, und wenn man auf diese Weise Bezeichnungen schafft, die auch von einem weniger gebildeten Geiste verstanden werden können, so werden, scheint mir, die Grundsätze der Wissenschaft, wie sie jetzt bekannt und erläutert sind, so einfach, daß man einen guten Theil davon auch den ärmern Klassen in einer für sie anziehenden Form mittheilen kann. Die Beispiele und Erläuterungen ließen sich von den gewöhnlichen alltäglichen Beschäftigungen hernehmen, bei welchen sie oft zugegen sind oder woran sie selbst Theil nehmen. Die Gesetze der Bewegung flüssiger Körper z. B., auf welche ich eben schon hindeutete, ließen sich erläutern am Drainirsystem, am Dammbau, an Wasserpumpen, oder an anderm, was bei den ländlichen Arbeiten in practische Anwendung kommt. Wenn man, um bei diesem Gebiete stehen zu bleiben, einfach den Leuten erklärte, wie die Erscheinungen, von denen sie Zeugen sind, aus einer bestimmten Ursache entspringen, welches das Grundgesetz ist, wodurch das Resultat ihrer Arbeiten bestimmt wird, — ich bin überzeugt, sie würden in Bezug auf solche Kenntnisse eine große Wißbegierde, ja einen wahren

Wissensdurst bekommen. Denn, wer die Armen kennt, der wird auch bemerkt haben, wie froh manch Einer von ihnen ist, wenn er auch nur etwas weiß, was Andere nicht wissen; wie er sich, wenn er zufällig etwas gelernt hat, darin gefällt, einen gelehrten Vortrag zu halten, und den Uebrigen die kleine Ueberlegenheit, welche er selbst besitzt, zu zeigen. Wenn aber eine solche Wißbegierde vorhanden ist, so gibt es keinen Grund, warum man diese Kenntnisse nicht mittheilen und zum Gemeingut auch der untersten Volksklassen machen sollte.

Dasselbe gilt von andern Zweigen des Wissens. Es gibt darunter einen sehr bedeutenden Theil, der auch für die Armen im höchsten Grade interessant sein muß; vorzüglich alles, wovon sich Beispiele im Bereiche ihrer eigenen Beobachtung vorfinden, oder was mit ihren Beschäftigungen in Verbindung steht. Dazu gehört ohne Zweifel die Naturgeschichte in allen ihren Theilen, die Beschreibung der Pflanzen und der Thiere, der schädlichen und der nützlichen, der Lebensweise und der Naturtriebe der Thiere, die Jeder kennt. Da die Leute Gelegenheit haben, die Richtigkeit jeder Angabe zu prüfen, so kann dieser Gegenstand nicht verfehlen ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, und zugleich sie zu bilden, wenn man nur die rechte Art und Weise zu finden weiß, sie damit bekannt zu machen.

Solche Belehrungen lassen sich natürlich in manchfaltiger Form geben. Man braucht dabei nicht immer den Ton eines trockenen Lehrvortrags anzunehmen. Zuweilen wird man die Form eines vertraulichen Zwiegesprächs wählen können; zuweilen kann man vielleicht das Ganze in den Rahmen einer erdichteten Erzählung fassen, die so angelegt sein muß, daß der höhere und vorzüglichere Zweck, den man dabei im Auge hat, keinen Augenblick außer Acht gelassen wird, ohne daß man gerade auf besondere Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit zu sehen hätte.

In dieser Weise könnte man gewiß eine vollständige Volks-Literatur schaffen, welche die Geschichte und die exacten und

Naturwissenschaften umfaßte und über den Zweck, den Nutzen, und die praktische Anwendung der Dinge, mit welchen die Aermern im täglichen Leben in Berührung kommen, geeignete Belehrungen gäbe. Auch rein unterhaltende Schriften, wenn sie moralisch sind, möchte ich keineswegs ausschließen. Das Volk bedarf deren. Es soll nicht immer studiren. Wir sollten einen Geschmack am Lesen, ja eine Begierde zu lesen im Volke wecken, dadurch daß wir ihm eine Lectüre verschaffen, die keine große Anstrengung erfordert, welche aber, wiewohl sie bloß unterhaltend ist, doch eine Moral enthält, die einfach, und weil offen dargelegt, leicht verständlich ist. Der Versuch, dem Volke in dieser Weise eigentlich gründliche Kenntnisse beizubringen, würde gewiß fehlschlagen. Ich kann hiervon ein schlagendes Beispiel anführen. Es gibt wahrscheinlich in Frankreich keinen einzigen Colporteur und bei uns keinen Bücherverkäufer, keinen von Ort zu Ort ziehenden Hausirer, in dessen Ballen oder Korb sich nicht zwei Werke befänden, die uns Allen ganz bekannt sind — „Gulliver's Reisen" und „Robinson Crusoe." Das erste hat zum Verfasser einen genialen Mann, einen der ersten Gelehrten, einen der kräftigsten, wenn auch einfachsten Schriftsteller, die England je besessen hat. Er wollte in diesem Buche ein Werk liefern, voll der feinsten Satire — was es auch wirklich ist — mit den bittersten Anspielungen auf die Meinungen, welche nicht die seinigen waren, um sogar die Wissenschaft, so weit sie damals entwickelt war, lächerlich zu machen, und doch ist das Werk im Verlaufe der Zeit zu einem bloßen Erzählungsbuch für Kinder geworden. Der Arme liest es, Kinder lesen es, ohne im Geringsten zu ahnen, was der Hauptzweck dieses Buches gewesen. Die unterhaltenden Geschichten sind das einzige, worauf sie achten. — Das andere Buch trat ohne große Ansprüche auf. Jeder sieht augenblicklich die einfachen Lehren, welche es gibt. Kinder und Erwachsene fühlen, daß sie gerade so gehandelt haben würden oder hätten handeln mögen, wenn sie sich in derselben Lage befunden hätten, wie

der Held des Buches. Das Buch zeigt ganz einfach, wie ein armer Schiffbrüchiger auf einer verlassenen Insel seine eigenen Kräfte und die Mittel, welche ihm die Vorsehung an die Hand gibt, dazu benutzt, sich eine Heimath zu schaffen und sich sein Schicksal erträglich zu machen. Die einfache, anspruchlose und schmucklose Schilderung dessen, was er gethan, hat das Buch bei allen Klassen beliebt gemacht, und macht immer einen guten und sittlich wohlthätigen Eindruck.

Was sollen wir sagen von Lebensbeschreibungen, von Anekdoten, von der Geschichte namentlich solcher Personen, die selbst den untern Klassen der Gesellschaft angehören, welche aber große Fähigkeiten oder große sittliche Eigenschaften an den Tag gelegt haben? In der alten wie in der neuen Zeit, in jeder Gegend können wir hinreichenden Stoff finden zu solchen Geschichten, Lebensbeschreibungen und Anekdoten von Männern, ja, auch von Frauen aus den untersten Klassen, welche sich in ihrer Kindheit oder nachher im spätern Alter in schwierigen Verhältnissen groß und heroisch bewiesen haben; Beispiele von solchen, die mit den Widerwärtigkeiten des Lebens tapfer gekämpft haben, die, ohne sich vielleicht aus ihrer äußern Stellung herauszuarbeiten, sich über diese Welt erhoben und gezeigt haben, welcher erhabenen Tugend und welcher hohen sittlichen Würde auch die Armen und Ungebildeten fähig sind.

Und wie wird man dies alles beschaffen können? All diese Schriften über Geschichte und Naturwissenschaften — woher sollen sie kommen? Ich muß sagen, daß ich keinen Augenblick glauben kann, es mangele in unserm Vaterlande an Männern, die ihre Kräfte gern der Sorge für das widmen würden, was für die Ausbildung der untern Klassen nothwendig ist. Ich denke, je mehr Einer in wahrer Weisheit, d. h. in sittlicher Bildung fortgeschritten ist, je mehr er sich durch ausgedehnte und gründliche Kenntnisse in irgend einem Zweige der Literatur und Wissenschaft über Andere erhoben hat, desto geeigneter ist er eben hierdurch, für die Bildung des

Armen zu sorgen. Es erscheint mir als Unsinn, wenn man glaubt, Jemand stehe für eine solche Arbeit zu hoch; ich meine im Gegentheil, gerade der ausgezeichnetste Gelehrte sei die geeignetste Person, über einen Zweig der Wissenschaft oder Literatur, worin er am tüchtigsten ist, eine populäre Abhandlung zu verfassen und ihn der Fassungskraft der am wenigsten Gebildeten zugänglich zu machen. Auch gibt es sicherlich Niemand, wie hoch und erhaben seine Stellung, wie ausgebreitet sein Ruf sein mag, der sich nicht würde bereitwillig finden lassen, ein ganz einfaches Elementarbuch zum Gebrauch in Schulen oder für die untern Klassen zu schreiben. Ich halte das vielmehr für die edelste Anwendung, welche ein begabter Mann von seinen Fähigkeiten zum Besten der menschlichen Gesellschaft machen kann.

Nachdem ich nun in Kürze gezeigt habe, welche verschiedenen Gebiete des Wissens geeignet sind, den ärmern Volksklassen zugänglich gemacht zu werden, komme ich zu unserer weitern Aufgabe, zu der Aufgabe, für dieselben etwas zu schaffen, was noch nicht vorhanden ist. Wundern Sie sich nicht, wenn ich kühn behaupte, es sei absolut nothwendig, eine Poesie für die ärmern Volksklassen zu schaffen. Eine solche ist nicht vorhanden. Ich verstehe aber darunter zwei Arten von Gedichten, erzählende und lyrische. Man könnte zwar sagen, das gehöre einer frühern, mehr romantischen Zeit an; die Gegenwart sei mehr auf den praktischen Nutzen gerichtet, und es könne den Leuten zur Erreichung des Zwecks ihres Daseins nichts nützen, wenn man Herz und Sinn mit Schöpfungen der Phantasie anfülle, mit wohlklingenden Versen, und wären sie noch so schön; das werde die Menschen nicht in der Erfüllung der Pflichten dieses Lebens unterstützen. Ich trage kein Bedenken, diese Ansicht ganz entschieden zu bestreiten. Das Volk will Gedichte haben, wir mögen wollen oder nicht. Es will seine Lieder und seine Balladen haben; und wenn Sie ihm keine darbieten, die nicht nur eines vernünftigen Wesens, sondern eines Christen würdig sind, wenn Sie es nicht mit

solchen literarischen Erzeugnissen versorgen, die das Gemüth nicht nur nicht beflecken, sondern bilden und erheben können, so müssen Sie darauf gefaßt sein, daß es seine Lieder auf den Gassen sucht und sich solche kauft, die wir nur aus der Beschreibung kennen; denn sie sind der Art, daß Keiner von Ihnen es zugeben würde, wenn sie nur einen Augenblick lang Ihr Haus besudeln sollten.

Es ist Ihnen bekannt, daß man in frühern Zeiten in unserm Lande selbst die Regeln des Ackerbaues den Landleuten und Tagelöhnern in Versen beizubringen pflegte, daß die „Hundert Punkte eines guten Haushaltes" oder der „Schäfer-Kalender" oder ähnliche Werke von Schriftstellern, wie Tusser, im Munde des Volkes lebten, weil sie darin für jene Zeit die beste Anweisung zum Ackerbau fanden. Und es gibt in der That noch bis heute eine große Zahl von solchen alten Versen und Reimen, die zu Sprüchwörtern geworden und Jedermann geläufig sind, z. B. die Wetterprophezeiungen, die Vorbedeutungen des eintretenden Wechsels, die Angaben der Zeiten, in welchen bestimmte ländliche Arbeiten vorzunehmen sind. Noch jetzt werden dergleichen Dinge in Versen ausgesprochen, wie man sie von alten Dichtern überkommen hat, welche dem Gedächtniß des Volkes, das in jener Zeit größtentheils nicht lesen konnte, die Kenntniß von dem, was zu seinen Beschäftigungen gehörte, auf keine bessere Weise einprägen zu können glaubten, als durch einfache Verse. Aber davon abgesehen, liegt in den Liedern und Gedichten eines Volks eine Macht, die man zu jeder Zeit empfunden hat und die entweder einen verderblichen oder einen wohlthätigen Einfluß ausübt.

Ich brauche nicht auf frühere Zeiten hinzuweisen, nicht von dem Einflusse zu sprechen, den die Barden und Sänger mitunter sogar auf die Schicksale von Königreichen übten; sogar in unsern neuern prosaischen Zeiten sind wir Zeuge gewesen, welch erstaunliche Wirkungen durch die Macht der Muse hervorgebracht wurden. Es ist gewiß, daß in Frankreich manche

volksthümliche Ideen und Neigungen durch die Lieder Beranger's im Gemüthe des Volkes Wurzel gefaßt haben. Und wir dürfen den alten Ausspruch eines berühmten Mannes nicht übersehen: „Ueberlaß es mir, die Lieder eines Volkes zu schreiben, und es ist mir gleich, wer seine Gesetze schreibt.“ So sehr war man überzeugt, daß der sanfte Zauber des Liedes, welcher unmittelbar das Herz ergreift, mitunter eine größere Gewalt über das Volk haben könne, als das Gesetz. In unsern Zeiten haben wir in Deutschland ein Beispiel von der Macht des Sängers gesehen. Während des letzten Krieges auf dem Continent, als ganz Deutschland sich wie ein Volk erhob, trat auch ein Dichter auf, in welchem diese nationale Gesinnung sich gleichsam verkörperte, der seine Gefühle in begeisternden Versen aussprach und in diesen dem Soldaten wie dem Landmanne einen Ausdruck der nationalen Gefühle der Einheit und der Tapferkeit in den Mund legte. So hat Körner durch sein „Leier und Schwert“ bewiesen, es sei sehr wohl möglich, den Lorbeer um die Klinge zu winden, ohne ihre Schärfe stumpf zu machen, und im Herzen eines Mannes zarten Dichtersinn mit Kriegermuth zu verbinden. Denn wenn sein Leben das Leben eines Dichters war, so war sein Ende das eines Kriegers auf dem Schlachtfelde. Auch wissen Sie alle, welch mächtige Begeisterung vor einigen Jahren in ganz Deutschland durch das berühmte „Rheinlied“ angeregt wurde. Dies Lied war es, was die ganze Nation, oder besser den großen Völkerbund, dessen Bindemittel einzig und allein die gemeinsame Muttersprache ist, zum starken Widerstande gegen einen für möglich gehaltenen feindlichen Angriff vereinigte. Die poetische Begeisterung für jenen herrlichen Strom, welchen die Deutschen immer als ihr vorzügliches Eigenthum und als den Schmuck ihres Vaterlandes betrachtet haben, hatte dies Band gewoben. — Dasselbe findet auch bei barbarischen Völkerstämmen Statt. Das Unabhängigkeitsgefühl der Gebirgsvölker Albaniens ist in hohem Grade durch die patriotischen Volkslieder genährt worden, die in ihrer wilden Schönheit bei den Kriegern wie bei den Hirten beliebt sind. Durch sie haben sie

gelernt, in der freien Luft ihrer bergigen Heimath ihre Unabhängigkeit um jeden Preis zu bewahren.

War es so nicht auch in unserm Vaterlande? Wer weiß nicht, von welchem Einfluß zur Zeit des Bürgerkrieges die Lieder der Cavaliere bei denen waren, welche die Sache des Königs verfochten, und wie viel Mühe man sich gab, sie bekannt zu machen und singen zu lassen, auch nachdem der Friede wiedergestellt war, als Mittel, die eigenthümliche Loyalität, auf die man damals Gewicht legte, in der Brust lebendig zu erhalten? Und wer kann wohl jenes „Lied vom Hemde“ vergessen, welches in späterer Zeit in Aller Munde lebte? Welch wohlthätigen Einfluß hat dieses Lied nicht bei den Reichen zu Gunsten der Armen gehabt! Es hat für eine unterdrückte Klasse der Gesellschaft mehr Mitgefühl erweckt, als unzählige Zeitungs-Artikel, Reden und Broschüren, wenn sie auch von geistreichen und gelehrten Männern ausgingen, hervorzubringen vermochten.

Sollte das Gesagte nicht auch jetzt auf unser Volk Anwendung finden? Ist es nicht von großer Bedeutung, ja, ist es nicht nothwendig, ihm in ähnlicher Weise eine poetische Literatur zu schaffen, ohne welche bis jetzt wohl kein Land vollständig civilisirt worden ist? Und ich muß bekennen, daß ich in der That glaube, hätten wir in den gegenwärtigen kritischen Zeitverhältnissen, beim Ausbruche des Krieges, einer unserm Zeitalter so neuen Sache, Volkslieder gehabt, welche, zwar nicht ein unchristliches Gefühl des Hasses und der Wuth, aber eine gerechte Entrüstung über die Treulosigkeit unserer Feinde, eine begeisterte Sympathie für unsere Armee und Flotte, Loyalität gegen die Krone und Eifer für ihre Ehre geweckt und genährt hätten, — dieser Krieg wäre nicht so träge und kalt geführt worden, wie es wirklich geschehen ist. Noch mehr: ich glaube, man dürfte selbst dem Finanz-Minister empfehlen, solche Lieder anfertigen zu lassen. Denn, falls wir nun eine lange Zeit hindurch Kriegssteuern zu entrichten haben sollten, so würden solche Lieder, wenn sie immer und allerwärts, in jedem Dorfe und auf jedem Felde im Munde unseres Volkes lebten,

die beste Unterstützung für den Steuer-Einnehmer sein — sie würden wenigstens einen guten Theil des Murrens und Klagens bei seiner Ankunft verschwinden machen, welches wir als eine charakteristische Eigenschaft unseres Volkes kennen.

Es wird nun vielleicht Mancher sagen: „Das alles ist recht gut. Du kannst Männer veranlassen, Bücher zu schreiben, du kannst einem geschickten Manne ein Geschichtswerk in die Hand geben und sagen: stelle mir aus diesen neun Bänden ein kurzes Handbuch zusammen; und wenn er wirklich ein geschickter Mann ist, so wird er es fertig bringen. Aber es ist ein alter Satz, daß du keinen Dichter machen kannst. Du kannst Keinen, was für ein Genie er immer sein mag, rufen und ihm sagen: setze dich hin und schreibe mir einen Band Gedichte, die dem Volke gefallen und die es singen wird.“ Das gebe ich zu. Aber wir ermangeln nicht der nothwendigen Hülfsmittel. Und ich sage, der Dichter, der uns in dieser Sache am bereitwilligsten zu Hülfe kommt, wird sich dadurch als den größten und edelsten erweisen. Als Göthe eines Tages auf den Feldern spazieren ging, hörte er einen Bauern eins von seinen schönen Liedern singen, — das Lied: „Kennst du das Land,“ welches Byron in seinem „Know ye the Land“ nachgeahmt hat — und er sagt, dieser seinem Dichtergenie dargebrachte Tribut, das Lied aus dem Munde des Landmannes gehört zu haben, sei ihm werthvoller und schmeichelhafter gewesen, als die ausführlichen Kritiken der Gelehrten und die höflichen Worte und Ehrenbezeugungen der deutschen Fürsten, und da habe er zuerst gefühlt, daß er ein Dichter sei. Warum, frage ich, warum sollten die Lieder des alten Rom allein ein würdiger Gegenstand für jenen gewandten und beredten Schriftsteller [1]) sein, durch den sie einen noch größern Reiz erhalten haben, als ihnen schon die Legende verliehen hatte? Sind nicht im Gegentheil die heimischen Gedanken und die heimischen Thaten unseres Eilandes es ebenso werth,

[1]) Macaulay.

den Armen bekannt und des Abends als Erzählungen für Heerd und Herz gelesen oder vorgetragen zu werden?

Kann es uns ferner wohl an geeigneten Dichtern für eigentliche Volkslieder fehlen? Es lebt ein Genius, der gewiß beiden Hemisphären angehört, wenn er auch nicht auf der unsern geboren ist, — ein Dichter, der durch seine lebendige Auffassung und seine warme Liebe für alles Große und Schöne in der Natur, sei es in den Urwäldern oder an den schimmernden Ufern von Salerno, durch seine innige Bekanntschaft mit dem Reichthum, der Biegsamkeit und, was noch mehr ist, mit der Einfachheit unserer Sprache — der namentlich durch sein aufrichtiges und lebendiges Interesse für alles, was wahr und edel, ehrenwerth und liebenswürdig im Leben ist, in seinen höhern wie in seinen niedern Schichten — der durch alle diese schönen Gaben ganz besonders dazu berufen zu sein scheint, dem Volke und der Welt das zu geben, was wir so sehr bedürfen. Und wie sehr wir auch Schöpfungen seines Dichtergeistes, wie „Elsie" oder „Evangeline" bewundern mögen, gewiß würden wir uns noch mehr freuen, wenn die Muse Longfellow's uns eine Sammlung Volkslieder schenken wollte!

Aber solche Worte verlangen auch eine passende Musik. Doch in diesem Saale, in einem prächtigen Gebäude, dem größten und glänzendsten, das je ein Einzelner der Muse der Musik zu erbauen unternommen hat [1]), halte ich es für gebührend, dem Manne, der so viel für das Volk gethan hat, nicht nur Bewunderung für das ausgezeichnete Talent, welches er bei der Schöpfung und Vollendung seines großen Werkes an den Tag gelegt hat, sondern auch den Dank dafür auszusprechen, daß er der Gesellschaft eine wahrhaft große Wohlthat erwiesen hat, indem er ihr eine neue Erholung, eine frische Quelle des Frohsinns eröffnete, die auf die Menge einen verfeinernden und begeisternden Einfluß auszuüben im Stande ist. Denn der Fortschritt der Musik, ihre große Vereinfachung, ihre erstaunliche Verbreitung und ihre praktische Einführung in neue Kreise

[1]) St. Martin's Hall, von Hullah erbaut.

des Lebens ist eines der charakteristischsten und edelsten Zeichen des Interesses, welches unsere Zeit am Wohl und Glück der ärmern Volksklassen nimmt. Doch wage ich zu behaupten, es müsse noch mehr geschehen. In der Dorfschule, in den kleinen ländlichen Gesangvereinen sind Elemente vereint, die sich bald wieder von einander trennen. Haben sie fröhlich zusammen gesungen, mögen es geistliche oder profane Lieder sein — ich gebrauche dieses Wort natürlich in einer guten Bedeutung, — dann geht jeder nach Hause. Es ist, als ob eine Saite von der Harfe entfernt wäre — sie nimmt die Macht der Harmonie nicht mit. Ich meine aber, es würde sehr nützlich sein, wenn außer diesem gemeinsamen Gesange, der jetzt so allgemein geworden ist, eine Anzahl von passenden Liedern gelehrt würde, die jeder Einzelne leicht mitnehmen kann. Mit andern Worten, ich wünschte, daß jedes Kind, wenn es des Abends aus der Schule nach Hause kommt, gleichsam ein Heimchen am Heerde wäre, das die niedrige Hütte von seinen frischen und fröhlichen Liedern erschallen ließe. Ja, ich wäre auch damit noch nicht zufrieden. Warum sollte unser Landmann bei seinen Arbeiten auf dem Felde nur pfeifen, während in Italien das ganze Thal erklingt und die Hügel widerhallen von dem lauten und fröhlichen Ritornell des Winzers? Ich wünschte, der Landmann in England wäre ein Sänger, so gut wie der in den südlichen Ländern; und darum sollte der Knabe, wenn er aus der Schule entlassen wird, einen Vorrath von Liedern im Gedächtniß haben, die ihm seine Arbeit um's tägliche Brod versüßen könnten. Diese Lieder müßten so beschaffen sein, daß sie sein Herz mit Liebe für alles, was um ihn ist, mit Liebe für seine Heimath erfüllen; daß sie ihn diese, und wäre sie noch so gering, als den glücklichsten und heiligsten Ort auf Erden ansehen lehren; daß sie ihn erfüllen mit Liebe zu der Erde selbst, welche die mühevolle Arbeit seiner Hände und den Schweiß seiner Stirn belohnt, indem sie seine Arme füllt mit dem reichen Ueberflusse ihres Schooßes; mit Liebe zu den verschiedenen Hausthieren, die zu ihm um Nahrung aufblicken und in

ihm ihren Versorger sehen, und die ihm reichlich zurückzahlen durch die Nahrung und Kleidung, die sie ihm geben; daß sie ihn erfüllen mit Liebe zur Natur, die ihm in allen Formen schön erscheinen will, im Sturm wie im Sonnenschein, mit der Kälte des Winters wie mit den Blumen des Sommers — immer dieselbe, glänzend und fröhlich; die ihm aber, wie sie auch glänzen mag, das Antlitz eines gütigen und wohlthätigen Gottes zeigt, welches vermöge seines höhern Glanzes durch alle die Herrlichkeit hervorbricht und allerwärts über sie her strahlt.

Wie wir Gedichte für die ärmern Volksklassen hervorzurufen haben, so müssen wir auch Kunstwerke für sie schaffen; — denn Kunstwerke, die ihrer Fassungskraft angemessen, oder geeignet wären, ihre Bildung zu fördern, existiren bis jetzt noch nicht. Ich will nicht tadeln — es ist meine Sache nicht, zu tadeln, und ich bin dazu nicht hierher gekommen — aber ich muß sagen, daß alles, was bisher an Bildern für die ärmern Klassen geliefert worden ist, seien sie nun für die Schule oder für's Haus bestimmt, seinem Zwecke gar nicht entspricht. Ich habe eine sorgfältige Vergleichung angestellt zwischen den Bildern, die in unserm Lande und denen, die in Frankreich und Deutschland geliefert werden, und ich bedauere, sagen zu müssen, daß der Vorzug der andern Seite des Canals gebührt. Doch, wir müssen nicht verzweifeln. Ich glaube, wir haben nach einem schlechten System angefangen; wenn wir es aber anders anlegen, können wir in kurzer Zeit herrliche Bilder schaffen, Bilder, die das Volk verstehen kann und durch die es wirklich belehrt wird, nach dem alten, sehr alten Satze, daß Bilder die Bücher der Armen und Unwissenden sind. Man muß keine große und kunstvolle Compositionen liefern wollen. Ich denke, man könnte eine Scene aus der heiligen Schrift oder aus der Geschichte für den gemeinen Mann viel faßlicher darstellen mittels einer einfachen Zeichnung in genauen Umrissen, — so wie Flaxman sie wohl liefern würde — als wenn man versuchen wollte, viele Figuren zu gruppiren und einen großen Effect hervorzubringen. Jede

Linie, welche nicht dazu dient, die nothwendigen Umrisse zu fixiren und den Ausdruck zu bestimmen und zu charakterisiren, ist für eine ungebildete Phantasie und für ein mit der Malerei nicht bekanntes Auge ganz zwecklos. In andern Ländern wird auch bei den ärmsten Bauern das Auge allmälig für die Betrachtung eines Gemäldes gebildet, weil er von Kindheit an gewiß in jeder Kirche eine oder zwei oder mehrere Bilder zu Gesicht bekommen hat. Sie mögen werthlos sein, aber er wird dadurch mehr oder weniger gewöhnt, sich eine Vorstellung von perspectivischer Entfernung und von der Farbengebung zu machen, wodurch sein Auge mit den Elementen der Malerei bekannt wird. Aber bei uns haben wir es durchgängig mit Leuten zu thun, welche gar keine Mittel besitzen, um den Geschmack für Gemälde bei sich zu bilden. Bei solchen muß man aber bloß darauf sehen, ihrem Verstande und somit auch ihrem Herzen die Geschichte zugänglich zu machen, die durch das Bild dargestellt wird. Wenn man sich auf einfache Umrisse beschränkt, diese mit wenigen Farben ausfüllt und wenig oder gar keine Schattirungen anbringt, so kann man leicht sehr schöne Bilder liefern, bei denen der Ungebildete gleich verstehen wird, was jede Figur bedeutet.

Ich habe Flaxman erwähnt. Flaxman's Umrisse sind mit unerreichter Meisterschaft gezeichnet. Ich erwähne sie, nicht, als erwartete ich, wir könnten sie erreichen, sondern, um an einem Beispiele zu zeigen, wie man Figuren in der einfachsten Weise gruppiren und mit möglichst wenig Strichen zeichnen kann. Flaxman selbst nahm sich zum Vorbilde die Zeichnungen auf den alten etruskischen Vasen, welche ihre Geschichte erzählen, wie kein complicirtes Gemälde es vermag. Wir haben da einfache Umrisse von wenigen Figuren, jeden mit Farben ausgefüllt; das ist alles. In einer spätern Periode, als die Kunst beinahe aus Europa verschwunden war und sie nur noch durch die Mosaikbilder in den alten Basiliken erhalten wurde, befolgte man dieselbe Manier. Der Umriß wurde scharf gezeichnet, kaum irgendwelche Schattirung angebracht, und dann

Farbe über die Figuren gelegt. Hätte ich Zeit gehabt, so hätte ich gern, um Ihnen meine Meinung klarer zu machen, von irgend einem ausgezeichneten Künstler, welcher mich gewiß gern in dieser Weise unterstützt haben würde, einige derartige Zeichnungen anfertigen lassen. Ich glaube jedoch, diejenigen, welche für die Hebung der Volksbildung thätig sind, dürften die Frage ihrer Beachtung werth halten: ob solche Kunstwerke nicht ein einfacheres, wohlfeileres und bei weitem wirksameres Mittel seien, den ärmern Volksklassen die Kunst nahe zu bringen, als die elenden colorirten Lithographieen, die man ihnen jetzt als Illustrationen zur heiligen oder profanen Geschichte bietet.

Ich muß in meinen Schlußbemerkungen kurz sein, obwohl mir noch ein wichtiger Theil meiner Aufgabe vorliegt. Nehmen Sie an, — denn es hat bisher eine Annahme sein müssen — es sei eine Macht geschaffen, oder es existire eine Körperschaft, — nennen Sie sie Commission oder Verein oder wie immer — welche diesen verschiedenen productiven und schaffenden Kräften einen Impuls gäbe: so ist die nächste Frage die, wie diese literarischen Erzeugnisse in den Bereich der niedern Volksklassen können gebracht werden? Ich muß bemerken, daß eines der wichtigsten und nothwendigsten Erfordernisse für solch eine Literatur, wie ich sie Ihnen dargestellt habe, dies ist, die Preise so niedrig anzusetzen, daß die Kosten nicht gerade ganz von den Armen selbst — denn das ist vielleicht nicht möglich; — aber doch von Wohlthätern, die für die Armen etwas zu thun geneigt sind, aufgebracht werden können. Auf welche Art könnte also dann die Literatur unter dem Volke verbreitet werden?

Zunächst könnten wir in den Herzen der Armen Liebe zur Wissenschaft und zum Lernen anregen; wir könnten es dahin bringen, daß der Knabe, wenn er die Schule verläßt, daraus die Lust am Lesen und Lernen mitnimmt und dadurch ein Mittel zur Belehrung der Eltern wird, welche ihm wenigstens zuhören, — und ich glaube, daß dieses erreicht werden könnte, wenn man während der Schulzeit hierauf Rücksicht nähme. So viel ich weiß, gibt es in unserm Lande keine

Bücher, die eigens zu dem Zwecke bearbeitet wären, als Schulpreise unter die Armen vertheilt zu werden; wenn Bücher als Belohnungen vertheilt werden, so sind es solche, die zu andern Zwecken herausgegeben sind. Vielleicht sind es theuere Werke in schönem Einbande: aber nicht jedes Werk ist speciell dafür geschrieben, daß das Kind es nach Hause mitnehmen und stolz darauf sein könnte, daß auch den Eltern eine Freude damit gemacht würde, daß das Kind im Stande wäre, seine Eltern mit dem Inhalte desselben bekannt zu machen, wenn sie selbst nicht lesen können, oder daß es sie bewegen könnte, das Buch zu lesen, weil es *sein* Buch oder *seine* Bibliothek ist. Anders ist es im Auslande. Dort gibt es neben den Schulbüchern derartige besonders für die Kinder bestimmte Bücher. Man hat dort Preisbücher, welche ihnen beim Austritt aus der Schule geschenkt werden und die ganz gewiß diese wohlthätigen Wirkungen hervorbringen. Ich habe deren eine große Anzahl gesammelt; doch will ich mich darauf beschränken, Ihnen die Preise anzugeben, welche man in Paris in den Schulen für die ärmsten Klassen vertheilt. Dieser Preis besteht in einem kleinen Futteral, das natürlich in einer für den Geschmack der Kinder und der Ungebildeten passenden Weise verziert ist; darin haben sie eine vollständige Bibliothek von neun Bänden. Wenn Sie dieselben durchsehen, werden Sie finden, daß es keineswegs Schulbücher sind, daß sie aber allerlei Gegenstände in ansprechender Weise behandeln und eine vollständige Encyclopädie bilden: sie enthalten Gedichte, Räthsel, Geschichte, Geographie, Anweisungen für die Haushaltung, eine Hausarzneilehre, Erzählungen der verschiedensten Art, Anekdoten aus der Geschichte — in der That, ich wundere mich über die große Verschiedenheit der Materieen, die man darin den Kindern in die Hand gibt, wie gesagt, nicht in der Form von Schulbüchern, sondern von Preisbüchern, die sie mit nach Hause nehmen und die im Kreise der Familie als Lectüre dienen. Das Kind muß Bücher, die es auf diese Weise erhalten hat, werthschätzen; seine Eltern müssen stolz darauf sein, und sie werden keine Seite

darin aufschlagen, ohne daß sie gern weiter läsen. Ich brauche nicht zu sagen, daß darin ein edeler, moralischer und durchaus religiöser Ton herrscht. Ich möchte darum vorschlagen, man solle in den Plan zur Beschaffung einer Volksliteratur eine Reihe von solchen Preisbüchern aufnehmen, die eigens zu dem Zwecke, von den arbeitenden Klassen gelesen zu werden, ausgearbeitet sein müßten.

Wenn ferner — nicht vielleicht durch meine schwachen Worte, sondern durch das, was einflußreichere Männer, deren Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand hingelenkt worden, darüber sagen und schreiben — die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Volksliteratur recht lebendig geworden ist, dann werden sich gewiß Männer finden, welche, entweder in Form eines Privat-Unternehmens oder durch Bildung von Vereinen, die Abfassung von Werken befördern, wie sie zur Befriedigung dieses Bedürfnisses erforderlich sind. Wenn man den Katalog einer einzigen pariser Buchhandlung, der von Hachette, überblickt, — es ist nur eine von Privatleuten gegründete Buchhandlung, — so muß man sich wundern, daß in England keine einzige der Gesellschaften, die gerade zu dem Zwecke gegründet sind, um Bücher für die ärmern Klassen zu beschaffen, bei allen Unterstützungen, die sie durch freiwillige Beiträge und Zuschüsse erhalten, einen so großen Vorrath von Schulbüchern und Volksbüchern aufzuweisen hat, wie jene einzelne Buchhandlung. Das beweist, wie viel schon durch ein Privat-Unternehmen geleistet werden kann, wenn einmal Nachfrage vorhanden ist. Ich glaube, wenn es bekannt wäre und beachtet würde, daß ein Vorrath von guten Schriften für die Armen ein Bedürfniß ist — sie würden beschafft werden, es würden sich Männer finden, die ohne weitere Beihülfe thätig, energisch und unternehmend genug wären, um sie zu solchen Preisen herzustellen, daß sie wenigstens die Mittel von Wohlthätern der Armen nicht überstiegen.

In Paris ist am Anfange des Jahres 1854 eine Versammlung von Wohlthätigkeits-Vereinen der verschiedensten Art

gehalten worden. Was auch sonst der Zweck der einzelnen Vereine sein mochte, diese Versammlung beschäftigte sich gerade mit dem uns vorliegenden Gegenstande. Ich habe hier ein Exemplar des Circulars, welches allen Buchhandlungen in Paris und, wie ich glaube, in ganz Frankreich zugeschickt wurde, und worin man dieselben aufforderte, ein Verzeichniß von sogenannten „guten Büchern" einzusenden, die zur Verbreitung unter die Armen geeignet seien, — dabei den niedrigsten Preis anzugeben, zu welchem sie abgelassen werden könnten, und von jedem zwei Exemplare beizulegen, um danach eine Auswahl treffen zu können. Der Zweck dieser Auswahl war, den Wohlthätigkeits-Vereinen in ganz Frankreich diejenigen Bücher zu empfehlen, welche sie ohne Bedenken bestellen und vertheilen dürften. Ich halte es der Mühe werth, einen Absatz aus diesem Prospectus vorzulesen, um daran die Absicht dieser religiösen Vereine zu zeigen.

„Unter ‚guten Büchern' versteht das Comité der Wohlthätigkeits-Anstalten nicht nur jene Schulbücher und Erbauungsschriften, denen man bisher diesen Namen gegeben hat. Es nennt gute Bücher nicht nur diejenigen, welche die Seele erbauen oder dem Geiste eine anständige Erholung bieten — sondern alle, welche irgend einen Zweig des menschlichen Wissens behandeln, Philosophie, Geschichte, Archäologie, Staats-Oekonomie, Landbau, Naturgeschichte, exacte Wissenschaften und die nützlichen und freien Künste; vorausgesetzt, daß die Liebe zur Kunst, Wissenschaft und Bildung in denselben nicht, wie es nur zu oft der Fall ist, zum Vorwande dient, um die Wissenschaft der Wissenschaften, die geoffenbarte Wissenschaft, die Lehre der Kirche anzugreifen."

Dies zeigt die richtige und liberale Ansicht, welche die religiösen Vereine von Paris von dem Unterricht der ärmern Volksklassen, so wie von den Schriften haben, welche sie unter ihnen zu verbreiten wünschen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch in England, — wenn man auf die Wichtigkeit einer solchen Literatur achtet und wenn man die Mittel, mit

denen dem Bedürfniß abgeholfen werden kann, in ernstliche Erwägung zieht — und das thut man gewiß, sobald einmal das Bedürfniß als vorhanden anerkannt ist —, es kann keinem Zweifel unterliegen, sage ich, daß auch in England diesem Mangel abgeholfen werden, daß die Literatur, die jetzt noch fehlt, bald vorhanden sein wird, und daß die verderbliche Literatur, die jetzt existirt, entweder allmälig ganz verschwinden, oder doch so verringert und zurückgedrängt werden wird, daß sie keinen Schaden anrichten kann.

Ich muß nun schließen. Es gibt hier zwei wohl von einander zu unterscheidende Pflichten — die eine ist, den Anstoß zu geben, die andere, ihn zu leiten. Ich kann mir keinen Einfluß hinsichtlich der letztern zuschreiben; ich bin zufrieden, wenn ich in Betreff der erstern etwas ausgerichtet habe. Wenn ich eine Saite berührt habe, welche mit jener andern harmonirt, deren Klang sich in immer weitern Schwingungen durch unser ganzes Land verbreitet hat: mit jenem lauten Verlangen, jenem allgemeinen Drange nach Unterricht, dann wird auch ihr Klang, mit jenem vereint, wachsen und anschwellen und bald in der Brust jedes Menschenfreundes Widerhall finden. Ich setze ein solches Vertrauen auf unser Volk, auf sein sociales Pflichtgefühl, daß ich überzeugt bin, fest überzeugt, man werde, wenn man einmal eine Ueberzeugung gewonnen, nicht ruhen, bis der Pflicht, welche dieselbe auferlegt, genügt ist. Es reicht hin, eine allgemeine Pflicht zur Kenntniß gebracht zu haben — und sie wird edelmüthig und hochherzig erfüllt werden.

V.

Der heilige Thomas von Canterbury.[1])

„Gern will ich darum meiner Schwachheiten mich rühmen, damit in mir wohne die Kraft Christi."
2. Cor. 12, 9.

Meine Brüder! Vielleicht ist Manchem von Ihnen gleich mir zuweilen der Gedanke gekommen, daß wir bei der Erörterung und Betrachtung der Beweisstellen für die Kirche Christi uns allzu leicht zu denjenigen hinwenden, welche besonders erhebend und trostreich sind. Dergleichen Stellen finden sich namentlich im Alten Testamente. Denn dort wird in der That die Kirche Gottes prächtig geschildert; dort wird sie uns unter Formen und Bildern dargestellt, die uns mit Wonne erfüllen und sie uns als die schönste Schöpfung der Allmacht Gottes zeigen — lieblich anzusehen und noch lieblicher darin zu wohnen. Bald erblicken wir sie da als einen Weinstock, welcher so üppig wächst, daß er „die Erde mit seinem Schatten bedeckt und mit seinen Zweigen die Cedern Gottes, seine Reben ausbreitet bis an's Meer, und bis an den Fluß seine Schößlinge."[2]) Ferner sehen wir sie als ein am Firmamente strahlendes Licht, so glänzend und so deutlich unsere Schritte lenkend, daß es nur mit dem siebenfachen Lichte der Mittagssonne verglichen werden kann.[3]) Dann wieder wird sie uns vorgestellt als ein mächtiges, kräftiges, starkes und unüberwindliches Reich, welches

[1]) Eine Rede, gehalten in der Kapelle des englischen Collegs zu Rom, am 29. December 1853.
[2]) Psalm 79, 11. 12.
[3]) Isaias 30, 26.

herrscht über die ganze Erde und vollkommenen Frieden über sie verbreitet: „Jede Waffe, die gegen es geschmiedet wird, bleibt wirkungslos, und jede Zunge, die sich wider es erhebt im Gerichte, wird verurtheilt werden.“ [1])

Dies alles ist wahr, dies alles hat sich erfüllt und wird sich immer buchstäblich erfüllen an der katholischen Kirche. Aber wenn wir die Blätter der andern Offenbarung aufschlagen, und die Erklärung zu diesen großartigen Verheißungen lesen, so sehen wir bald, wie sie oft ganz anders erfüllt werden sollen, als Fleisch und Blut ihrer Natur nach wünschen, und wir schaudern vielleicht zurück vor dem Bilde, das diese Erklärung uns von dem Loose gibt, welches Gott uns für die Zeit des Kampfes hier auf Erden bestimmt hat. Es ist wahr, die Kirche Christi ist dieser edele Weinstock, welcher sich überall hin ausbreitet und sehr viele und süße Früchte trägt. Aber das scharfe Winzermesser ist es, womit der Herr des Weinberges ihm Stärke und Wachsthum gibt; Er haut ihn ab, damit er tiefe Wurzeln schlage, Er beschneidet ihn bis auf den Stamm, damit er schöne Knospen ansetze und wachse; und zuweilen scheint Er mit einem mächtigen Schlage seinen ganzen üppigen Wuchs wegzunehmen und ihn nackt und sogar dessen beraubt stehen zu lassen, was nicht sowohl zu seinem Schmucke, als vielmehr zu seinem Leben nothwendig schien. Die Kirche ist in der That eine am Firmamente erscheinende Sonne, ein helles und glänzendes Licht, und die Apostel und ihre Nachfolger im Lehramt der Kirche sind in Wahrheit das Licht der Welt. Aber wir erfahren, daß die Lampe, welche sie in vollem Glanze den Augen der Menschen vorhalten, genährt werden muß mit dem Schweiße ihrer Stirn, mit ihren Thränen und ihrem Herzblute; und daß sie, die den Menschen das Wort Gottes zu bringen beauftragt sind, vor Königsthrone und Richterstühle geschleppt, verfolgt, gehaßt und getödtet werden sollen. Die Kirche ist endlich das Reich Gottes, das nicht überwunden werden kann, und die ganze Erde unter seine

[1]) Isaias 54, 17.

Gewalt bringen muß; sie sendet in der That ihre Kämpfer und Krieger überallhin aus, und sie schlagen und erobern mit dem Schwerte des Geistes. Aber diejenigen, welche die erhabenen Prophezeiungen vor Alters lasen, dachten, dieser große Sieg solle errungen werden durch Körperkraft, mit Schwert und Speer, mit Bogen und Köcher. Sie dachten wenig daran, daß das Siegeszeichen dieses Kampfes das Kreuz sein sollte, umgeben und verziert mit Geißeln und Scorpionen, mit Zangen und Haken und vielen andern fürchterlichen Marterwerkzeugen; sie dachten wenig daran, daß die Folterbank oder das Schaffot sein Triumphwagen sein sollte, und der Galgen der Triumphbogen, durch welchen die Sieger zur Verherrlichung hindurchziehen müßten.

Gerade auf diese scheinbar dunklere und ernstere Erklärung des Neuen Testamentes sollten wir unsere Gedanken am öftesten richten; denn sie zeigt uns, wie verschieden die Rathschlüsse Gottes von denen der Menschen sind, und in welch unerwarteter Weise Er jene Erfolge herbeizuführen beabsichtigte, die in den Bildern der Propheten betrachtet, so groß und erhaben erscheinen. Und der Grundgedanke, zu dem diese Erwägungen mich hinleiten, ist der, daß es für die Kirche Gottes keine glanzvolle Gegenwart gibt, daß all ihre Größe aus einem Blick in die Vergangenheit muß erkannt werden, wie sie im Alten Testament als etwas Zukünftiges betrachtet wurde; daß ihre Gegenwart immer ist und sein muß eine Zeit der Mühsal und der Anstrengung, eine Periode des Dunkels und der Leiden; daß endlich, was auch immer Gott für diejenigen, die nach uns kommen, in der Betrachtung unserer Zeit Tröstliches mag aufbewahrt haben, wir uns nicht mit der Erforschung desselben beschäftigen, sondern unsere Arbeit thuen und es Gott überlassen sollen, ob unser ärmlicher und kummervoller Zustand vielleicht später auch nur das geringste Licht auf den Pfad seiner unsterblichen Kirche werfen kann.

Am heutigen Tage, an dieser Stelle, an diesem Feste, in der Kirche des zuletzt heilig gesprochenen Martyrers von

England und in dem Vaterhause so Vieler, deren Namen, wenn auch die Kirche sie nicht in ihren Kalender aufgenommen hat, doch gewiß im Buche des Lebens aufgezeichnet sind,[1]) scheint mir dieser Gedanke besonders passend, und in engster Verbindung mit unserer Pflicht gegen den zu stehen, zu dessen Verehrung wir uns hier versammelt haben.

Wenn wir, meine Brüder, auf jene Zeiten der Kirche blicken, welche wir als besonders erhaben und für den Glanz ihrer Geschichte als vorzüglich fruchtbar anzusehen pflegen, so müssen wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß diese Herrlichkeit nur uns erkennbar ist, daß sie nicht von jenen wahrgenommen, erkannt und genossen werden konnte, durch welche der Braut Christi dieser eigenthümliche Ruhm und Segen zu Theil wurde. Wir werden diesen Satz bestätigt finden, nicht nur durch das Gesammtbild jeder Periode, auf welche wir unsere Betrachtung richten, sondern auch im Leben jener einzelnen Männer, welche man als eine vollkommene Darstellung des Charakters ihres Zeitalters ansehen kann.

Was ist ruhmvoller als jene erste Periode der Kirche, der wir alles verdanken, was uns auf Erden heilig und theuer ist, alles, was wir im Himmel zu erlangen hoffen, jene Zeit, wo die Apostel in alle Welt hinausgingen, das Wort Gottes zu predigen?

Betrachten Sie die Größe dieses Unternehmens. Sie sehen ein ausgedehntes Reich, das die ganze Welt beherrscht. Ich will nicht reden von seiner materiellen Größe, von seiner unumschränkten und ungehinderten Gewalt, von seinen unbesiegten Legionen, von seinen unerschöpflichen Hülfsquellen, nicht von seinem Geist, seiner Wissenschaft, seinen Künsten, seiner Civilisation. Ich will schweigen von jenen Schwärmen, die sich in Scythien und Scandinavien sammelten — Fliegen mag der römische Adler sie genannt haben — ich rede von ihnen ebensowenig, wie von den Schwärmen der ägyptischen Plagen,

[1]) Die Zöglinge des englischen Collegs, welche in England für den Glauben gestorben sind.

welche kamen, um Aegyptens Macht zu zerstören. Wir erblicken aber in jener Zeit einen andern Bau, dem die Größe des römischen Reiches zur Grundlage und zur Schutzwehr dient, aus ihr entwickelt, fest, stark und massiv wie die Pyramiden; einen Bau, dessen Fundament die ganze Erde ist, der sich bis zu den Wolken erhebt; ein System der Philosophie, der Moral und der Religion, das allmälig alle Völker der Erde durchdrungen hat und den Irrthum überall herrschend gemacht zu haben scheint. Das Heidenthum ist unter dem mächtigen Einflusse der Kaiser Weltreligion geworden; seine verschiedenen Culte sind mit einander vermischt, und so gut im Gleichgewicht gehalten, daß es trotz aller Klugheit, die man gegen dasselbe in Thätigkeit setzen mag, unmöglich scheint, es niederzuwerfen.

Wer wird es versuchen? Zwölf ungelehrte Fischer aus Judäa und ein armer Handwerker aus Tarsus. Und diese Menschen handeln nicht nach dem Grundsatze, daß Vereinigung Stärke gibt; sie bringen nicht, wie Gedeon's Heer, ihre kleinen Streitkräfte gegen ein einzelnes Lager zusammen; sie zerstreuen sich. Jeder geht seinen eigenen Weg, jeder wirkt in dem ihm bestimmten Kreise, in der ihm angewiesenen entfernten Gegend, in seinem kleinen Erdenwinkel, bis sie im Mittelpunkte jenes ungeheuern Baues zusammentreffen und ihn in einem Augenblicke zerstören, gleich der Bildsäule mit halb eisernen, halb thönernen Füßen, die jener König des Ostens im Traume sah.[1]) Aber denken dabei diese Männer wohl daran, daß sie mit einem großen Unternehmen beschäftigt sind? Erkennen sie die ungeheuern Wirkungen dessen, was sie thun? O nein. Sie gehen langsam von einem Orte zum andern, überall auf Hindernisse stoßend; statt durch die Größe ihres Werkes erhoben zu werden, scheinen sie unter seinen Schwierigkeiten niederzusinken. Als der Zustand der Kirche in Jerusalem so schön ist, daß die Gläubigen ein Herz und eine Seele zu haben scheinen, da sehen sie unselige Spaltungen unter den Neubekehrten und kleinliches Gezänke über die gleichmäßige

[1]) Dan. 2.

Vertheilung der Speisen entstehen.[1]) Nachdem sie die trostreichste aller gottesdienstlichen Handlungen, die Feier der heiligen Eucharistie eingeführt haben, wird sie ein Anlaß entsetzlicher Aergernisse und verabscheuungswürdiger Unmäßigkeit.[2]) Sie haben nicht so bald den Samen des Wortes über die Erde ausgestreut, als auch der Feind ihnen folgt mit seinem Unkraut und die gnostischen Ketzereien die wichtigen Glaubenssätze von der Gottheit und der Menschwerdung unseres Heilandes verdunkeln und verwirren.[3]) In der That, wenn dieses große und mächtige Werk durch elende Werkzeuge gehemmt werden konnte; wenn der Schmied Alexander[4]) oder Diotrephes, „welcher der erste sein wollte"[5]) die Geduld eines Paulus oder Johannes in ihren eifrigen und liebevollen Arbeiten ermüden konnten; wenn die Apostelgeschichte über andächtige Weiber klagen muß, die eine Verfolgung anstifteten;[6]) wenn ein Volksauflauf wegen eines Götzenbildes das ganze Werk des heiligen Paulus zu Ephesus zu vernichten drohte[7]) — konnten sich da wohl die Apostel als Eroberer der Welt fühlen? Oder wenn sie sich selbst bezeichnen als „diejenigen, die Gott als die Allergeringsten dargestellt, als Menschen, die zum Tode bestimmt sind, als thöricht, schwach und verächtlich, als hungernd und durstend und nackt, als mit Fäusten geschlagen, als Menschen, die keine bleibende Stätte haben, die mit ihren Händen arbeiten, die geschmäht, verflucht und verfolgt werden — als Auswurf und Abschaum der Welt";[8]) wenn sie, von Müdigkeit erschöpft, nach dem Augenblicke verlangen, wo sie den Schauplatz ihrer Leiden verlassen sollen: können sie sich da wohl gehoben gefühlt haben durch den Hinblick auf den Ruhm und Glanz, der jetzt ihre Namen, ihre

1) Apostelgesch. 6, 1.
2) 1. Cor. 11, 21.
3) 2. Joh. 7.
4) 2. Tim. 4, 14.
5) 3. Joh. 9.
6) Apostelgesch. 13, 50.
7) Apostelgesch. 19.
8) 1. Cor. 4, 9—13.

Altäre, ja ihre Gräber umgibt? O nein. Sie glichen dem armen Säemann, der den Samen für Andere streut, der nie das schöne Grün sieht, welches nach wenigen Wochen dieses nackte und öde Erdreich bedecken wird, noch die wogenden Halme, die darauf folgen werden. Er wird dann anderswohin gegangen sein, denselben Samen zu streuen, dessen Früchte er nicht kosten wird; denn der Herr des Feldes behält das sich vor, und denen, welche er beruft, in Freude und Jubel die Ernte einzubringen. Sie können verglichen werden mit den Arbeitern, welche die Illumination der schönsten Kirche dieser Stadt und der ganzen Welt [1]) besorgen. Jeder von ihnen ist, nicht ohne Mühe und Gefahr für sich selbst, nur darauf bedacht, die wenigen Lampen anzuzünden und brennend zu erhalten, die ihn umgeben und die ihm zugewiesen sind, während nur der in gewisser Entfernung stehende Zuschauer das herrliche und glänzende Resultat ihrer vereinzelten mühevollen Anstrengungen überschaut.

Jene Zeit der Kirche also, die aus der Entfernung so herrlich erscheint, brachte denen, die damals wirkten, nichts von Ehre oder Ruhm ein, sondern war für sie nur eine Zeit der Sorge, der Anstrengung und des Kampfes. Aber, wenn wir nun zu der zweiten Periode der Kirche übergehen, wo sie zu ihren Mitgliedern schon Männer zählte von hohem Range und großer Gelehrsamkeit vereint mit dem edelsten Heldenmuthe, haben wir da nicht eine glorreiche Zeit? Ich spreche von jener Zeit, als Männer wie Irenäus, Justinus, Cyprianus und Origenes in die Kirche eintraten und sie durch ihre Schriften vertheidigten und erleuchteten, während sie zugleich jederzeit bereit waren, die Feder niederzulegen und die Palme zu ergreifen, auf dem Marktplatze vor den Richter hinzutreten, der sie zum Rost oder zum Block verurtheilen konnte, und dort die christlichen Lehren eben so ruhig und freudig zu bekennen, als sie dieselben mit ihrer Wissenschaft vertheidigt hatten. Waren das nicht herrliche Tage, als Laurentius und

[1]) Die St. Peterskirche.

Sebastianus und Agnes und Agatha hervortraten, bereit, dadurch für Christus Zeugniß abzulegen, daß sie Folter und Tod um seinetwillen erduldeten? Ja, wohl mögen wir von unserm Standpunkte aus die ersten drei Jahrhunderte als eine wahrhaft ruhmvolle, glorreiche und herrliche Zeit bezeichnen! Aber waren sie das auch für diejenigen, welche damals lebten? Konnte ihnen die Zeit glorreich erscheinen, da sie sich in den dunkeln, öden Katakomben versammelten? Konnten sie die Tage als eine Glanzperiode der Kirche ansehen, da furchtsame Jungfrauen zitterten bei jedem Fußtritte, der die dunkeln Gänge entlang hallte, und den Athem anhielten, wie die Hindin, wenn sich Waffengeräusch in der Ferne vernehmen läßt? Hatten sie wohl Veranlassung sich glücklich zu preisen, wenn sie in engen unterirdischen Capellen zusammengedrängt waren, wo sie ihren Gottesdienst hielten bei dem matten Licht, welches mehr dazu diente, ihre Schritte zur Stelle des Gebetes zu führen, als über jene edele Versammlung einen hellen Glanz auszugießen? Waren wohl die Herzen der Christen damals mit Freude erfüllt — mit jener Freude, welche entsteht nicht aus der demüthigen Unterwerfung unter den Willen Gottes, sondern aus dem erhebenden Gedanken, daß man an etwas Großem und Hohem Theil nimmt? Lesen Sie in ihren eigenen Schriften die Schilderungen ihrer Lage, und Sie werden leicht die Gefühle entdecken, unter welchen diese Aufzeichnungen geschrieben sind. Wie oft mögen diejenigen, welche sie verfaßten, in ihrer Arbeit innegehalten haben, um die Hände zu ringen in Bitterkeit, und zu weinen und Gott zu klagen, es sei besser zu sterben, als in Zeiten zu leben, wie diese!

Und der Martyrer, der sich von Folterwerkzeugen umgeben sah — wenn er auch sein Herz zu Gott erhob und um Muth und Kraft zu der bevorstehenden Prüfung flehte — sein natürliches Gefühl bebte doch zurück vor dem bittern Tode, welcher ihm bereitet war, und eine demüthige Furcht erfüllte ihn, er möchte nicht würdig sein der mächtigen Gnade, die noth-

wendig war, um die Prüfung zu bestehen! Oder sahen diese heiligen Männer sich wohl als Kämpfer und Helden an, und nicht vielmehr als Schlachtopfer? Sie alle beteten, wie die Machabäer des Alten Testamentes, wie der Erzbischof von Paris auf den Barricaden, ihr Blut möge das letzte sein, welches zur Besänftigung des göttlichen Zornes gegen die Welt vergossen würde, aus ihrer Asche möge Frieden emporsteigen für die, welche nach ihnen leben würden. Sie baten nicht um Verlängerung, sondern um Beendigung dessen, was wir jetzt ein herrliches Zeitalter der Kirche nennen. Also auch dieses Zeitalter war für die, welche in demselben lebten, eine dunkele, beschwerliche Zeit, bitter und kummervoll. Freilich sahen sie, daß Gott mit ihnen war, aber während Sein Blick auf sie uns als eine leuchtende Feuersäule erscheint, war es für sie nur eine düstere Wolke, was Sein Angesicht ihnen zu zeigen schien.

Wir kommen jetzt zu dem dritten Zeitalter der Kirche, in welchem die Braut Christi allerdings eine glanzvolle Stellung erlangte. Die Zeit des Friedens ist für sie gekommen; der Kaiser hat das Kreuz auf seine Krone gesetzt, er hat Befehl gegeben, die christliche Religion zu achten, zu ehren und zu unterstützen. Sie ist die Staatsreligion geworden; Basiliken werden gebaut oder den Bedürfnissen des christlichen Gottesdienstes angepaßt; Bischöfe, umgeben von ihren Geistlichen, feiern in der ganzen Welt den Gottesdienst in großen Kirchen; Prozessionen bewegen sich durch die Städte; und die Christen, vordem in unterirdischen Krypten beinahe erstickt, athmen nun die freie Luft des Himmels. Es tritt eine Schaar von gelehrten und tugendhaften Männern auf, wie die Welt sie vordem nicht gesehen hat, Lehrer von vollendeter Weisheit, Bekenner von tadellosem Leben, Männer, welche durch ihre Worte wie durch ihre Werke diese Kirche verherrlichten, der anzugehören ihr Stolz war — Männer wie Augustinus und Ambrosius, Chrysostomus und Basilius, Leo und Hieronymus, bis herab zu unserm großen Gregorius. Wer sollte nicht

mit Freude jener wunderbaren Beredtsamkeit gelauscht haben, die uns in ihren Schriften entgegentritt, und deren Wirkung zehnfach größer gewesen sein muß, als die Worte, welche wir in trockener Aufzeichnung lesen, in feueriger Sprache ihrem Herzen entströmten. — Und doch, sehen Sie auf ihre Schriften, lesen Sie ihre öffentlich gehaltenen Reden, wie ihre Briefe an Freunde, und sagen Sie, ob Sie irgendwo Sätze finden, in welchen sie von der Zeit, in der sie leben, als von einer herrlichen und ruhmvollen Periode der Kirche sprechen, oder in welcher sie sich selbst glücklich schätzen, daß sie nicht nur an dem Genusse, sondern auch an der Begründung dieses herrlichen Zustandes Antheil hätten. Nicht ein einziges prahlendes Wort werden Sie finden. Sie seufzen nach den Zeiten der Martyrer; sie fühlen sich, gleich dem heiligen Paulus [1]) wie Spätgeborene, da sie keinen Theil an dem gehabt haben, was sie als die Glanzperiode der Kirche ansehen. Denn was sehen sie um sich her? Daß das ganze Verderbniß der Welt sich in die Gemeinschaft der Gläubigen einschleicht, daß ihre Tugenden sich verdunkeln, ihr Glaube schwach wird, und überall Manche abfallen. Blicken Sie auf den heiligen Augustinus, dieses strahlende und glänzende Licht Afrika's, wie er von neuen und anwachsenden Irrthümern umgeben ist — den Ketzereien der Manichäer, Pelagianer, Donatisten, welche überall große Theile der Nachbarkirchen einnehmen, ja ganze Districte gewinnen. Sehen Sie, wie er nie seine Waffen niederlegen darf, wie er hier diesen Feind, dort jenen bekämpft und gegen täglich entstehende Irrthümer streitet, bis er zuletzt seine Seele aushaucht, — nicht, wie wir vielleicht glauben möchten, in Frieden, einem Sieger gleich, der sich bewußt ist, seine Feinde überwunden zu haben, sondern gerade in dem Augenblicke, da er in seiner eigenen Stadt belagert ist von Barbaren, die nach seinem Tode die geliebte Heerde, welche er mit so zärtlicher Sorgfalt geweidet hat, plündern und hinschlachten werden.

[1]) 1. Cor. 15, 8.

Der heilige Johannes Chrysostomus endlich — wer sollte nicht gedacht haben, daß seine Worte jeden Widerspruch hinweggezaubert hätten? Dennoch wird er von den Großen am Hofe als Feind angesehen, von einer Kaiserin gehaßt, verfolgt und verbannt, herumgeführt von Ort zu Ort wie ein Uebelthäter, und grausam mißhandelt, bis er zuletzt erschöpft in der Verbannung stirbt. Der glänzendste Tag für Chrysostomus' Ruhm war auch nicht der, als er von der Kanzel seiner Kirche mit feueriger Beredtsamkeit der Wiederherstellung heidnischer Vergnügungen unter dem Volke entgegentrat, sondern der Tag, als seiner leblosen Asche Ehre erwiesen ward, als ein Kaiser vor ihm kniete und ihn, der nun im Himmel war, um Verzeihung bat für das Unrecht, das seine Eltern ihm angethan. Nein, Sie werden nicht finden, daß die, welche in jenen Zeiten lebten, sie anders ansahen, denn als Zeiten der Sorge und des Kummers, des Kampfes nach außen und der Uneinigkeiten und Schwierigkeiten innerhalb der Kirche; gerade die Ereignisse, welche uns den Ruhm der Kirche vergrößert, ja ihn begründet zu haben scheinen, bewähren sich in der Wirklichkeit als Quellen ihrer größten Leiden. Glück ist keine Grundlage für die Größe der Kirche.

Wenn wir nun zu den Zeiten des Heiligen übergehen, dessen Gedächtniß wir heute feiern, so kann kein Zweifel obwalten, daß, so lange er der Günstling des Hofes war, so lange er sich des königlichen Wohlwollens erfreute und so lange er selbst sich dieser weltlichen Vortheile würdig bewies, er bewundert und als eine Zierde seiner Zeit angesehen wurde. Als das Volk ihn von seiner Gesandtschaft nach Paris zurückkehren sah, als die Hauptstadt die Pracht bewunderte, mit der er die Würde der Nation repräsentirte, umgeben von einer Schaar von Edelleuten und von einem glänzenden Gefolge, und als es nun nachher hörte, daß dieser Mann, so groß, so mächtig, so edel, in den geistlichen Stand eingetreten und zum ersten Bischof des Reiches ernannt worden sei: da hielt ohne Zweifel Mancher es für ein ruhmvolles Ereigniß,

daß eine so hohe Stellung in der Kirche einem Manne angewiesen wurde, der Glanz und äußere Pracht mit einem tadellosen Leben, mit einem strengen Charakter und einem unangreifbaren Rufe verband. „Das sind die Männer," hat damals wahrscheinlich Mancher gesagt, „denen die hohen Aemter der Kirche übertragen werden müssen. Nun werden wir sehen, wie die Kirche vom Drucke befreit werden und sich des Friedens erfreuen wird. Sein Wort wird den König leiten; sein Einfluß wird die Unordnungen, die Mißbräuche und die Zwistigkeiten beseitigen, die aus der Uneinigkeit zwischen der weltlichen und der geistlichen Gewalt entstanden." In den Augen der Gutgesinnten war das ein glorreicher Augenblick für die Kirche. Ja freilich, ein Augenblick! Im nächsten Augenblicke hat sich die Scene geändert. Thomas ist ein Nathan geworden für seinen König, aber für einen unbußfertigen König. Er hat sich des hohen Amtes, das ihm übertragen worden, würdig bewiesen. Er hat dem Monarchen die Wahrheit in's Gesicht gesagt; er hat ihn getadelt, wie er es verdiente; er ist seiner Tyrannei entgegen getreten. Natürlich hat er in kurzer Zeit die ganze Gunst des Königs verloren; er wird eben so herzlich gehaßt, wie er vorher herzlich geliebt wurde. Sein Eigenthum wird weggenommen und confiscirt; er wird gezwungen, das Reich zu verlassen; er kommt als armer Mann, als Bettler in ein fremdes Land, und muß die Mildthätigkeit Anderer in Anspruch nehmen.

Eine Zeit lang hatte er sich freilich von menschlichen Rücksichten leiten lassen. Er hatte es anfangs für möglich gehalten, durch Vernunftgründe und durch die Ueberredungsgabe menschlicher Klugheit zwischen den Grundsätzen, die im Kampfe gegeneinander standen, Eintracht zu stiften; und während er so seine Seele nicht gänzlich der Leitung Gottes und Seiner Gnade hingab, geschah es, daß er gleich Petrus fiel. Sein Glaube war nicht stark genug. Er willigte ein, ungerechte Vorschriften zu unterschreiben, in der Hoffnung, es werde sich am Ende mehr um Worte drehen, als um wesentliche Dinge

handeln. Da gewann er freilich für einen Augenblick die königliche Gunst wieder. Aber, gleich Petrus, ging er hinaus und weinte; und er wandte sich gleich zu dem, der auf Erden den Meister und den Jünger, Christus und Petrus, vertritt. Er warf sich dem Papste zu Füßen, bekannte seinen Fehltritt, zog den Ring von seinem Finger, der das Zeichen seiner Würde war, und entsagte, indem er ihn in die Hände des Stellvertreters Christi legte, dem Amte, das zu bekleiden er sich unwürdig erachtete. Aber von dem Papste ermuthigt und aufgefordert, die große Sache, die ihm anvertraut war, weiter zu vertreten, fühlte er sich wieder mit Gott und Seiner Kirche ausgesöhnt; und von diesem Augenblicke an blickte er nicht mehr zurück. Dafür muß er als Verbannter in der Abtei Pontigny leben, abhängig von der Wohlthätigkeit Fremder. Nicht genug. Seine Freunde und Verwandte werden, wiewohl unschuldig, aus dem Vaterlande vertrieben; sie müssen für ihn leiden, auf daß er in ihnen leide; sie werden eidlich verpflichtet zu ihm zu gehen und zu versuchen, ob ihr Unglück, das sie um seinetwillen erdulden, dies starke und unbeugsame Herz erweichen könne.

Wer hat gesiegt? Die Sache der Kirche ist mit der seinigen verknüpft; er ist der Träger ihrer Rechte, der Rechte, die namentlich zu jener Zeit nothwendig waren für eine unabhängige Wirksamkeit der geistlichen Gewalt. Er vertritt den Grundsatz, der immer anerkannt worden war und der als Grundsatz selbst auch damals nicht bestritten wurde, — den Grundsatz, daß die Kirche Gottes von Bischöfen und nicht von Königen regiert werden müsse, und daß es eine Pflichtverletzung, eine sacrilegische Pflichtverletzung von Seiten der weltlichen Macht sei, wenn sie die Besetzung erledigter Bisthümer verhindere, um ihre Einkünfte genießen zu können. In unsern Tagen mag es vielleicht Manchem als der kürzeste und einfachste Weg erscheinen, daß man die weltliche Macht für die Seele ebenso wie für den Leib des Menschen sorgen lasse; zu jener Zeit aber war dem nicht also. Damals wurde

die Kirche als eine wirkliche Macht angesehen, deren unabhängige Stellung eben so gut für die Wohlfahrt der Welt nothwendig sei, als die des Staates. Wie in dem großen Kampfe Gregor's VII. handelte es sich auch in diesem Kampfe um die Existenz der Kirche. In einem Zeitalter, wo der bepanzerte Krieger alles galt, würde das Gewicht seines Fußes, auf den Nacken der Kirche gesetzt, sie augenblicklich erdrückt haben, wenn menschliche Gewalt dies überhaupt könnte.

Wenn die Welt auf die Frage antworten sollte, die ich gestellt habe: „Wer hat gesiegt?" sie würde erwidern: „Ist der Sieg nicht offenbar auf Seiten des Staates? Sind nicht alle diese Ansprüche der Kirche mit ihrem Vertreter für immer in die Verbannung geflohen? Sind nicht alle diese angemaßten Rechte in ihrem Vertheidiger niedergeworfen und vernichtet, und hat der König nicht alles erlangt, was er wünschen konnte?"

Noch eine weitere Prüfung. Einige der englischen Bischöfe zur Zeit des heiligen Thomas standen auf Seiten des Hofes und hielten ihn für einen eigensinnigen Mann. Sie glaubten, er zerstöre die Eintracht zwischen Kirche und Staat und schade den Interessen der Religion, welche, wie sie meinten, am besten gefördert werden könnten durch friedliches Zusammengehen mit der eifersüchtigen und feindseligen weltlichen Gewalt. Ja, es kam ein noch viel bedenklicherer Zeitpunkt in diesem Kampfe. Nicht nur die englischen Bischöfe, sondern selbst jene ehrwürdigen Räthe des päpstlichen Stuhles, die Cardinäle der heiligen römischen Kirche wurden ihm entfremdet und fingen an zu glauben, der Streit sei unnöthig. Zuletzt schien selbst der Papst jene Zustimmung, Unterstützung und Ermuthigung zurückziehen zu wollen, die er bisher dem muthigen Vorkämpfer der Kirche hatte angedeihen lassen; auch er schien zu fürchten, der Streit möge zu weit getrieben sein.

„Wer ist nun der Sieger?" mögen wir wiederum fragen. Das Herz des heiligen Thomas, dieses — ich sage es mit Stolz — echt englische Herz, ein Herz, welches, wenn es

recht geleitet wird, nicht fähig ist, aus Furcht oder Interesse nachzugeben oder zu wanken, wo Gott befiehlt, — das Herz des heiligen Thomas kannte keine Zaghaftigkeit. Als die ganze Welt ihn verlassen zu haben schien, erhob er seine Augen zum Himmel, und wohl wissend, welch großen Kampf er durchzufechten habe, einen Kampf, wie der David's gegen Goliath, schritt er allein zur Vollendung seines Werkes weiter. Hatte nicht er unter allen Menschen seiner Zeit am ersten das edele und standhafte Herz des Siegers?

Noch eine Scene! es ist die letzte. Waffengeräusch ist erklungen durch die Hallen von Canterbury's Kathedrale, und nun herrscht eine fürchterliche Stille. Der Boden ist benetzt mit dem Blute des Vertheidigers der Kirche, die Wände sind bespritzt mit seinem zerschmetterten Gehirn. Dort liegt sein lebloser und verstümmelter Leib, seine Freunde und Diener stehen weinend ringsum, und der gemessene Tritt der Trabanten des Königs verhallt in der Ferne. Der Kampf ist zu Ende, und wer hat gesiegt? Frage die Vernunft, frage die Erde, frage den Staat; und alle werden sagen: Da liegt mit einem Schlage zermalmt die Hoffnung, die Stütze, ja, der Träger jener feindlichen Gewalt, die den Monarchen Jahre lang in Furcht erhalten hat. Sollte er nicht seines Sieges froh sein? Nein. Von diesen bleichen Lippen erschallt eine Stimme, lauter und eindringlicher als die beredtesten Worte, die er im Leben gesprochen hat, sicherer des Erfolgs als die Vermittelung des Königs von Frankreich, gebieterischer beinahe als die wiederholten Entscheidungen des Papstes. Diesem leblosen Leichnam entströmt neues Leben für die Kirche von England; zündende Funken fliegen von ihm nach allen Seiten, und der große Tag des heiligen Thomas ist, wie beim heiligen Chrysostomus, der, an dem der König als der mittelbare Urheber seines Todes vor seiner Asche Buße thut. Was er durch seine Bemühungen im Leben nicht erreichen konnte, das hat sein Tod gewonnen. Der Sieg ist errungen, und man kann wohl sagen: was für Kummer und Trübsal die Kirche vor dieser

Beendigung des langen Kampfes zu erdulden haben mochte, durch dieses Ereigniß wurden ihre Rechte so gesichert, daß die kleinern, in der Folge noch entstehenden Streitigkeiten eigentlich schon im voraus entschieden waren durch den Heldentod des heiligen Thomas. Hätte er nicht kühn sagen können: „Ich will mich rühmen in meiner Schwachheit? Nicht der Tage meiner Macht, nicht der Tage meiner Gewalt will ich mich rühmen. Ich will mich rühmen, nicht wie Menschen auf Erden prahlen, sondern wie Heilige im Himmel frohlocken mögen vor dem Richterstuhl ihres Meisters; ich will mich rühmen jener Schwachheit, in welcher ich unter die Füße getreten zu sein scheine; denn da war es, wo Deine Stärke, o Heiland der Welt, in mein Herz kam und darin wohnte, und mir Kraft gab zu überwinden."

Ja, die Geschichte der Zeit des heiligen Thomas ist ebenso, wie die der vorhergehenden Perioden und die seines eigenen Lebens, herrlich anzusehen aus unserer dunkeln Ferne, ruhmvoll in unsern Augen, in unserer ruhmlosen Gegenwart; aber sie war nicht weniger dunkel und ruhmlos als unsere Zeit für die, welche ihre Kämpfe auszufechten und ihre Prüfungen zu bestehen hatten. Erst als Sein Krieger schwach geworden, erwies Christus sich mächtig an ihm; erst als er gestürzt und vernichtet schien, gewann er den Sieg; erst als er äußerlich gering geworden, begann er über die Kirche seiner Zeit Glanz zu verbreiten.

Dieselbe Wahrheit finden wir zu allen Zeiten bestätigt, auch noch in unsern Tagen, in Europa und in Amerika. [1]) Es möchte gehässig erscheinen und peinliche Empfindungen erregen, wollte ich auf die Ereignisse der Gegenwart hinweisen. Ja, wenn ich es thäte, so würde ich dem Grundsatze zuwider handeln, den ich eben besprochen habe, daß Niemand sein eigenes Zeitalter für eine Zeit des Ruhmes, der Ehre und des Glanzes für die Kirche halten könne: „Ein Anderer mag dich loben und nicht dein Mund, ein Fremder, und nicht deine

[1]) Köln, Lausanne, Santa Fe di Bogota, Turin, Cagliari, Freiburg. D. Verf.

Lippen." [1]) Es ist nicht unsere Sache, bei dem zu verweilen, was auf der einen und auf der andern Hemisphäre, was in Ländern geschieht, wo ein Kampf entbrannt ist zwischen der Kirche und ihren Verfolgern. Nein, ich will lieber sagen, auch wir haben ein Recht, unsere Tage als Tage der Trübsal und der Bedrängniß anzusehen, und wir müssen Gott bitten, nicht: Er möge uns Theil nehmen lassen an den Verherrlichungen der Kirche, sondern Er möge uns jetzt so heimsuchen und demüthigen, daß wir, wenn kommende Geschlechter auf unsere Zeit zurückblicken, in ihren Augen mit zu denen gehören, an denen Gott Sich verherrlicht hat. Und wahrlich, von unserer Zeit kann mit mehr Recht, als von irgend einem andern Zeitalter der Kirche gesagt werden: wenn man in spätern Tagen irgend etwas Glorreiches an dieser Zeit finden wird, so ist es Gottes, nicht der Menschen Werk. Denn, wer das, was sich in unsern Tagen in unserm Vaterlande und in andern Ländern zugetragen hat, aufmerksam betrachtet, der muß sich beschämt fühlen, wenn er sieht, wie armselig und gering der Menschen Werk gewesen ist. Was wir Tröstliches und Erfreuliches sehen, das ist allein und unmittelbar von Gottes Hand gekommen, und wir können nichts anderes thun, als uns demüthigen und bekennen, „daß wir unnütze Knechte sind." In der That, die einzige Ehre, um welche wir bitten können, ist die: Gott möge uns, wenn es Sein Wille ist, Kraft und Gelegenheit geben, wenigstens etwas für Seinen Namen zu leiden, sofern daraus Ihm und Seiner heiligen Kirche einiger Ruhm erwachsen kann.

Doch warum führe ich Sie durch die Geschichte der Kirche, um meinen Satz zu erhärten und dieses ihr charakteristische Merkmal nachzuweisen, da wir wissen, daß die Kirche nur eine Abspiegelung und ein vollkommenes Ebenbild ihres Meisters und Bräutigams ist? Was waren die Heiligen anders, als die edelsten Glieder jenes Hauptes, welchem sie so viel als mög-

[1]) Sprüchw. 27, 2.

lich ähnlich zu werden sich bestrebten? Und was wir immer Gutes und Vollkommenes an ihnen bemerken, das werden wir sicher zuerst und vollkommener bei Ihm finden. Darum verwundern wir uns nicht, wenn der heilige Petrus von den Prophezeiungen des Alten Bundes, die ich im Anfange meiner Rede erwähnte, sagt: sie sprechen zu uns „von den Leiden Christi und von der darauf folgenden Herrlichkeit.“ [1]) Jesus Selbst sollte diese Herrlichkeit nicht sehen, bis nach Seinem Tode; Er sollte Trübsale, Kummer und Leiden zu ertragen haben; Seine Herrlichkeit war uns vorbehalten, die wir nach Ihm kommen. Wenn wir Sein Leben vom Anfange bis zum Ende durchgehen, werden wir finden, daß es sich so verhielt: Ihm und Seinen Jüngern gehörte nur das, was düster und traurig war. So finden wir Ihn im Stalle zu Bethlehem, im heiligen Hause zu Nazareth, auf Seinen Wanderungen durch das jüdische Land, im Garten Gethsemane, auf dem Calvarienberge. Es ist dies eines der wunderbarsten Geheimnisse. Vom Anfange bis zum Ende tritt uns Ein Plan, Eine Idee entgegen: Er, Der der Ruhm des Himmels war, hat Sich Selbst des Ruhmes beraubt und Sich in das Gewand der Niedrigkeit gekleidet und zeigt uns auf jedem Schritte Seines Lebens den einzigen Weg, auf dem wir Ihm nachfolgen können. Wenn wir Ihn am Kreuze betrachten, so können wir diese Lehre leicht verstehen und einsehen, wie Er die Martyrer einladet, Ihm nachzufolgen, Sein mit Seinem Blute beflecktes Kreuz auf sich zu nehmen und es Ihm nachzutragen auf dem rauhen Wege, den Er gegangen ist, bis sie gleich Ihm das Opfer vollbracht. Weniger deutlich tritt diese Aehnlichkeit zwischen Seinem Leben und dem Seiner heiligen Blutzeugen in Seiner Kindheit hervor. Wenn wir aber auf die Art und Weise sehen, in welcher die Kirche, geheimnißvoll aber wunderbar geleitet, uns in der Anordnung ihrer Feste die Geburt des Herrn darstellt, so können wir nicht verkennen, daß die Kirche diese Aehnlichkeit als eine solche

[1]) 1. Petr. 1, 11.

ansicht, die von Anfang an gegolten, vom ersten Augenblicke der Ankunft unseres göttlichen Erlösers auf Erden.

O, daß ich die Kunstfertigkeit eines Malers besäße, um die Geburt unseres Herrn darzustellen und in einem Gemälde alles zu vereinigen, was die Kirche uns so schön und rührend vorführt! Ich würde natürlich in die Mitte das göttliche Kind stellen, voll Schönheit, Majestät und Lieblichkeit; auf die eine Seite Seine jungfräuliche Mutter, strahlend von heiliger Wonne, die Freude der Mutter mit der Reinheit der Jungfrau in sich vereinigend; und auf die andere Seite jenen ehrwürdigen alten Mann neben ihnen knieend, den Pflegevater des Kindes, den keuschen Bräutigam der Jungfrau, den Beschützer Beider. Aber statt der Schäfer, welche der heiligen Familie Nahrungsmittel als bescheidenes Opfer darbringen, würde ich den heiligen Diakon und ersten der Martyrer, den heiligen Stephanus, [1]) hinstellen, in den Falten seiner blutbefleckten Dalmatika nicht Brod tragend, sondern jene „Steine aus dem Bache, die," wie die Kirche sagt, „ihm süß gewesen sind;" [2]) jene Steine, welche der Sohn Gottes in der Wüste nach dem Verlangen des Teufels in Brod verwandeln sollte, — jene Steine, welche Jerusalem, die hartherzige Mutter, Ihm gab, als Er sie um Brod für ihre eigenen Kinder bat. Statt der Engel in goldenen Gewändern, die auf das Strohlager ihres neugeborenen Herrn Rosen und Lilien streuen, würde ich jene hinmalen, die eben so gut Engel genannt werden können, — sie, die der Himmel als die ersten zu Ehren des Gotteslammes hingeschlachteten unschuldigen Opfer aufgenommen hat, [3]) die kleinen Palmen triumphirend über ihren Häuptern schwingend — eine zarte, aber edele Schaar, gleich der Nachhut eines tapfern Heeres, die den Rückzug ihres Führers deckt — die hingemordet wurden, damit unter dem Schutze ihres hinströmenden Blutes Er gerettet werden möge, dessen Leben mehr werth war, als das von Tau-

[1]) 26. December.
[2]) Lapides torrentis illi dulces fuerunt. Officium des h. Stephanus.
[3]) 28. December.

senden. Statt der Weisen aus dem Morgenlande, die Geschenke bringen, würde ich hinzeichnen die heiligen Vertreter des Morgenlandes und des Abendlandes, der alten und der neuen Kirche: auf der einen Seite den geliebten Jünger Johannes [1]), seine Myrrhe tragend, die Bitterkeit des bereitwillig übernommenen, aber nicht vollendeten Martyrthums; auf der andern Seite unsern glorreichen Kämpfer aus dem Westen [2]), darbringend den Weihrauch eines vollendeten Brandopfers, und Beide zugleich opfernd das Gold einer solchen Liebe, wie nur diejenigen sie besitzen können, welche ihr Leben für ihren Freund dahingeben. Und wohl würdig einer solchen Stelle erscheint Englands edelster Martyrer, dessen Blut aus seinem geweihten Herzen über die heiligen Gewänder strömt und über ihren Saum hinaus auf den Boden seiner Kathedrale, lieblicher vor Gott, als jenes Salböl, das vom Haupte Aaron's herabfloß, über den Bart bis zum Saume seines priesterlichen Kleides. [3]) So möchte ich sie malen, wie die Kirche sie ordnet um die Geburtsstätte unseres Erlösers, um zu zeigen, daß von Seinem ersten Erscheinen an der Sohn Gottes gern Theil nimmt an Leiden und Verfolgung sowohl, wie an Niedrigkeit und Armuth; und daß Er ebenso gut wie der Friedensfürst auch der unsterbliche Siegeskönig ist.

Nicht bloß einmal stellt die Kirche in ihrer Festordnung diese Heiligen neben den Heiland hin; an jedem Tage der Octave des Weihnachtfestes wird ihrer gedacht in den Gebeten der Kirche. Sie schließen sich einer nach dem andern dem Triumphzuge an, in welchem der neugeborene König der Könige vor uns aus dem alten Jahre in das neue hinübergeht, bis sie zuletzt dem ersten heiligen Bekenner unter den Päpsten [4]) Platz machen, welcher die Kirche regierte, als der Friede ihr geschenkt war, und der Lohn, den die Martyrer in Anspruch nahmen, ihr in ihrer Herrschaft über die Erde zu Theil wurde.

[1]) 27. December. — [2]) 29. December.
[3]) Psalm 132, 2.
[4]) St. Silvester, 31. December.

Dies sind die Gefühle, mit welchen Sie, die Sie mit engern Banden diesem Orte verbunden sind als Andere, das heutige Fest feiern müssen. Sie bereiten sich vor, nach England oder irgend einem andern Theile der britischen Besitzungen denselben Glauben zu tragen, den der heilige Thomas so hoch geschätzt hat, dieselben Grundsätze, für welche er so freudig gestorben ist. Stärken Sie darum Ihr Herz gegen Trübsale, stählen Sie Ihre Seele gegen Widerwärtigkeiten, machen Sie Geist und Körper geschickt zur Ertragung von Mühsalen. Lassen Sie nicht die Ehre, die mit Ihrem künftigen Berufe verbunden ist, den Beweggrund sein, ihn zu ergreifen; lassen Sie sich nicht durch den Ruhm, womit der Erfolg Sie krönen mag, zur eifrigen Vorbereitung darauf ermuntern. Wenn es Gott gefallen wird, Sie durch die Erfolge Ihrer apostolischen Wirksamkeit zu trösten, wenn Er Ihnen die Gnade geben wird, manche Seele für den Glauben und die Tugend zu gewinnen, wenn er Sie zu Seinen Werkzeugen für große Werke der geistlichen Barmherzigkeit machen wird: so vergessen Sie nicht, daß Sie selbst dann nicht ein Zehntheil von dem Ruhme, der Größe oder den Verdiensten des geringsten unter den vierzig Martyrern Ihres ehrwürdigen Collegiums werden erlangt haben. Blicken Sie nur auf Ihre Bestimmung, thätige, angestrengt arbeitende, oft durch Anstrengungen erschöpfte Priester zu sein, und wenn Gott und Seine Kirche durch Sie Ruhm erhalten sollen, so kann es nur durch Ihre geduldigen und ausdauernden Bemühungen geschehen.

Die Dankbarkeit sowohl wie die Erfahrung verpflichten mich zu sagen, daß die anhängliche Erinnerung an dieses Haus Ihnen oft Gefühle und Anregungen einflößen werden, welche zu Ihrer Ermuthigung in Ihrer Thätigkeit nöthig sein mögen; Sie werden von Zeit zu Zeit inmitten Ihrer Arbeiten gern Ihre Gedanken hierher zurückwenden. Ich habe oftmals auf den jetzt lange vorübergegangenen Tag zurückgeblickt, wo ich das Glück hatte, — das größte Glück, welches einem Menschen auf Erden zu Theil werden kann — auf diesem Altare zum ersten Male

in meinem Leben das reine Opfer der Erlösung darzubringen; oft habe ich mir jenen noch näher liegenden, aber stündlich mehr zurückweichenden Tag vergegenwärtigt, wo ich, knieend an demselben Platze, wo ich jetzt stehe, die Handauflegung empfing für jenes heilige Amt und jene Bürde, die, um einen gewöhnlichen Ausdruck der Väter zu gebrauchen, für eines Engels Schultern furchtbar ist; die Erinnerungen haben mich Tag für Tag, beinahe ohne Unterbrechung begleitet, in Gesundheit und Krankheit, im Frieden und Kampfe, in Freude und Leid; und oft habe ich, durch diese Erinnerungen gehoben, mich im Geiste an diesen Ort zurück versetzt und zu unserm heiligen Patron gebetet, daß ich durch seine Fürbitte die große Gnade erlangen möge, etwas für die Kirche Gottes zu leiden. Ich weiß darum aus der Erfahrung, welch mächtigen Einfluß auf unser Leben dieser Ort ausüben kann, an welchem uns so große Gnaden zu Theil werden und an dem wir so heilige Pflichten übernehmen. Ich kann nicht umhin anzuerkennen, wie sehr der Gedanke an unsere Vorgänger, die sich vor uns hier den Studien widmeten, die ihrem Patron, dem heiligen Martyrer Thomas, muthig auf dem Pfade der Pflicht, selbst bis zum Tode gefolgt sind, uns zum Sporne dienen muß, daß wir nicht zurückschrecken vor dem Kreuze, welches Menschen für uns bereiten mögen; daß wir es vielmehr freudig umfassen als ein Mittel, Dem ähnlich zu werden, Den wir auf dem Altare opfern, und Der Heilige und Martyrer um Sich sammelt zu Bethlehem sowohl wie auf dem Calvarienberge. Denn dieser Geist der Opferwilligkeit — das eigentliche Wesen unserer priesterlichen Gesinnung — kann nirgendwo in so reichem Maße und so für das ganze Leben ausreichend angesammelt werden, als hier in der Stadt der Apostel, wo alle Martyrer, vom ersten bis zum letzten, mit immer frischer und zarter Anhänglichkeit gefeiert werden.

Und nun lassen Sie uns schließen mit einem Gedanken des Friedens.

Möge der, welcher am heutigen Tage sein Leben für den Frieden und die Ruhe der Kirche hingab, — möge er, der

jetzt ein seliger Himmelsbewohner ist, wie einst Moses, heute seine Arme und Hände erheben und bitten, nicht, daß in den Kämpfen unter uns Siege errungen werden, sondern, daß wir bald alle in der Einheit des Glaubens vereinigt werden, damit so der Friede, der aus der Liebe hervorgeht, nicht der, welcher durch Sieg errungen wird, der beste Lohn unserer Arbeiten sei und die schönste Frucht unserer Gebete!

Zweite Abtheilung.

Reden und Vorträge

von der Reise in Irland

im Herbst 1858.

Zweite Abtheilung.

Skizzen und Gedichte

von der Reise in Holland

Im April 1856.

Reise-Eindrücke aus Irland.[1]

Hochwürdigste Herren! Meine Damen und Herren! Ich bin ersucht worden, in einem Vortrage die Eindrücke zu schildern, welche eine Reise in Irland, von der ich vor Kurzem zurückgekehrt bin, in meinem Geiste zurückgelassen hat. Ich gestehe, daß mir diese Aufgabe in vielfacher Hinsicht schwierig erscheint. Nicht als ob diese Eindrücke sich zu verwischen anfingen, nicht als ob sie nicht tief und dauernd genug wären, um noch bis jetzt ihre ganze Frische bewahrt zu haben; denn ich muß sagen: wenn auch mein Leben noch so lange währen sollte, so würde doch gewiß nichts die tiefe Bewegung schwächen können, welche die Erinnerung an jene Tage in mir hervorgerufen hat und hervorrufen muß. Aber — und das ist die erste Schwierigkeit, die mir entgegentritt — jedes Gemüth ist eigenthümlich gestaltet, und der Eindruck, welcher in dem einen Gemüthe hervorgebracht worden ist, läßt sich darum nicht so leicht von diesem auf ein anderes übertragen. Wir Alle sehen den nämlichen Gegenstand oder wenigstens die nämliche Gesammtheit von Gegenständen mit sehr verschiedenen Augen an. Denken Sie sich hundert Personen aus demselben Lande, welche auf demselben Eisenbahnzuge fahren und nach beiden Seiten hin auf die Gegenstände blicken, durch welche der Dampf sie rasch dahinführt: wenn Sie ihre Gedanken lesen können, so werden Sie finden, daß nicht zwei die Gegenstände in gleicher Weise ansehen. Einer sieht wahrscheinlich

[1]) Diesen Vortrag hielt der Cardinal nach seiner Rückkehr aus Irland am 3. November 1858 in den Hanoversquare-Rooms zum Besten der Islingtoner Conferenz des Vincenz-Vereins.

nach dem Himmel, nicht gerade immer um seinen Glanz zu bewundern, sondern vielleicht um zu erkennen, was für Wetter er zu erwarten hat, wenn der Zug an der Seeküste angekommen sein und er über den Canal zu fahren haben wird, welcher sein Vaterland von andern Ländern trennt. Ein Anderer blickt auf die Erde und hat dabei vielleicht wieder seine besondern Absichten. Ist er ein Landwirth, so prüft er die Beschaffenheit des Bodens, ob derselbe fruchtbar oder unfruchtbar ist; ist er ein Mann der Wissenschaft, so beachtet er die geologische Beschaffenheit der Gegend, die er durchreist, oder der Schichten des Einschnittes, durch welche der Zug jetzt fährt. Einer besieht die Saatfelder, ein Anderer die Heerden, ein Dritter beschäftigt sich, wiewohl er am aufmerksamsten zu beobachten scheint, nur damit, die Meilensteine zu besehen, an denen man vorbeikommt oder die manchfaltigen Gestaltungen des Schattens zu betrachten, den der Zug bald auf eine Mauer, bald weithin über die Einzäunung auf das Feld wirft. — Dasselbe gilt von denjenigen, die ein Land durchreisen: Jeder reist zu einem bestimmten Zwecke. Der Eine ist ein Staatsmann: er achtet auf nichts als auf das, was ihn über die Stellung der Parteien und die herrschenden politischen Ansichten aufklären kann. Ein Anderer wendet seine Aufmerksamkeit der Statistik zu und ist vertieft in Erscheinungen und Thatsachen, nach welchen er die Bevölkerung, die Betriebsamkeit und den Handel der Gegend beurtheilen kann, in welcher er reist. Der Philanthrop seinerseits achtet auf die Wohlthätigkeits-Anstalten. So hat Jeder sein besonderes Auge, seinen besondern Gesichtspunkt, wenn er seine Beobachtungen in einer Gegend oder in einem Lande anstellt, sei es sein eigenes oder ein fremdes; und wenn zwei Reisende zusammenkommen und ihre Aufzeichnungen über die nämliche Gegend vergleichen, so werden wahrscheinlich jedem die des andern wenig interessant und unwichtig vorkommen. Ich darf mir darum wohl nicht schmeicheln, daß das, was ich unter meinem Gesichtspunkte gesehen und mir als besonders beachtenswerth gemerkt habe,

gleiches Interesse für Sie haben werde. Indeß ich denke, es wird das Kürzeste sein, wenn ich gleich beim Anfange meines Weges meine Flagge entfalte und sage, daß ich bei meinen verschiedenen Reisen in Irland und bei meinem Aufenthalte an verschiedenen Orten in jenem Lande den Gegenständen und Interessen meine Aufmerksamkeit und Theilnahme zugewendet habe, welche mir der Natur der Sache nach am theuersten sein müssen; daß ich als Katholik hingereist bin und alles mit einem katholischen Auge angesehen habe, und daß es mir nicht möglich sein würde, Ihnen meine Eindrücke mitzutheilen, ohne mich zu bestreben, Ihnen aufrichtig und echt katholische Gedanken vorzutragen.

Ehe ich aber auf den Gegenstand meines Vortrags eingehe, wird es gut sein, daß ich, um ein Vorurtheil zu beseitigen und gewisse irrige Vorstellungen zu berichtigen, Ihnen erkläre, warum ich nach Irland gereist bin. Ich werde das in wenigen und einfachen Worten sagen können. Im verflossenen Frühjahr schrieb mir ein Bischof im westlichen Irland: in einer Stadt seiner Diöcese, — in einer Stadt, wo ähnliche Verhältnisse bestehen, wie in vielen andern Städten Irland's, wo der ganze Grund und Boden einem dem Volke fernstehenden Grundbesitzer gehört, die Bevölkerung aber fast ohne Ausnahme katholisch ist, — hätten die Einwohner fast ohne alle Beihülfe eine große und schöne Kirche erbaut; er glaube, das Auftreten eines Bischofs aus einem andern Lande und eines Bischofs von der Stellung, in der ich mich befinde, werde diesen armen Leuten eine große Freude bereiten, sie für die von ihnen gemachten Anstrengungen einigermaßen entschädigen und viel dazu beitragen, sie dem unausgesetzten Widerstande gegenüber mit Muth zu erfüllen, der ihnen bei allen ihren Bemühungen, sich aus ihrer gedrückten Lage etwas zu erheben, entgegentrete. Ich zog die Sache in Erwägung und ich dachte, es sei dieses eine Gelegenheit, die Jeder, der unter den Armen etwas Gutes stiften wolle, wohl ergreifen dürfe; diese in guten Werken zu

ermuthigen und zu unterstützen, dachte ich, sei wohl ein Zweck, dem ein Bischof einige Tage widmen dürfe. Das Resultat meiner Erwägung war also, daß ich die an mich ergangene Einladung annahm. Ich bestimmte die Zeit, wann ich kommen wolle, bat aber zugleich, man möge meinen beabsichtigten Besuch geheim halten, damit ich nicht veranlaßt würde, mehr zu thun, als ich beabsichtigte. Außerdem hatte ich vor einigen Jahren unter gewissen Bedingungen noch eine andere Zusage gegeben; auch diese mußte ich jetzt erfüllen, und so reiste ich denn hinüber.

Ich war von Niemand hingesendet worden, und hatte von Niemand eine Erlaubniß zu der Reise eingeholt. Ich war früher zu einem ähnlichen Zwecke nach Belgien, nach Frankreich und nach andern Orten gereist, — aus achtungsvoller Gefälligkeit gegen Bischöfe, die mich zu kirchlichen Feierlichkeiten eingeladen hatten; um so viel weniger konnte ich es ablehnen, einem Bischof in einem Theile unseres eigenen Staates bei einem guten Werke beizustehen. Die Reise war also ganz mein eigenes Werk, und ich ganz allein bin verantwortlich dafür. [1])

Ich hatte keine Erlaubniß, keine Instructionen und nichts zu thun, als zwei Predigten zu halten und zurückzukommen. Das Wohlwollen Anderer ist Schuld daran gewesen, daß die Reise, welche ich ganz in der Stille machen wollte, einen andern Charakter annahm. So änderten sich die Umstände; ich bekam neue Arbeit; ich bestrebte mich, sie zu vollenden und kehrte dann heim.

Das ist die einfache Geschichte dieser ganzen Reise. Lassen Sie mich noch beifügen, daß es keine Beobachtungsreise gewesen ist. Ich habe mir nichts aufgeschrieben; ich habe mir

[1]) Diese Erklärung ist gegen die von einigen Zeitungen wiederholt vorgebrachten durchaus unbegründeten Gerüchte gerichtet, die Reise nach Irland sei im Auftrage des heiligen Stuhles unternommen worden oder habe einen einigermaßen amtlichen Charakter gehabt. Nichts kann unwahrer sein; der oben gegebene Bericht ist buchstäblich wahr.
Der Verf.

gar keine Notizen gemacht; ich habe kaum einen Brief geschrieben: ich hatte auch keine Zeit dazu. Meine Beobachtungen beschränkten sich auf das, was ich sah, während ich von einem Orte zum andern reiste oder mich irgendwo aufhielt, um den übernommenen Verpflichtungen nachzukommen. Ich kann Ihnen darum nichts sehr Vollständiges und Geordnetes, nicht das Resultat eingehender Beobachtungen vortragen; ich muß mich vielmehr darauf beschränken, Ihnen die Eindrücke mitzutheilen, welche der angenehme Monat, den ich auf der Schwesterinsel zugebracht, bei mir zurückgelassen hat.

Wenn ich die manchfaltigen erfreulichen Eindrücke, die ich in Irland empfangen, zusammenfassen soll, so kann ich sagen, der Gedanke, den ich von meiner Reise mitgebracht habe, sei folgender: Wir sehen in diesem Augenblicke in Irland ein großes Volk, welches sich aus dem Zustande der Erniedrigung emporarbeitet, in welchem es sich viele Jahre befunden hat. Das ist meine Ueberzeugung, und um zu zeigen, wie ich sie gewonnen habe, brauche ich bei der unseligen Vergangenheit nicht zu verweilen und auf gewisse Thatsachen, die keinen Augenblick bestritten werden können, nur ganz kurz hinzuweisen.

Es gibt kaum eine anziehendere Periode in der Geschichte eines Landes, in den Annalen eines Volkes, als die, in welcher ein Uebergang, und zwar ein Uebergang im Großen stattfindet von einem unglücklichen Zustande in einen glücklichen und hoffnungsvollen. In alten Zeiten war ein solcher unglücklicher Zustand oft von langer Dauer und sehr niederdrückend. Das auserwählte Volk traf das Strafgericht einer siebenzigjährigen Gefangenschaft. Wir können diejenigen, welche in dieser Prüfungszeit lebten, in drei Klassen theilen. Einige sind im Jünglings-, Mannes- oder Greisenalter in die Gefangenschaft geführt worden; sie haben mehr oder minder lebhafte Erinnerungen, theils dunkele und unbestimmte, theils klare und bestimmte Vorstellungen von der Zeit mitgebracht, wo der Staat noch blühte, ihr Vaterland noch Frieden genoß und der Cultus in seinem vollen Glanze noch bestand, und diese Er-

innerungen sind ein Trost, ein heiliges Erbe für sie. Andere sind in der Gefangenschaft geboren, oder zu jung aus ihrem Vaterlande weggeschleppt worden, um sich des frühern Zustandes erinnern zu können. Sie wachsen heran und leben und sterben ohne irgend welchen Trost; sie haben keine Erinnerungen aus der Vergangenheit; die Geschichte, die sie in ihrer Kindheit gehört, entschwindet allmälig ihrem Gedächtniß. Knechtschaft und Elend, die fremde Sprache, die harten Worte und die verletzenden Hohnreden der Fremden und der Unterdrücker, — das ist die Umgebung, in welcher sie leben und sterben, in Finsterniß und Trostlosigkeit. Noch Andere endlich beginnen ihr Leben in Elend, haben nichts von dem Geiste ihrer Väter und von ihren tröstlichen Erinnerungen, kaum etwas von ihren Ueberlieferungen, sehen sich dann aber plötzlich in ihr Vaterland zurückversetzt und berufen, mit Herz und Hand an der Wiederbegründung besserer Zeiten zu arbeiten; und wenn sie auch darüber weinen mögen, daß der zweite Tempel die Pracht des ersten nicht erreichen könne, — sie können sich doch Glück wünschen, daß sie berufen sind, wieder ein Haus zu bauen für ihren Gott.

Aber wenn die Periode der Unterdrückung drei Jahrhunderte dauert, ach, wie viele Generationen sterben dann hin im Unglück! Wenige von uns werden die Reihe ihrer Ahnen so hoch hinaufführen können; wir haben wenigstens ihre Namen nicht im Gedächtnisse. Eine so lange Zeit vernichtet in einer Familie alle Traditionen von der frühern Zeit. Und das ist das Schicksal des Landes gewesen, von welchem ich rede. Seit die Veränderung eingetreten ist, welche allen Glanz seiner alten Kirche vollständig zerstörte, hat es Zeiten beklagenswerther Grausamkeit und Verfolgung durchlebt. Wir brauchen uns jene Katastrophe nicht mit allen ihren Einzelheiten, die uns jetzt so schrecklich erscheinen, zu vergegenwärtigen. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß nach derselben eine gänzliche Umwandlung in den Verhältnissen eingetreten war. Das Land befand sich in einem Zustande, wie wir ihn in keinem

civilisirten Lande finden. Zwei Klassen standen sich feindselig, ich möchte sagen mit den Waffen in der Hand gegenüber; die eine war im Besitze alles Grundeigenthumes, Vermögens und Einflusses, sie hatte alles, was den Menschen groß macht in den Augen der Welt; die andere arbeitete und mühte sich ab im Dienste, in der Knechtschaft derjenigen, welche sie ansprechen mußten, nicht um das Brod der Trägheit, sondern um Arbeit, ihr Brod zu verdienen. Sie Alle kennen die alten Geschichten von der Vertreibung der kleinen Pächter; solche Geschichten waren wir gewohnt Tag für Tag aus diesem Lande zu hören. Wenigstens diejenigen unter uns, welche über die Mitte ihres Lebens hinaus sind, wissen sich der Zeit noch zu erinnern, in welcher mitunter fast ganz Irland in einem Zustande völliger Gesetzlosigkeit sich befand, in welcher das ganze Land in den Händen einer Klasse war, welche sich nur bestrebte, die andere zu unterdrücken.

In diesem traurigen Zustande, als diese armen Geschöpfe verhungerten, umgeben von Ueberfluß, und hinstarben in einem Klima und auf einem Boden, welche die Vorsehung geeignet gemacht hatte, eine kräftige und zahlreiche Bevölkerung zu erhalten, — da war ihnen Eines geblieben, woran sie festhielten und was ihnen nicht entrissen werden konnte. Wir erinnern uns Alle aus unsern Jugendjahren jener Geschichte aus der alten Mythologie von der wunderbaren Büchse, in welcher alle guten Gaben verschlossen waren, und wie diese, als die unselige Pandora die Büchse öffnete, alle entflohen und nur Eine zurückblieb, aber die, welche mehr werth war als alle andern. Die gute Gabe, welche zurückblieb und nicht entweichen wollte, war die Hoffnung. Und was anders ist die Religion, als die dem Herzen der Armen und Unglücklichen eingegossene Hoffnung? Was anders ist das Christenthum, als das unbegrenzte Vertrauen des Menschen auf Gott? Was anders ist das Evangelium, als eine Botschaft der Hoffnung, der ewigen Hoffnung, welche den Menschen lehrt, das Vergängliche gering zu schätzen, hinzublicken auf das Ende

alles vergänglichen Elends und dieses sogar anzusehen als die Grundlage zukünftigen Glückes? — Das, und das allein war es, was diesem armen bedrängten Volke blieb. Und ich trage kein Bedenken zu behaupten: so lange ihnen dieses Gut nicht entrissen wurde, besaßen sie jene kostbare Perle, für deren Erlangung, wenn man sie nicht hat, und für deren Bewahrung, wenn man sie hat, alles Andere hingegeben werden darf. Sie dürfen verzichten auf Gelehrsamkeit und Wissenschaft und Bildung, ja selbst auf die Civilisation; wenn Sie nur den unerschütterlichen Glauben an Gott, an Seine ewige Barmherzigkeit und an Seine endlosen Belohnungen erhalten, so haben Sie dem Herzen des Armen viel mehr gesichert, als alle Bemühungen der Staatsmänner und alle Gewalt der Feinde ihm rauben können!

Drei Jahrhunderte lang hat dieses Vertrauen auf Gott die armen Irländer aufrecht erhalten, die man verhöhnte, weil sie in Lehmhütten am Rande eines Moores wohnten. Wenn der letzte Funke des Torffeuers auf dem Heerde erloschen war, und der Sturm in der Winternacht die verfallene Hütte umbrauste, und die Kälte durch alle Ritzen und Spalten eindrang, und wenn dann der arme, verlassene, vor Kälte zitternde Irländer sagte, wie damals Viele sagten, „Gott sei gepriesen,“ — dann strahlte ein herrlicheres Licht in der elenden Hütte, als alle Kronleuchter der prächtigsten Salons darin hätten verbreiten können.

So litten die Irländer viele, viele Jahre; aber das war nicht die schwerste Heimsuchung. Die größte Prüfung hatten sie zu bestehen, als die Religion des Volkes, der großen Masse des Volkes, so weit das durch menschliche Gewalt geschehen konnte, vernichtet wurde. Keine Kirche wurde uns gelassen, kein Platz, worin wir uns zur Verehrung Gottes hätten versammeln können, kein Colleg, keine Schule, keine Anstalt, wodurch die Religion gefördert oder gesichert werden konnte; keines der äußern Mittel, wodurch die innerliche Andacht unterstützt und genährt wird, keine kirchliche Feierlichkeit, nichts,

was die religiösen Gefühle anregen konnte, ja kaum noch die Möglichkeit, Unterricht zu empfangen. Es ist ein wahres Wunder, daß trotz dem gänzlichen Wegfallen aller dieser fast nothwendigen äußern Hülfsmittel die Religion so viele Jahre hindurch in den Herzen des ganzen Volkes nicht nur erhalten werden, sondern selbst hell und strahlend, nicht nur warm, sondern brennend und glühend bleiben konnte.

In diesem Zustande hatte Irland noch eine weitere Prüfung zu bestehen. Während dieser Jahrhunderte hatte der Mensch alle Arten von Unglück und Elend über das Volk gebracht; jetzt trat etwas ein, was, menschlich angesehen, als eine noch schlimmere und schwierigere Heimsuchung bezeichnet werden mußte. Nachdem es so lange die Macht seiner Unterdrücker gefühlt, schien plötzlich die schwere Hand Gottes auf es niederzufallen. Hungersnoth und Krankheit, — eine Krankheit, welche beinahe die Gestalt einer Pest annahm, suchten die meisten Theile des Landes heim, und zwar diejenigen Theile am härtesten, wo es der Mittel der Abwehr und Heilung am wenigsten gab. Je ärmer die entlegenen Gebirgsgegenden, je kleiner die Städte und Dörfer waren, in welchen die Irländer wohnten, um so hülfloser waren natürlich die Opfer dieser schrecklichen Calamitäten. Diese kamen, die eine nach der andern, — wenn Sie wollen, die eine als die Folge der andern, aber doch so abhängig von dem Willen, der höher ist als des Menschen Wille, daß wir sie nur als eine Heimsuchung Gottes ansehen können, als eine jener geheimnißvollen Heimsuchungen, welche vielleicht ebensowohl die Liebe als die Gerechtigkeit Gottes sendet. Es war der Allmächtige, welcher „verwundet und verbindet, welcher schlägt, daß Seine Hand heil mache.“ [1]) Bedenken Sie, was David sagte, als ihm überlassen war, zwischen verschiedenen Uebeln zu wählen: „Es ist besser, in die Hände des Herrn zu fallen, als in die Hände der Menschen.“ [2]) Die Irländer hatten

[1]) Job. 5, 18.
[2]) 1 Par. 21, 13.

Jahrhunderte lang von Menschenhänden zu leiden gehabt und sie hatten in Unmuth gemurrt und sich in Schmerz gewunden unter dem niedertretenden Fuße des Unterdrückers und sich wider ihn erhoben. Sie hatten durch Gewaltthaten gezeigt, daß ihr Herz die Verachtung und die Härte nicht länger ertragen könne, womit sie behandelt wurden. Sie hatten sich aufgelehnt gegen die Hand der Menschen, weil sie glaubten und fühlten, daß diese ungerecht waren. Aber als die Hand Gottes sie berührte, da murrten sie nicht, da widerstrebten sie nicht, denn sie wußten, daß Er gerecht war. Und so sah man denn, wie die, welche die Ungerechtigkeit der Menschen nicht dulden wollten, jene Reihe von Calamitäten, welche die Hand Gottes über sie verhängte, mit einer Ruhe und Geduld ertrugen, wovon es in der Geschichte der Völker wohl schwerlich ein zweites Beispiel gibt. Diese starken und kräftigen Männer, welche offener Gewalt leicht hätten widerstehen können, und welche sich versucht fühlen mochten, dieses zu thun, beugten schweigend das Haupt, als die Seuche ihren Hütten nahte. Sie sahen ihre Kleinen, die einzigen Blumen, welche um ihre Hütten herum blühten, dahin welken und endlich ihren letzten Athemzug mit dem ganzen Dufte der Unschuld aushauchen, und sie murrten nicht, sondern trugen die kleinen Leichen auf ihren Armen zu dem schleunig bereiteten Grabe; denn die Männer, welche die Gräber gruben, wurden selbst von der Seuche ereilt und waren kaum im Stande, denen die letzte Ehre zu erweisen, welchen sie sobald folgen mußten. Das war der Zustand des Landes, und Einige sagten: „Seht, wir haben sie recht behandelt, denn Gott tritt in unsere Fußstapfen und vernichtet sie gründlich."

Aber gerade diese Calamitäten sind der Wendepunkt in dem Schicksale und in der Geschichte Irlands geworden. Von dem Augenblicke des tiefsten Elends dürfen wir den Beginn der nothwendigen oder wichtigen Veränderungen datiren, welche dem Lande eine glänzende Zukunft eröffnet haben. Jene furchtbare Calamität schien eine Zeit lang alle Hoffnungen zu ver-

nichten; aber sie war wie die eiserne Walze, welche die Schollen zerdrückt und den Acker ebnet, auf welchen eine bessere Hand den Samen ausstreut, der in kurzer Zeit aufgeht und reiche Frucht bringt. Drei Veränderungen haben in jener Unglückszeit ihren Anfang genommen und ihren ersten Anstoß erhalten.

Die erste war die Auswanderung, welche in dem Elend, das die Bewohner des Landes umgab, ihre natürliche Ursache hatte; die zweite war die veränderte Bebauung des Bodens, die dritte die Veränderung in dem Besitze des Grundeigenthums, welches in die Hände derjenigen überging, denen nach den gewöhnlichen Naturgesetzen wenigstens ein entsprechender Antheil daran zustand.

Vor jener Zeit fehlte es den irischen Bauern an der nöthigen Energie und dem nöthigen Unternehmungsgeiste, — wenn Sie wollen, an dem erforderlichen Muthe zum Auswandern; sie hatten eine zähe Anhänglichkeit an den Boden ihres Vaterlandes, an das Land ihrer Leiden und ihrer Väter, welche die Vielen, die in der Heimath keine Arbeit fanden, davon abhielt, sie anderswo zu suchen. Dieser Zauber wurde jetzt gebrochen, und das war der erste Vortheil, der erste Schritt zum Bessern. Gleichzeitig hatte die dadurch in der Bevölkerung bewirkte Veränderung die Folge, daß für die verminderte Zahl der im Lande Zurückbleibenden die Arbeit und der Besitz kleiner Pachtgüter leichter zugänglich wurde. Auch vor dieser Zeit gab es überall Colonieen, im Osten und im Westen, welche zur Auswanderung einluden; aber man bemerkte eben keinen besondern Drang, sich die von ihnen gebotenen Vortheile zu Nutzen zu machen. Aber jetzt begann, was man die „Exodus" genannt hat, das fortwährende Ausströmen der Bevölkerung, so stetig und ununterbrochen, daß es zuletzt die Befürchtungen der Landesregierung zu erregen begann. Mit Unrecht; die Vorsehung wird das rechte Ebenmaß herzustellen wissen. Wenn so Viele fortgegangen sind, um in fernen Ländern ihr Glück zu suchen und oft zu finden, so fühlen die Zurückgebliebenen, da sie sehen, daß sie jetzt Arbeit und Nahrung zur Genüge

finden können, sich nicht ferner mehr versucht, ihnen zu folgen, und so wird die Bevölkerung auf das rechte, den Bedürfnissen des Landes entsprechende Maß gebracht. Zudem gibt es unter den Ausgewanderten nicht wenige, welche durch ihrer Hände Arbeit nicht nur sich selbst, sondern auch Andere ernähren. Wenn der Auswanderer in ein fernes Land geht und Vater einer Familie wird, so lebt er gewöhnlich in einem eigenen abgeschlossenen Kreise, tritt in neue Beziehungen zu der Welt und vergißt vielleicht die Wiege seiner Kindheit und den Wohnort seiner ältern Verwandten. Mit dem irischen Auswanderer ist es anders. Die Summen, welche Jahr für Jahr und Monat für Monat von irischen Auswanderern ihren Familien im Vaterlande geschickt werden, sind unberechenbar, ich darf wohl sagen unglaublich. Der vortreffliche Sir James Stephen erklärte vor Kurzem zu Liverpool, die Unterstützungen, welche irische Auswanderer an ihre Verwandten nach Irland geschickt, beliefen sich, wenn man nicht die auf Privatwegen, sondern nur die durch die Vermittelung von Bank- und Handelshäusern übersandten Beträge berechne, für die zehn Jahre von 1848 bis 1857 auf die fabelhafte Summe von 9,937,000, fast zehn Millionen Pfund Sterling. So sind diese Auswanderer oft die Stütze armer Verwandten in der Heimath. Anstatt selbstsüchtig zu werden und ihre Heimath zu vergessen, thun sie ihr Mögliches, um dieselbe wohlhabender zu machen oder wenigstens diejenigen zu unterstützen, welche dort durch Landbau und Arbeit ihr Brod zu verdienen suchen. Diese Auswanderung ist also nicht ein bloßes Fortlaufen von verzweifelten Menschen gewesen, die anderswo ihr Glück versuchen wollten; sie hat auch nicht die heiligen Bande der Familie zerrissen, die vordem in Irland so hoch in Ehren gehalten wurden; sie hat vielmehr dazu gedient, die Treue und den Adel des irischen Herzens zu erproben und offenkundiger zu machen.

Die zweite Veränderung, welche ich erwähnt habe, die Veränderung in der Bebauung des Bodens hängt zusammen mit dem Fehlschlagen der Frucht, welche vormals das Hauptnahrungsmittel

der Armen bildete. Jene traurige Monotonie der Diät, wenn ich mich so ausdrücken darf, war schon der Gesundheit nicht zuträglich. Außerdem aber beschränkte sich die ganze Thätigkeit des Landmannes beinahe auf eine einzige Pflanze. Da gefiel es der göttlichen Vorsehung, ihre züchtigende Hand nach dieser auszustrecken und sie zu berühren, daß sie verwelkte, wie das Epheugewächs des Jonas; und so bewirkte sie eine große und sehr wichtige Veränderung auf den Ländereien von Irland. Ich kann hier nach eigener Beobachtung sprechen. Denken Sie nicht, ich wolle den Landwirth spielen oder gelehrte landwirthschaftliche Bemerkungen vortragen; ich will nur anführen, was jedem aufmerksamen Beobachter in die Augen fällt. Ich habe mich wiederholt bei sachverständigen Freunden erkundigt, und sie haben mir alle bestätigt, daß man jetzt in Irland ebensowohl wie in England mit den verschiedenen Saaten in der Bestellung der Aecker regelmäßig abwechselt. Ich habe in Irland hier und da schönere Saatfelder gesehen, als vor meiner Abreise und nach meiner Rückkehr in England. Ich hatte Gelegenheit, mit einigen tüchtigen Kennern dieses Gebietes der praktischen Wissenschaft zu sprechen, mit Männern, welche den Anbau ausgedehnter Landstriche geleitet haben, und sie haben mir versichert, daß die regelmäßige Aufeinanderfolge der verschiedenen Saaten in Irland jetzt überall zu finden sei. Ja, ich habe mich darüber gewundert, daß jetzt nur noch ein verhältnißmäßig so kleiner Theil der Ländereien mit Kartoffeln bestellt wird.

Das ist eine wichtige Aenderung zum Bessern; nicht nur darum, weil sich in Folge der bessern Nahrung der Gesundheitszustand gebessert hat, sondern auch, weil die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten durch die manchfaltigere Thätigkeit gefördert wird, zu welcher diese Veränderung nöthigt. Der gewöhnliche Arbeiter, welcher sich auf den Anbau einer einzigen Pflanze beschränkt, wurzelt mit ihr an dem Boden fest; er sieht nicht mehr darüber hinaus; seine geistige Fähigkeit wird in einem engen Kreise festgebannt. Wer hingegen die Beschaffen-

heit des Bodens untersuchen, die Bedürfnisse desselben erforschen und über die Berücksichtigung derselben nachdenken muß, wer allmälig lernt, was am einträglichsten ist, was am besten gedeiht, der gewöhnt sich, seinen Verstand zu gebrauchen, zu beobachten, zu vergleichen, zu lesen und selbstständig zu urtheilen. Er kommt ferner mit Andern in Berührung; er geht auf den Markt, er achtet auf die Preise und gewinnt Einsicht in Dinge, von welchen er früher gemeint, sie seien nur für Leute von höherer Bildung und höherm Stande. Ohne allen Zweifel werden also die geistigen Fähigkeiten selbst durch den Fortschritt der niedrigsten wissenschaftlichen Bestrebung entwickelt.

Wenn ferner Jemand Irland durchreist, der früher schon dort gewesen ist, und auf die Heerden und den Viehbestand achtet, so wird er auch in dieser Hinsicht nicht nur eine wesentliche, sondern eine gänzliche Aenderung wahrnehmen. Er wird sich vergebens nach Viehracen umsehen, wie man sie vor Jahren dort fand. In jeder Hinsicht stehen jetzt die irischen Pächter und Viehzüchter hinter ihres Gleichen in andern Ländern nicht zurück. Man findet überall Vieh von der besten Zucht und in vortrefflichem Zustande. Auch in dieser Hinsicht hat sich das Aussehen des Landes ganz geändert. Ich behaupte nicht, daß Sie in Irland die ganze schöne Ordnung eines englischen Pachthofes finden würden; aber berücksichtigen Sie, daß es sich hier um Leute handelt, welche durch ihre eigenen Anstrengungen, seit Jahrhunderten fast ohne Capital und durch übertriebene Pachtzinse verarmt, diese Verbesserungen zu Stande gebracht haben. Sie können nicht erwarten, bei solchen Leuten gleich eine ganz geordnete und elegante Einrichtung zu finden. Es ist schon genug, daß es immer besser bei ihnen wird, und zwar in so raschem Fortschreiten, daß alle unparteiischen Beobachter darüber staunen. — Das ist die zweite gute Folge der wunderbaren Fügungen Gottes, welche man oft als schreckliche Heimsuchungen bezeichnet, da sie doch vielfach nur väterliche Züchtigungen sind.

Aber das ist nicht alles. Bekanntlich war in Irland der

Grundbesitz in den Händen Weniger; lange Zeit haben Gutsherren ausgedehnte Landstriche besessen, und wenn sie von den Armen, welche, um nicht zu verhungern, auf alle Bedingungen eingehen mußten, unnatürlich hohe Pachtzinse erpreßten, so geschah das nicht immer aus Hartherzigkeit und Habsucht, sondern auch aus Noth. Die Gutsherren hatten Schulden, und oft wurde ein so großer Theil des nominellen Ertrages ihrer Güter von ihren Gläubigern in Anspruch genommen, und sie hatten zudem so viele Ausgaben, daß manche in ihren prächtigen Schlössern und Herrenhäusern selbst nicht viel besser als Bettler daran waren. Viele waren nicht nur außer Stande, ihre Schulden zu decken, sondern erhielten nun auch in Folge der Hungersnoth nicht einmal den Theil der hohen Pachtzinse, mit welchem sie sich oft hatten begnügen müssen; sie verarmten mehr und mehr und wären froh gewesen, sich des Grundbesitzes entledigen zu können, der nur eine Last für sie geworden war. Das veranlaßte denn jenes weise Gesetz, wodurch so viel Grundeigenthum auf den Markt gebracht worden und in den Besitz kleiner Grundeigenthümer übergegangen ist. Ich bemerke dabei, daß durchgängig nicht der erste Käufer der eigentliche Grundbesitzer wird. Viele kaufen in der Absicht, mit Vortheil wieder zu verkaufen; Fremde, welche gekauft haben, mögen nicht in neues Land ziehen oder finden vielleicht keine passende Wohnung auf dem Gute und verkaufen wieder. Bei jedem Verkaufe findet in der Regel eine weitere Theilung Statt. So können Leute mit einem kleinen Capital Grundbesitzer werden; Kaufleute in kleinen Städten legen ihre Ersparnisse in Grundeigenthum an; und das Land, von welchem man meinte, es könne durch den Verkauf so vieler Güter den Bewohnern entzogen werden, kommt allmälig in ihren Besitz zurück und wird in wenigen Jahren unter viele wohlhabende und achtbare, wiewohl kleine Grundbesitzer vertheilt sein.

So lange Irland unter dem Drucke von Menschen stand, schien das Volk nicht im Stande zu sein, sich aus der Armuth herauszuarbeiten, da es den Zuständen und Einrichtungen des

Landes an aller Elasticität fehlte. Das einzige Mittel, sich von der furchtbaren Unterdrückung zu befreien, schien das schreckliche, unstatthafte und unerlaubte Mittel der Revolution zu sein, wie man es auf dem Continent nennt, oder der Rebellion, wie wir es nennen, — ein Mittel, welches das Elend nur vergrößerte. Sobald aber Gottes Hand Irland traf, — wiewohl sie es hart traf — Sie haben gesehen, wie wunderbar sie da verwundete und heilte, niederwarf und aufrichtete. So verfährt Gott immer. Von der Vaterhand berührt, scheinbar hart getroffen, hat sich Irland zu einer Blüthe erhoben, welche noch größeres Glück verspricht, als irgend Jemand ahnen konnte.

Ich bemerke noch, daß die vielen Gelegenheiten, die ich hatte, Beobachtungen über den Zustand Irlands anzustellen, mir noch einen andern, einfachen und deutlichen Beweis für die verbesserte Lage des Volkes darboten; ich meine das gesunde Aussehen, die gute Kleidung, die männliche Haltung, die ich wahrnahm, und viele andere Dinge, welche zeigen, daß das Gefühl der Erniedrigung und des Elends von dem Volke gewichen ist und daß in vielen Theilen des Landes, die immer als sehr arm gegolten haben, keine eigentliche Noth mehr herrscht. Man wird freilich anschauliche Schilderungen von Elend, Schmutz und Gemeinheit auch fortan noch in den Geschichten finden, welche vorgeblich den irischen Charakter darstellen sollen, und durch solche Schilderungen wird Mancher in England die Meinung bekommen haben, die Irländer seien ein armes, zerlumptes und verhungerndes Volk; aber ich habe nichts der Art wahrgenommen. Ich weiß nicht, wie es sich in den ganz entlegenen Gegenden verhält; dort mag noch hier und da Noth herrschen. Sie wissen, daß der sociale Fortschritt nichts Plötzliches, sondern etwas Allmäliges ist. Bei der Fluth kommen die Wasser ganz allmälig über das Gestade; eine Welle dringt nur ein wenig weiter vor, als die vorhergehende; mitunter scheint es, als wiche das Wasser eine Zeit lang zurück, und man kann kaum sagen, ob es überhaupt vordringt, bis man endlich eine weite Strecke von ihm bedeckt sieht. So ist es

auch, wenn ein Volk zu neuem Leben wieder erwacht. Die Thätigkeit beginnt an einzelnen Punkten, an Mittelpunkten, wo die Bevölkerung zahlreich und mit den nöthigen Mitteln versehen ist, die Cultur des Bodens zu verbessern oder Fabriken anzulegen; in die fernen Berge und die entlegenen Thäler dringt der Wohlstand vielleicht erst nach langer Zeit. Meine Bemerkungen bleiben also richtig, wenn es auch noch Gegenden gibt, die arm sind, vielleicht selbst Noth leiden. Es ist aller Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß nach und nach in allen Theilen der Insel ein wohlverdienter Wohlstand herrschen wird.

Es ist vielleicht einigen von Ihnen aufgefallen, daß ich von dem irischen Volke rede, als bestehe es fast ausschließlich aus den ärmern Klassen und als gehörten zu demselben nur verhältnißmäßig wenige aus den höhern Ständen. Das ist in der That die Ausdehnung, die ich dem Begriffe der irischen Nationalität gebe; denn ich kann das nicht national nennen, was nicht mit der Nation verwachsen, sondern nur gleichsam durch Klammern, und wären es auch goldene Klammern, mit ihr verbunden ist, und was darum an dem Leben der Nation keinen Antheil hat. Die irischen Gutsherren, welche außerhalb des Landes wohnen, und gewisse Leute, welche für gewisse geistliche Verrichtungen angestellt sind, haben keine Sympathieen für das Volk, gehen nicht mit ihm Hand in Hand, treten in kein näheres Verhältniß zu ihm, sondern berücksichtigen nur ihre eigenen Interessen und Meinungen, sie verachten und durchkreuzen und vereiteln die Wünsche derjenigen, denen sie dienen und nützen zu wollen vorgeben; sie bilden darum gewiß keinen Theil des irischen Volkes. Es mögen achtbare, vortreffliche, tüchtige und wohlmeinende Männer sein; aber ihre Ansichten und Bestrebungen können nicht in Betracht kommen, wenn man von einer nationalen Bewegung in Irland spricht. Wollen Sie darauf bestehen, dieselben seien ein Theil einer und derselben Pflanze, so will ich das zugeben, muß dann aber bemerken, daß sie in meinen Augen der Mistel gleichen,

welche freilich auf dem Baume wächst, aber ganz anderes Laub, eine andere Farbe, kurz eine ganz andere Beschaffenheit hat, wie der Baum selbst, — und welche nebenbei auch die Eigenthümlichkeit besitzt, grün zu bleiben, selbst wenn der Baum jede Spur von Grün verloren hat.

Ganz besonders ist mir in Irland die charakteristische Aehnlichkeit des Volkes in allen Theilen des Landes aufgefallen. Man findet freilich in verschiedenen Theilen sozusagen verschiedene Stämme oder Familien: in einigen Gegenden sind die Leute kräftiger gebaut und körperlich mehr entwickelt, als in andern; aber dergleichen Unterschiede findet man auch in den verschiedenen Theilen von England und von jedem andern Lande der Welt. Daneben bemerkte ich aber überall in dem Charakter des irischen Volkes eine Aehnlichkeit, welche auf eine ganz scharf ausgeprägte Nationalität hinweist; und diese Nationalität ist die nämliche in den Grundzügen und in dem ganzen Thun und Treiben des Volkes. Das Benehmen, das Aussehen, die Gesichtszüge der Irländer mögen verschieden sein, aber Ein Ausdruck herrscht bei Allen durch; wohin Sie auch gehen mögen, Sie finden bei Allen den Ausdruck eines warmen und weiten Herzens, wie er mir in keinem andern Lande vorgekommen ist. Eine große Natürlichkeit und Kindlichkeit, eine merkwürdige Leichtigkeit und Gewandtheit und eine gewisse poetische Zierlichkeit in dem Ausdruck der Gedanken finden Sie bei dem irischen Landvolke durchgehends. Auf den Lippen dieser Leute bemerken Sie ein eigenthümlich heiteres Lächeln; der Blick ihrer Augen ist nicht nur strahlend, sondern auch ausdrucksvoll; und mit Bewunderung habe ich da, wo ich Tausende versammelt sah, das natürlich feine und gebildete Benehmen betrachtet, welches eine Eigenthümlichkeit eines sittlichen Volkes ist. Auf meiner Reise habe ich Zehntausende gesehen, aber nicht ein einziges Mal eine Rohheit eines Mannes oder Jünglings gegen einen andern wahrgenommen. Wo ein großes Gedränge war, da sah ich oft eine Gruppe, nachdem sie ihre Neugierde befriedigt, mit den Worten: „Nun laßt Andere kommen,

so rücksichtvoll und höflich zurücktreten, wie man es von vornehmen und sogenannten gebildeten Leuten nur hätte erwarten können. Ich glaube, ein sittlich guter Bauer hat oft mehr von einem Gentlemen an sich, als mancher, der als solcher geboren und erzogen ist. — Auch die Art und Weise, wie die Irländer ihre Freude an den Tag legen, ist überall die nämliche. Meilenweit längs der Straße habe ich die Häuser verlassen, Thüren und Fenster geschlossen, aber Alles mit Blumen und Laubwerk verziert gefunden, so daß diejenigen, welche diese Zeichen ihrer wohlwollenden Freude hinterlassen hatten, nicht einmal ein dankendes Wort oder einen freundlichen Blick als Lohn entgegennehmen konnten. Es war ein naturwüchsiger, gar nicht berechneter Ausdruck ihrer Gefühle. So fand ich es im ganzen Lande.

In dem Gesagten habe ich versucht, Ihnen die Irländer zu schildern, wie sie den Staub von drei Jahrhunderten abschütteln und in einer die höchste Anerkennung verdienenden Weise ihre wahre Stellung wiederzugewinnen suchen, — vergessen Sie nicht, daß ich von ihrer socialen, nicht von ihrer politischen Stellung rede — und wie sie fortschreiten in der Bildung, fortschreiten in der Erkenntniß ihrer wahren Interessen. Das ist der rechte Fortschritt. So erhebt sich Irland zu seiner richtigen Stellung, einer Stellung, welche die Eifersucht mindert und die Gegensätze mildert, — wobei man erkennt, daß man nicht dadurch sich erhöhen kann, daß man Andere niederdrückt, sondern dadurch, daß man selbst empor steigt und es Andern überläßt, nachzukommen, wenn sie es vermögen.

Die Fragen, welche sich uns nun zunächst aufdrängen müssen, sind folgende: welchen Einfluß hat diese große Entwickelung auf den Charakter der Irländer geübt, und in welcher Weise macht sich dieser Fortschritt bemerklich? In Zeitungen und Zeitschriften werden Sie vielleicht mitunter Artikel über Irland gefunden haben, welche mit unverhohlener Freude andeuten: je mehr die Irländer mit den Gütern dieser Welt bekannt würden, Vermögen und Grundbesitz erlangten und nach Wohl-

stand strebten, um so bedenklicher werde ihre Stellung gegenüber der Religion, zu der sie sich so lange bekannt; sie machten sich mehr und mehr unabhängig von ihrer Geistlichkeit; sie verlören ihre Anhänglichkeit an viele „abergläubische" Dinge; sie emancipirten sich von einer gewissen großen Stadt in Italien und von dem Beherrscher derselben; ja, es sei zu erwarten, daß sie vor und nach dahin kommen würden, socinianische Broschüren gern zu lesen, ihre alte Religion zu vergessen und richtige Freigeister zu werden. Das beste Mittel, diese Ansicht zu prüfen, ist eine sorgfältige Untersuchung der Thatsachen. Ich kann Ihnen ebensowenig sagen, was im Herzen der Irländer, als was im Herzen anderer Menschen vorgeht; aber es gibt doch gewisse allgemeine Regeln, nach welchen man das in etwa erschließen kann. Wenn Sie mir sagen, Jemand sei reich geworden und kümmere sich seitdem weniger um seine Religion und um seine Geistlichen, so werden Sie mich zum Beweise dafür nicht auf die Thatsache hinweisen dürfen, daß er sich ein eleganteres Haus gebaut habe, — das ist ganz natürlich — oder daß er seine Kinder besser ausbilden lasse, — das ist ganz in der Ordnung. Aber wenn der Pfarrer kommt und zu ihm sagt: „Du hast eine gute Ernte gehabt; wir müssen eine neue Kirche bauen und ich erwarte, daß du einen reichlichen Beitrag dazu gibst," und wenn er dann seine Tasche zuknöpft und antwortet: „Nach meiner Ansicht habe ich nicht die Pflicht, mich um dergleichen Angelegenheiten viel zu kümmern; mein Geld kann ich besser verwenden; erwarten Sie also nicht zu viel von mir," — wenn das geschieht, so dürfen Sie es als Beweis anführen, daß dieser Mann, so wie er reicher geworden, seine Anhänglichkeit an seine Religion verloren hat. — Aber in Irland habe ich es ganz anders gefunden: von einem Ende des Landes bis zum andern sehen wir die unverkennbarsten äußern Beweise dafür, daß das Volk der Kirche gegenüber die willigste und freudigste Freigebigkeit sich bewahrt hat und von der größten Ehrfurcht vor der Würde der Religion durchdrungen ist. Um Ihnen dieses zu veranschaulichen, will

ich Ihnen kurz die Geschichte des Kirchenbaues in Irland vorführen.

Die Herren, welche hier in meiner Nähe sitzen,[1]) werden es mir nicht verübeln, wenn ich sage, der erste kirchliche Baustil in Irland habe nur die Eigenthümlichkeit gehabt, gar kein Stil zu sein. Auf meiner Reise hatte ich das Glück, unter Andern den ehrwürdigen Bischof von Raphoe zu treffen, der uns öffentlich erzählte, als er in seinen Knabenjahren mit seinem Vater zur Messe gegangen sei, habe es in der ganzen Diöcese, deren Oberhirt er jetzt ist, nicht eine einzige Kirche oder Kapelle gegeben, — nur unter freiem Himmel hätten die Katholiken dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnen können. Wie mir ein anderer ausgezeichneter Kirchenfürst später sagte, tragen von dieser Zeit her noch jetzt an vielen Orten einzelne Plätze den Namen „der Meßgarten" oder „das Meßfeld". Wenn die Leute sich versammelten, hatten sie als Fußboden ihres Gotteshauses den Erdboden, als Mauern die Berge und Felsen ihrer Heimath, als Dach Gottes Himmelsgewölbe. Unter einem kleinen Bretterdache oder einem Zelte von Leinwand stand der Altar, und während der Priester unter dieser ärmlichen Bedachung, sonst aber der kalten und feuchten Luft ausgesetzt, die erhabenste Verrichtung seines Amtes vornahm, lag die Gemeinde draußen auf den Knieen, oft in Regen, Hagel oder Schnee. Noch mehr. „Während der ganzen Dauer der heiligen Handlung," erzählte der ehrwürdige Bischof, „stand ein Wächter auf der Spitze des Hügels, um uns ein Zeichen zu geben, wenn die Presbyterianer kämen." Das war die Lage der Katholiken in Donegal — noch in einer so nahen Vergangenheit, daß wir sie von Augenzeugen schildern hören, — und das war ihre kirchliche Architektur: ein Bretterdach oder ein Zelt. Aber wenn das von kirchlicher Architektur alles war, was die Katholiken in den Jugendjahren des Oberhirten dieser Diöcese aufzuweisen hatten, so konnte dieser beifügen, er habe jetzt

[1]) Mehrere irische Bischöfe und Geistliche.

keine Pfarre in seinem Sprengel, welche nicht eine gute und geräumige Kirche besitze.

Ich komme nun zu der zweiten Periode des Kirchenbaues in Irland. In der gothischen Architektur haben wir mehrere auf einander folgende Stile: den normannischen, den altgothischen, den decorirten u. s. w. Ebenso verhält es sich mit der Architektur unserer armen Brüder in Irland. Die Haupteigenthümlichkeiten ihres zweiten Stiles waren folgende: Wände aus Lehm oder einem ähnlichen Material, ein Strohdach und kein Fußboden. In einer solchen Kirche habe ich selbst als Kind Messe gehört, und ich kann also von der zweiten Periode selbst als Augenzeuge reden. Dieser Baustil herrschte dazumal fast im ganzen Lande.

Die dritte Periode hat bis in die nächste Vergangenheit hinein gereicht. In vielen Dörfern und kleinern Städten erhoben sich solide Gebäude mit Schieferdächern und Fußböden, aber ganz einfach und schmucklos, ohne allen Anspruch auf architektonische Schönheit. Auch unter uns hat ja die kirchliche Baukunst erst in der jüngsten Zeit wieder einen Aufschwung genommen. Vor dreißig Jahren hatten auch wir so gut wie gar keine Kirchen, die man jetzt echt gothisch nennt, bis ein berühmter Architekt, dessen Genie wir Alle bewundernd anerkennen müssen,[1]) auftrat und unser ganzes Bauwesen reformirte. Sie finden darum in Irland an vielen Orten große Kirchen und Kapellen, deren Erbauer keine andere Sorge gehabt haben, als ein für die Gemeinde hinlänglich geräumiges Gebäude herzustellen. Diese vertreten die dritte Periode des irischen Kirchenbaues.

Dieser anspruchlose Stil herrschte bis zu der Zeit der schrecklichen Hungersnoth. Man sollte kaum erwarten, daß seitdem in einem so armen und unglücklichen Lande in dieser Hinsicht viel geschehen sei; noch weniger würde man etwas Großes erwarten dürfen, wenn die Irländer sich wirklich nur um irdische Vortheile kümmerten. Aber sie sind in Wirklich-

[1]) Pugin.

keit mit dem, was ich eben beschrieben habe, nicht mehr zufrieden; statt einfacher, solider gottesdienstlicher Gebäude wollen sie schöne und prächtige Kirchen haben. Das gilt nicht etwa bloß von Einem Orte, nicht bloß von Ballinasloe. Die dortige Kirche, bei deren Einweihung ich zugegen war, würde für London eine Zierde sein. Sie ist aus behauenen Steinen gebaut, hat mehrere Schiffe, ein herrliches Chor und Fenster mit schönem Maßwerk und Glasmalereien; sie ist sehr hoch, viel höher, als die englischen Kirchen gewöhnlich sind, und das Gewölbe ist von schön gemeißelten Steinen. Und diese Kirche hat das Volk ganz allein gebaut, — denn zu dem echten irischen Volke darf ich wohl Alle zählen, welchem Stande sie auch angehören mögen, die sich mit den Armen zu einem gottgefälligen Werke vereinigen. Zudem haben die ärmsten Klassen das meiste gethan. Von ihrem Gutsherrn konnten die Armen nicht einmal einen Bauplatz erhalten; er „hielt es für seine Pflicht" — freilich — ihre Bitte um einen solchen abzuschlagen. Diese engherzige Politik geht vielfach noch weiter. An demselben Orte wollte man unlängst Schulen bauen, die von barmherzigen Schwestern geleitet werden sollten, und man hatte bereits einen Bauplatz dazu erworben; als aber der Grundbesitzer erfuhr, wozu das Grundstück verwendet werden sollte, weigerte er sich, den Kaufact zu unterzeichnen. Und doch ist er, glaube ich, sonst ein gutmüthiger Mann und verkennt nicht die Vortrefflichkeit solcher Schulen. So schroff sind die confessionellen Gegensätze in Irland. Da sie keinen geeigneten Bauplatz erlangen konnten, sahen sich die Katholiken von Ballinasloe genöthigt, ihre Kirche buchstäblich über ihre kleine ärmliche Kapelle zu bauen. — Verräth dieses Gleichgültigkeit gegen die Religion und ihren äußern Glanz?

In andern Städten findet man andere Beispiele. Zu Athlone bewunderte ich eine prachtvolle Kirche, die auf dem höchsten Punkte der Stadt steht und auf diese herabblickt — eine sehr passende Lage: die Kirche des Volkes, die rechte Pfarrkirche über die Wohnungen der treuen Gemeinde empor-

ragend. Der Pfarrer ist es, welcher dieses für einen Einzelnen riesige Unternehmen begonnen hat; die Kirche ist bereits eingewölbt und wird wahrscheinlich im nächsten Jahre ganz vollendet sein. Eine gleiche Thätigkeit wird in ganz Irland entfaltet. Man schickt mir eine Menge von Zeichnungen von großen und kleinen Kirchen, die in Irland gebaut werden, und es sind einige sehr prächtige darunter. An der Stelle der mit Stroh gedeckten Kapelle im südlichen Irland, die ich noch gekannt habe, erhebt sich jetzt eine schöne Kirche; sie wird von den Beiträgen des Volkes, der Armen gebaut, die sich in zwei Jahren auf 500 Pfund belaufen haben.

Sind das alles Zeichen, daß der Glaube erstirbt, daß das Volk gleichgültig gegen seine Religion wird? Gerade das Gegentheil, werden Sie mir zugeben. Woran erkennen Sie hier in England, daß Jemand gut fortkommt? Er hat bisher ein Geschäft betrieben und zurückgezogen und eingeschränkt gelebt; woran erkennen Sie nun, daß er wohlhabend geworden ist? Er hat sich Equipage angeschafft; er baut sich ein großes Haus; er richtet dieses schön ein; er hat also mehr Geld, als er braucht; er ist also reich geworden. In gleicher Weise erkennt man, daß Irland wohlhabend geworden ist, daß die Lage der ärmern Klassen sich gebessert hat, daraus, daß man dort jetzt schöne Kirchen baut. Und dieser Beweis des zunehmenden Wohlstandes ist, wie gesagt, im ganzen Lande wahrzunehmen.

Allerdings halten noch Einige an dem alten Namen „Kapelle" fest; der Name paßt oft gar nicht zu dem Gebäude, welches damit bezeichnet wird; denn man denkt dabei unwillkürlich an vier Mauern mit kleinen Rundbogen-Fenstern, einen verkrüppelten Thurm und eine geborstene Glocke. Die Katholiken in Irland haben jetzt Kirchen in der wahren Bedeutung des Wortes; aber die herrschende Partei legt so großes Gewicht auf das Wort „Kirche," daß ihr gottesdienstliches Gebäude, so erbärmlich es auch sein mag, „Kirche" heißen muß, während unsere prächtigsten Tempel sich mit dem Titel

„Kapelle" begnügen müssen. Ein Herr, der jetzt ein Vertreter Ihrer Majestät an einem auswärtigen Hofe ist, hat mir folgende Anekdote erzählt: Einer meiner Freunde, der eben von Rom zurückgekehrt ist, traf dort einen Bekannten, der nicht Katholik ist. Da sie beide die Peterskirche noch nicht besehen hatten, gingen sie zusammen hin. Als sie durch das Thor traten, blieben sie, wie das wohl Jeder beim ersten Besuche thut, von Staunen ergriffen, auf der Schwelle stehen. Der Katholik konnte sich nicht enthalten auszurufen: „Welch eine prächtige Kirche!" — „Kapelle, Herr!" sagte der Andere ärgerlich.

Diese mißbräuchliche Ausdrucksweise wird mit der Zeit von selbst aufhören. Es fiel mir in Irland unwillkürlich auf, in wie natürlicher Weise die nationale Bewegung, von der ich gesprochen habe, sich überall kund thut, wo man Kirchen baut. In einer Stadt mit zehntausend katholischen und vielleicht, alle Schattirungen zusammengerechnet, einigen hundert protestantischen Einwohnern sah man sonst in der Regel nur Einen Thurm, der ein erbärmliches Gebäude fast erdrückte. Das war die protestantische Kirche, während das Gebäude, worin die Katholiken sich versammelten, sich fast zu verkriechen schien. Aber jetzt machen die neuen Gebäude ihr Recht geltend; sie ragen über alles andere empor; sie zeigen mit ihren zierlichen Thürmen himmelwärts; und Jeder, der in die Stadt eintritt, sagt unwillkürlich: „Das muß die Kirche des Ortes sein." Und so ist es; denn es ist die Kirche des Volkes.

Auch für das Beiwerk der Baukunst, für Verzierungen aller Art, wird reichlich gesorgt. Man findet in Irland Metallarbeiten und Marmorwerke in größerer Zahl und oft von größerer Schönheit, als sie bei uns gewöhnlich sind. Zu meiner Freude kann ich noch beifügen, daß man auf dem Gebiete der Kunst nichts von Eifersucht weiß. Englische Baumeister und Künstler finden in Irland eben so viel Beschäftigung und von allen Seiten eine eben so hochherzige Unterstützung, wie in ihrem Vaterlande.

Das Volk ist aber nicht damit zufrieden, anständige oder schöne gottesdienstliche Gebäude zu besitzen. Es verlangt viel mehr und weiß es zu erlangen. Es liebt die Schönheit des Hauses Gottes, und es will darum dessen Wände, wie zu Dundalk, mit Farben und Gold prächtig, aber geschmackvoll verziert sehen. Woher dieser Wunsch? Wer hat ihn den Irländern eingeflößt? Sind beredte Männer umhergezogen und haben durch öffentliche Vorträge den Kunstsinn im ganzen Lande geweckt? Ist dieser das Resultat volksthümlicher Schriften oder des Unterrichts in den Schulen? Gewiß nicht. Noch vor wenigen Jahren bekam Mancher in seinem ganzen Leben keinen guten religiösen Kupferstich zu sehen; und Millionen haben gelebt und sind gestorben, ohne je ein Gemälde oder gemaltes Fenster erblickt zu haben. Woher stammt also dieser Kunstsinn? Er ist naturwüchsig, von selbst entstanden, instinctmäßig mit Einem Worte.

Jedem katholischen Gemüthe ist der Wunsch natürlich, Alles, was mit dem Gottesdienste zusammenhängt, so prächtig und schön, so angemessen und geschmackvoll eingerichtet zu sehen, wie möglich. Es ist aber gewiß kein geringer Beweis für die ungeschwächte Anhänglichkeit der Irländer an ihre Religion, daß sich dieses Bestreben im ganzen Lande in so kräftiger, so allgemeiner und so einmüthiger Weise kund thut. Das widerlegt die thörichte Meinung, als habe der Wohlstand die Religiosität des irischen Volkes geschwächt. Zukünftige Geschlechter werden vielmehr in den vielen schönen Gebäuden, welche sich so bald nach einer unglücksvollen Zeit im ganzen Lande erheben, Denkmäler der dankbaren Gesinnung eines gläubigen Volkes erblicken, welches Gott die Erstlingsfrüchte des wiederhergestellten Friedens und Wohlstandes darbringt.

Es gibt aber noch eine andere Tugend, die erhabener und vollkommener ist, als der Glaube, eine Tugend, die nie sterben kann, — das ist die Liebe, die thätige, nach außen sich kundgebende Liebe, die christliche Charitas. Diejenigen Ursachen, welche die Kundgebungen des Glaubens hindern oder zurückhalten,

wirken ebenso nachtheilig auf die Liebe ein; darum wird auch die Entfaltung beider zu äußerer Thätigkeit immer eine gleichzeitige sein. Wenn also der Glaube, drei Jahrhunderte hindurch zurückgedrängt, am Ende so frisch und glänzend wieder hervorgetreten ist, so dürfen wir wohl noch mehr erwarten, daß die verschlossen gehaltene Liebe eines Volkes von so warmem und zartem Herzen jetzt in reicher Fülle hervorbrechen und in der manchfaltigsten Weise sich kund thun wird. Und so ist es in der That.

Um diesen Satz zu beweisen, muß ich mich hauptsächlich auf die Hauptstadt beschränken, — aus nahe liegenden Gründen: einmal habe ich mich dort länger aufgehalten, als in irgend einer andern Stadt; ferner umschließt die Hauptstadt natürlich mehr Elend und mehr Reichthum, als eine kleinere Stadt. In Dublin gibt es aber kaum eine Form des Elends, für welche nicht katholische Liebe in unsern Tagen Vorsorge getroffen hätte. Ich gestehe, so lange ich nicht die Wohlthätigkeitsanstalten eine nach der andern besucht hatte, hatte ich noch keine rechte Vorstellung von dieser wundervollen Manchfaltigkeit von guten Werken. Ich will nicht versuchen, sie alle aufzuzählen.

Fragen Sie nach Hospitälern — eines unter der Leitung barmherziger Schwestern, an Stephens-Green gelegen, ist seit meinem vorletzten Besuche in Irland um das Doppelte vergrößert worden und kann jetzt als eine der großartigsten Anstalten der Stadt bezeichnet werden. Hinsichtlich der Verwaltung kann es schwerlich übertroffen werden, aber hinsichtlich der Ausdehnung ist es nichts in Vergleich zu dem jetzt im Bau begriffenen großen Hospital Mater Misericordiae. Dieses wird, wenn es vollendet ist, ein prächtiges Viereck bilden, welches eine ungeheuere Fläche bedeckt und fünfhundert Kranke aufnehmen kann. Es ist eine der vielen großartigen Unternehmungen der barmherzigen Schwestern.

Dublin hat außerdem Anstalten für Blinde, für Taubstumme und für Geisteskranke. Sie stehen alle unter der Lei-

tung religiöser Orden; desgleichen die Asyle für Büßerinnen, für Waisen und für Arme, die keine Arbeit finden können. Die von religiösen Orden geleiteten Schulen für Kinder beider Geschlechter sind fast zahllos; und wenn diese vielleicht einige Unterstützungen aus öffentlichen Fonds erhalten, so werden die Kosten doch zum großen Theil aus Privatmitteln bestritten. Nehmen Sie hierzu die prächtigen Kirchen, die sich in allen Vorstädten und im Herzen der Stadt erheben, — die Collegien, welche in der Nähe erbaut worden sind, wie All-Hallows, Clongowes, Castleknock und Stillorgan, die Stiftung eines freigebigen Künstlers,[1]) so wie diejenigen, welche im Bau begriffen sind, wie das Seminar und das große Centralhaus der christlichen Schulbrüder, — ferner die vielen Anstalten, welche erst im Entstehen sind und zur Zeit noch, wie junge Pflanzen in einem Mistbeete, in irgend einem gemietheten Hause aufblühen, — endlich die vielen schönen und großen Klosterschulen für Töchter aus höhern Ständen, welche in wenigen Jahren eröffnet worden sind. Bedenken Sie, daß große Summen dazu erforderlich gewesen sind, um alle diese Anstalten in's Leben zu rufen, und daß die meisten derselben sich noch fortwährend auf die Schultern der christlichen Wohlthätigkeit stützen müssen, und urtheilen Sie selbst, welche herculische Kraft diese haben muß, um sie aufrecht zu halten. In der That, wir müssen den Wohlthätigkeitssinn Dublin's als eine kolossale Tugend bezeichnen.

Ich glaube, der religiösen Genossenschaften von Frauen gibt es in Dublin und der Umgegend nicht weniger als achtzig. Eine Klasse von Anstalten, die von solchen geleitet wird, darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, da sie außer den guten Nonnen auch Andern Ehre macht und deutlich zeigt, wie in Irland der gesunde Menschenverstand und das Billigkeitsgefühl langsam aber unaufhaltsam über die engherzige und unedele Politik der Vergangenheit den Sieg davon trägt. Zwei Klassen von Personen, die der Beaufsichtigung bedürfen, sind

[1]) Donegan's.

mit dem schönsten Erfolge der Sorge religiöser Genossenschaften anvertraut worden. Die erste besteht aus den noch unverdorbenen Mädchen, welche in die Armenhäuser aufgenommen werden. Die Behörden sind auf den ganz richtigen Gedanken gekommen, diese armen Geschöpfe würden viel besser gepflegt und besser unterrichtet werden und darum auch leichter versorgt werden können, wenn sie der mütterlichen Leitung barmherziger Schwestern anvertraut wären. Der Erfolg ist ein glänzender gewesen; und es ist nur zu wünschen, daß dieses System in größerer Ausdehnung eingeführt würde. Bei der zweiten Klasse war der Versuch viel gewagter; sie umfaßt die erwachsenen Verbrecherinnen, darunter oft die habituées des Gefängnisses, von denen einige vielleicht schon zwanzig Mal verurtheilt worden sind. Im Gefängnisse waren sie kaum zu bändigen und nur hinter Schloß und Riegel festzuhalten; unter der Obhut von Ordensfrauen, die kaum ein Schloß am Thore und deren Gartenhecken viele Lücken haben, sind diese Elenden, welche die menschliche Gerechtigkeit nicht bezwingen kann, geduldig, lenksam und zufrieden. Das ist die sanfte Macht der christlichen Liebe.

Der letzte Vice-König von Irland, Lord Carlisle, verdient das Lob, für diese vortreffliche Anstalt nicht nur Interesse, sondern eine besondere Vorliebe bewiesen zu haben. Er kam wiederholt hin und sprach sein Erstaunen darüber aus, daß die Personen, die sich im Gefängnisse so unbändig benommen, dort so lenksam seien. Er hat auch öffentlich seine Anerkennung ausgedrückt, und seine Worte verdienen hier angeführt zu werden. Bei der zu Liverpool im October dieses Jahres gehaltenen Versammlung des Vereins zur Förderung socialer Verbesserungen sagte er Folgendes:

„Die Sorge für die römisch-katholischen Gefangenen dieser Klasse haben die barmherzigen Schwestern zu Golden-Bridge übernommen. Ich fühle mich ganz außer Stande, der Hingebung und Freudigkeit das gebührende Lob zu spenden, mit welcher die Vorsteherin dieser Anstalt, — eine hochgeborene

und gebildete Dame, die ich aber hier wohl nur mit ihrem angenommenen Namen „Schwester Maria Magdalena“ bezeichnen darf — und ihre Gehülfinnen dieses schwere Liebeswerk üben. Um zu zeigen, daß ich nicht leere Redensarten oder persönliche Meinungen ausspreche, führe ich folgende Thatsachen an: Von der Eröffnung der Besserungsanstalt zum heiligen Vincenz im April 1856 bis jetzt [October 1858] sind 152 Personen aufgenommen, 85 entlassen worden, 67 gegenwärtig noch im Hause. Vergessen Sie nicht, daß es sich hier um Frauenzimmer handelt, welche größtentheils im Verbrechen aufgewachsen und verhärtet sind und welche sonst gewöhnlich ohne irgend welche Aussicht auf gründliche Besserung entlassen wurden. Von den 85 haben 21 gegenwärtig Stellen als Dienstboten in Irland und diese betragen sich alle gut; 26 sind in den Colonieen, — von diesen haben sich 16 anständig verheirathet; 24 sind in ihre Heimath zurückgekehrt, — 8 davon sind von ihren Eltern wieder aufgenommen worden, 5 sind in ein Asyl eingetreten, 3 haben sich in Irland verheirathet und man hört nur Gutes von ihnen; 6 sind auf's neue in das Gefängniß gebracht worden. So sind also unter der ganzen Zahl von 85 nur 6, welche nachweislich rückfällig geworden sind.“

Mit derselben Liberalität ist den Nonnen der Zutritt zu den weiblichen Gefangenen in einem der Gefängnisse gestattet worden, so daß sie Gelegenheit haben, vieles zur Besserung derselben beizutragen. Diese allmälige Anerkennung religiöser Orden nicht nur als nützlicher Anstalten sondern als nationaler Werkzeuge bei den wichtigen Unternehmungen der Gegenwart ist ein großer Gewinn und ein sicheres Zeichen des Sieges, den die religiöse Nationalität Irlands ruhig und unwiderstehlich über die bornirte Engherzigkeit alter Vorurtheile erringt. Ohne Zweifel werden diejenigen, welche im Ernst mehr die Besserung, als die Bestrafung der Verbrecher, mehr die Erziehung, als die Irreleitung der Unerfahrenen im Auge haben, durch die Erfahrung willig gemacht werden, den

Wirkungskreis dieser besten Erzieher und Lehrer mehr und mehr zu erweitern, und sagen: „Wenn wir vernünftiger Weise die besten Mittel zur Erreichung unseres Zieles anwenden müssen, dann müssen wir auch die alten Partei-Vorurtheile fallen lassen, den religiösen Orden unser volles Vertrauen schenken und eine freie Thätigkeit auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit gestatten." Ich brauche kaum beizufügen, daß diese guten Schwestern, die wahren Mütter der Armen, nie Angehörigen anderer Confessionen ihre Dienste aufgedrängt haben.

Wenn ich so lange bei der Hauptstadt von Irland verweilt habe, so schlage ich darum nicht gering an, was andere Orte auf diesem Gebiete Großes geleistet haben. Aber wie der Besucher eines Landes in der Hauptstadt die prächtigsten Gebäude findet, die Banken, die Gerichtshöfe, die Universität, die Museen und leider auch die Theater, so halten in der Hauptstadt glücklicher Weise auch die Dinge Gottes, der Religion und der christlichen Liebe am besten mit den Dingen der Welt Schritt, kommen ihnen gleich an Zahl und Schönheit und übertreffen sie an Nützlichkeit. Es gibt indeß kaum eine Stadt in Irland, in welcher sich nicht das nämliche Verhältniß zeigte, in welcher nicht die religiöse Entwickelung in dieser Hinsicht mit der materiellen Schritt gehalten hätte. Ja, es gibt kaum einen Landdistrict, kaum ein größeres Dorf, welchem nicht durch die Freigebigkeit von Privatleuten oder durch die Bemühungen der Geistlichkeit die Wohlthat von Schulen unter der Leitung religiöser Orden zugewendet worden wäre. Die Folge davon ist, daß der sprüchwörtlichen Reinheit der Töchter Erins fast überall das Kloster offen steht, als stiller Zufluchtsort und als Schauplatz nützlicher Thätigkeit, und daß es kaum eine anständige Familie gibt, aus welcher nicht eine Schwester oder Tochter dieser Zierde Irlands, dem Ordensstande, angehörte. Jetzt dürfen wir frei und offen von diesem heroischen Leben der Hingebung und Selbstverleugnung derjenigen reden, die gleich bereit sind, neben dem armen Kranken in der irischen Hütte und neben dem

verwundeten Krieger auf dem Schlachtfelde zu knieen. Ich möchte sehr bezweifeln, ob es jetzt noch Jemand wagen würde, ein Wort gegen ihren makellosen Ruf zu äußern. Ja selbst während der noch nicht lange vergangenen Zeit der fanatischen Aufregung, als einige unwürdige Menschen wider sie redeten, verschwanden diese Verleumdungen von selbst, wie der Hauch von einem hellen Spiegel.

Ich komme nun zum Schlusse, habe aber vielleicht noch den unangenehmsten Theil meiner Aufgabe zu lösen. Einen letzten Beweis für die fortdauernde Anhänglichkeit des irischen Volkes an seine Religion trotz dem materiellen Fortschritte kann ich nicht wohl anführen, ohne in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt zu werden, von mir selbst zu reden. Für einen Künstler ist es vielleicht die schwerste Aufgabe, ein Bild zu malen, auf welchem seine eigene Gestalt vorkommt. Sie werden bemerken, daß die besten Meister in diesem Falle sich selbst inmitten des Kreises der Zuschauer oder der untergeordneten Personen, nie als Bestandtheile der Hauptgruppe darstellen; so finden Sie Perugino, Raffael, Domenichino oder Overbeck unter den Hirten oder Wächtern im Vordergrunde oder etwa in einer Ecke des Bildes. Erlauben Sie mir, denselben bescheidenen Platz einzunehmen und mehr als Zuschauer, denn als mithandelnde Person zu beschreiben, was ich gesehen habe.

Ich kann mich ja auch eigentlich nur als Zuschauer bei dem ansehen, was ich billiger Weise nicht unerwähnt lassen darf, bei der großen Kundgebung der Anhänglichkeit des irischen Volkes an den heiligen Stuhl. Dieses ist ein Hauptpunkt. Für alles andere könnten allenfalls selbstsüchtige oder nationale Motive angeführt werden: ein Bauer oder ein Kaufmann kann sich ohne höhere Motive für seine Pfarrkirche interessiren und wünschen, sie schön und reich zu sehen; Jedermann hat Grund, im Interesse seiner Kinder gute Unterrichtsanstalten zu unterstützen. Bei dergleichen Dingen kann sich mit persönlichem Interesse vielleicht auch patriotischer Stolz verbinden; aber diese Gefühle treten zurück, so wie der Kreis weiter wird,

und schwinden mehr und mehr, wie die Ringe auf der Oberfläche des Wassers, wenn ein Stein hineingeworfen wird. Von dergleichen Motiven kann nicht mehr die Rede sein, wenn die Liebe sich auf einen Mann bezieht, den man nie gesehen hat, mit dem man nie in Berührung kommt.

Als Katholik hegt der Bauer von Connemara tiefe Ehrfurcht und begeisterte Liebe für einen Mann in fernem Lande, dessen Namen er vielleicht nicht einmal weiß, den er aber kennt als den Papst, als das Oberhaupt seiner Kirche. Widerstrebt nicht die Nationalität im gewöhnlichen Sinne diesem Gefühle? Meint man das nicht wenigstens in England? So paradox es klingen mag, wir müssen sagen: der Beweis für die Entwickelung der katholischen Nationalität in Irland würde unvollkommen sein, wenn nicht dieses echt und wesentlich katholische Gefühl sich in gesteigerter Weise kund thäte. Und daß dieses der Fall ist, habe ich Gelegenheit genug gehabt, wahrzunehmen. Ich habe viele Anreden nicht nur von Geistlichen, sondern auch von Laien aller Stände gehört; und zu meiner Freude fand ich in allen einen Ausdruck der aufrichtigen und herzlichen Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl. Oft sah ich Volksschaaren, so dicht, daß man kaum hindurch dringen, so groß, daß man sie nicht übersehen konnte, und ein Mal über das andere Mal hörte ich dann den begeisterten Ruf: „Es lebe der Papst! Es lebe Papst Pius!" Mich umdrängten sie unverkennbar nur darum, weil sie mich als einen Vertreter des Papstes, als ein Bindeglied zwischen sich und ihm ansahen. Es war mir gar nicht schwer, mich in Gedanken aus dieser Volksmenge hinaus zu versetzen und als unbetheiligter Zuschauer sie zu betrachten, wie sie ihrem obersten Hirten huldigte, der mit seiner väterlichen Gewalt und heiligen Auctorität überall gegenwärtig ist. Nur ein Wahnsinniger hätte bei solchen Scenen dem Gedanken Raum geben können, die katholische Gesinnung nehme in Irland ab, sei nur noch glimmende Asche und nicht vielmehr ein loderndes Feuer.

Die Wiederholung dieser erhebenden Scenen bot mir noch einen andern Beweis für die ungeschwächte religiöse Gesinnung der Irländer, welcher sich meinem Geiste tief eingeprägt hat: die religiöse Begeisterung, von der ich Zeuge war, stand nicht im Gegensatze zu den Beweisen des materiellen Fortschritts; im Gegentheil. Welche Stadt ist eine unternehmendere Handelsstadt, als Dundalk? Die kräftigen Gestalten, die blühenden Gesichter, die männliche Haltung der Tausende, die ich dort versammelt sah, verriethen eine wohlhabende, behäbige Bevölkerung. Wo blüht die Industrie und der Handel mehr als dort, und welche Stadt hat sich ihre günstige Lage besser zu Nutzen gemacht? Und doch habe ich nirgendwo erfreulichere, unverkennbarere und überzeugendere Beweise der herrschenden katholischen Gesinnung wahrgenommen, als zu Dundalk. Dasselbe gilt von Waterford; der Handel und der Wohlstand der Stadt nimmt rasch zu, aber in demselben Maße mehren sich die religiösen und wohlthätigen Anstalten, und die katholische Gesinnung hat sich vor meinen Augen nirgendwo glorreicher kund gethan. Auch Galway wird, wenn es der Haupthafen Großbritanniens für das Atlantische Meer wird, darum gewiß nicht das im Sturm bewährte Schifflein Petri vergessen. Ich hege in der That die feste Ueberzeugung, daß die Zunahme der Religiosität in Irland, da sie nicht verfehlen kann, die Zufriedenheit und Sittlichkeit des Volkes wesentlich zu fördern, sich auch als eines der wichtigsten Mittel zur Begründung des materiellen Wohlstandes des Landes erweisen wird.

Das sind die Eindrücke, die ich von meiner Reise auf jener Insel mitgebracht, für die der Mensch so wenig, Gott aber auf dem Gebiete der Natur und der Gnade so Großes gethan hat. Ich frage nun Jeden, welcher Religion er auch angehören mag: muß es nicht unter dem politischen, unter dem socialen und unter dem sittlichen Gesichtspunkte als weise bezeichnet werden, die Bewegung zu fördern, welche in doppelter Hinsicht so wohlthätige Folgen für das irische Volk

hat, durch welche Ackerbau und Handel aufblühen, und durch welche Frieden, Ruhe und Gesetzlichkeit begründet werden? Oder ist es, wie Einige wollen, weise gehandelt, wenn man dieser Bewegung durch quälende, erbitternde und, Gott sei Dank, erfolglose Proselytenmacherei entgegen zu wirken sich bemüht?

Denn was ist der Erfolg dieser erbärmlichen Bestrebungen? Sie erinnern mich an eine Erscheinung, die ein großer Kirchenlehrer einmal hatte. Da aber diese zu heilig und zu erhaben ist, um auf einen so verächtlichen Gegenstand angewendet zu werden, so will ich Sie lieber an eine bildliche Darstellung derselben von der Hand Garofalo's erinnern. Das Gemälde stellt ein Kind dar, welches in dem Sande am Ufer des Meeres eine kleine Grube gemacht hat und nun versucht, mit einer Muschel den Ocean darein zu füllen. Das wird natürlich nicht gelingen; aber was wird das Kind erreichen? Es wird nach langen Bemühungen endlich ein wenig schmutziges Wasser in seiner Grube sehen; dieses wird einige Augenblicke darin bleiben; aber während das Kind es betrachtet und vielleicht einzudämmen bemüht ist, wird es erst auf der einen, dann auf der andern Seite durch den Sand entweichen und Tropfen auf Tropfen wieder in den großen Ocean kommen, um dort mit der Wassermasse von neuem vereinigt und wieder hell und klar zu werden.

Ich muß nun schließen. Da ich aber heute zum ersten Male seit meiner Rückkehr aus Irland zu einer großen Versammlung rede, so benutze ich diese erste Gelegenheit, um öffentlich und feierlich dem guten und treuherzigen Volke meinen herzlichsten und innigsten Dank auszusprechen, welches mir, da ich als Fremder zu ihm kam, eine Aufnahme bereitet hat, wie sie nur der finden kann, den man als warmen Freund ansieht. Und mich als Irland's warmen Freund bezeichnen zu dürfen, ist mein Stolz!

In gleicher Weise muß ich den Gefühlen der Hochachtung und Liebe Ausdruck verleihen, welche die eifrigen, frommen

und musterhaften Kirchenfürsten der irischen Hierarchie mir eingeflößt haben. Ich habe sie gesehen in ihrer Heimath, im Kreise der Ihrigen. Ich bin Zeuge gewesen ihrer zurückgezogenen und einfachen Lebensweise, ihres begeisterten Eifers in der Erfüllung ihrer erhabenen Pflichten, ihrer ernsten und fesselnden Beredtsamkeit, ihrer edeln Gastfreiheit und ihrer maßlosen Wohlthätigkeit. Ich habe sie gesehen in ihrem öffentlichen Wirken, umgeben von ihrer Geistlichkeit; und ich kann mir kaum vollkommenere Beispiele eines wahrhaft väterlichen, fast brüderlichen Verhältnisses zwischen Bischof und Priestern denken: kindliche Liebe und Ehrfurcht auf der einen, väterliche Freundlichkeit auf der andern Seite. Es würde in der That eine schwierige Aufgabe sein, ein Wort des Tadels gegen einen einzigen dieser ehrwürdigen Kirchenfürsten zu begründen.

In gleicher Weise erkläre ich mit Freuden, daß ich die irische Geistlichkeit achten und lieben gelernt habe. Ich habe viele Priester kennen gelernt, welche eifrig, fleißig und unermüdlich sind, keine Pflicht ihres Standes vernachlässigen, ihre Gemeinden erbauen und ihren Ermahnungen Gewicht geben, indem sie die Tugenden selbst üben, welche sie mit beredtem Munde predigen.

Nachdem ich so denjenigen meinen Dank ausgesprochen habe, von denen ich jetzt fern bin, danke ich auch Ihnen für die Aufmerksamkeit und die Nachsicht, mit der Sie mir so lange zugehört haben.

II.

Der Glaube, das Erbtheil Irlands. [1]

„Unser Mund hat sich zu euch aufgethan, o Korinthier, unser Herz ist erweitert.“ 2 Kor. 6, 11.

Das sind die Worte, meine Brüder, welche wie von selbst auf meine Lippen kamen, als ich darüber nachdachte, wie ich sie zum ersten Male vor euch öffnen sollte, nachdem ich viele Jahre nicht mehr auf dieser Insel öffentlich geredet habe. Ich hätte es nicht über mich gewinnen können, in Worten zu euch zu reden, welche nur im entferntesten an Controversen erinnerten; denn ich wußte, daß ich zu einer Versammlung von Gläubigen würde zu reden haben, bei denen der wahre, echte und orthodoxe Glaube so tief gewurzelt ist, daß er keiner bestärkenden Worte von meinen Lippen bedarf. Ich erkannte, daß es anmaßend sein würde, wenn ich Worte der Belehrung an euch richten wollte in Gegenwart einer Versammlung von ehrwürdigen Bischöfen, von denen jeder würdiger ist zu lehren, als ich, und welche doch mit zu denen gehören, zu welchen ich reden soll. Nein, meine Brüder, ich fühlte es wohl, daß ich nur in Worten der Beglückwünschung, in Worten der Freude, in Worten des Jubels zu euch reden und mich den tiefen, herzlichen und heiligen Gefühlen anschließen könne, die euch an einem Tage, wie der heutige ist, durchdringen, — ja, daß ich nur darum, weil mein Herz sich erweitern würde in euerer Mitte, überhaupt es wagen dürfe, zu euch zu reden. Alles, was ich um mich herum gesehen habe, alles, was ich in diesem Augenblicke

[1]) Festrede bei der Einweihung der Kirche zu Ballinasloe am 25. August 1858.

sehe, dient nur dazu, die Gefühle inniger und tiefer zu machen, die uns Allen gemeinsam sind und die in ihrer Fülle überströmen müssen; und wenn so das Herz erweitert ist, so muß der Mund sich öffnen, er muß gleichsam die Schleuse werden, durch welche diese meine Gefühle ausströmen können, um sich mit den euerigen zu vereinigen. Und dann wird diese unsere gemeinsame Freude, gleich den Wassern, welche der Prophet Ezechiel erst im Tempel gesammelt und dann überströmend durch dessen Thore hinaus fließen sah, aus diesen geheiligten Räumen als eine anschwellende Fluth hervordringen und sich mit dem Jubel der Schaaren, die draußen sind, vermischen.

Ihr werdet mich darum entschuldigen, meine Brüder, wenn ich in meiner Anrede euch das sage, was euch tausend Mal gesagt worden ist, wenn ich euch wiederhole, was euer eigenes Herz euch wahrscheinlich schon gesagt hat. Denn indem ich hier im Mittelpunkte dieses prächtigen Tempels stehe, ist es nicht die Schönheit seiner Bauart, die Festigkeit seiner Anlage oder die Großartigkeit seiner Maße, was meine Aufmerksamkeit fesselt und mein Herz ergreift; ich kann den Bau nur in Einem Lichte ansehen, nicht bloß als einen prächtigen Tempel, nicht bloß als ein Denkmal der Geschicklichkeit oder des Geschmackes, oder der Freigebigkeit, womit er errichtet worden ist: er ist für mich nur ein neues Denkmal eueres Glaubens, jenes unsterblichen Glaubens, der das Erbtheil eueres Landes ist. Nur darüber kann ich heute zu euch reden. Alles was ich bei einer Veranlassung, wie die heutige ist, euch sagen kann, wird sich auf das beziehen, was den größten Ruhm dieses Landes, seinen Vorzug, seine besondere Gabe von Gott ausmacht: auf den unwandelbaren und unerschütterlichen Glauben, der Jahrhunderte überdauert hat, der jetzt kräftiger ist, als in irgend einer frühern Zeit, und der sicher immer fortleben und sich noch herrlicher kundgeben wird, als in unsern Tagen.

Wenn jedes Land und jedes Volk besondere Segnungen von Gott erhalten hat, so brauche ich euch nicht zu sagen, daß

die Gabe, welche euer Land in den Augen eines Jeden, der zu euch kommt, auszeichnet, welche euer besonderes Merkmal in der Geschichte ist und welche der Erzählung dessen, was sich auf dieser euerer Insel der Heiligen begeben hat, seinen eigenthümlichen Charakter verleiht, die wunderbare Gabe eines lebendigen Glaubens ist, welcher Proben bestanden hat, wie Gott sie nie mit einem andern Volke angestellt hat. Die göttliche Vorsehung fügt es in der Regel so, daß eine junge Kirche Verfolgungen zu erleiden hat. Die junge Pflanze, sagt man, muß von dem Gärtner bewässert werden, um tiefe Wurzeln schlagen und dann hoch empor wachsen zu können; und wir wissen, wie Gott in fast allen Ländern die junge Kirche bewässert hat. Wir wissen, es ist eine allgemeine Regel: der Same des Glaubens muß in Trauer ausgestreut werden, auf daß man seine Garben in Freuden tragen könne.[1]) Oft sank der Apostel selbst in seine Furche nieder und machte sie fruchtbar; der Thau der Thränen aber, gewöhnlich mit Blut gemischt, ist es in der Regel gewesen, wodurch Gott Seine Kirche aufkeimen und gedeihen ließ, wo Er sie durch Menschen pflanzte. In Irland hat die Vorsehung, kann man wohl sagen, einen ganz andern Weg eingeschlagen. Es war, als ob der Boden rein und wie gemacht für die Saat des Lebens gewesen wäre; er öffnete sich und nahm sie freudig auf; das Leben eines einzigen großen und heiligen Apostels genügte, das ganze Land katholisch zu machen. Die allmächtige Weisheit wollte hier die Macht Gottes und Seiner Vorsehung für Seine Kirche beweisen; sie wollte zeigen, daß der Glaube Jahrhunderte lange Prüfungen bestehen könne, — nicht die scharfe Heimsuchung des Schwertes, welche den Muth der Menschen erhöht und bewirkt, daß selbst ihre natürlichen Gefühle den Antrieben und Geboten des Glaubens und der Gnade zu Hülfe kommen; sondern jene langsame und andauernde Macht, welche die Geduld der Menschen erschöpft und selbst die Einwirkungen der Gnade endlich zu lähmen scheint. Die göttliche Weisheit wollte

[1]) Psalm 125, 6.

so den Beweis vervollständigen, daß es keine Probe gebe, welche zu bestehen, der Glaube nicht kräftig genug sei.

Es ist dieses die Probe gewesen, welche, mit rein menschlichen Augen angesehen, uns den stärksten Beweis dafür liefert, daß dieser Glaube göttlich, daß seine Kraft himmlisch und daß er eine Gabe Gottes ist. Wäre er nur menschlichen Ursprungs, er müßte längst vernichtet sein. Alles, was er überstanden und überwunden hat, liefert uns den Beweis, daß der Finger Gottes bei seiner langen Erhaltung mitgewirkt und daß Gottes Auge wunderbar gewacht hat über das, was Sein eigen ist.

Meine Brüder, nehmen wir das erste und einfachste Mittel, wodurch man die Kraft von etwas erprobt. In der sittlichen wie in der physischen Welt wirken Körper auf einander ein im Verhältniß zu ihren Massen, und wir können danach vorher erkennen, welcher von zwei Körpern bestimmend auf den andern einwirken wird. Die Erde bestimmt nach ihrem Willen den Kreislauf ihres Trabanten, aber während sie diesen nöthigt, sich um sie zu drehen, gibt sie ihrerseits mit den andern Planeten der Anziehungskraft des großen Sternes nach, welcher das Planeten-System beherrscht. Ebenso verhält es sich mit den moralischen Einflüssen. In Folge der eigenthümlichen gesellschaftlichen Zustände ist die Bevölkerung Irlands in zwei gesonderte Klassen getheilt. Ich will die politische oder sociale Bedeutung, die Ursachen und die Folgen dieses Zustandes gar nicht berühren. Ich nehme die Thatsache, wie sie vorliegt, und ich bitte euch, diese beiden Klassen euch vorzustellen, wie sie gleich Körpern in der Natur, in diesem Lande gleichwie in jedem andern, nothwendig auf einander einwirken müssen. Legt in die eine Wagschale Reichthum, Adel und weltliche Stellung, den Einfluß einer feinen Bildung und Erziehung, Literatur und Wissenschaft und alles, was einem herrschenden Stande von weltlichen Dingen gehört; werft in die andere Schale Armuth und Elend, die Jahrhunderte dauernde Entziehung aller Bildungsmittel, die gänzliche Abhängigkeit von der andern Klasse hinsichtlich aller Lebensbedürfnisse, selbst hinsichtlich des täglichen Brodes. Nun

sehet, wie diese beiden Körper seit Jahrhunderten auf einander einwirken. Handelte es sich um rein menschliche Ansichten, um menschliche Grundsätze, um Wissenschaft oder um die manchfaltigen Kenntnisse, welche die eine Klasse auszeichnen, hätte dann nicht im Verlauf von Hunderten von Jahren die Klasse, welche so viel größer, stärker und weiser ist in den Augen der Welt, die andere Klasse, die ihr ganz unterworfen war und zu ihren Füßen lag, erdrücken oder zu einer gleichartigen Masse mit sich verbinden, die Schranken der Ansichten, welche beide Klassen trennten, durchbrechend, die andere mit sich zu einer Einheit verschmelzen müssen?

Ich lege euch aber diese Frage nicht bloß theoretisch vor, ich kann euch auch zeigen, wie sie in der Wirklichkeit gelöst worden ist. Geht hinüber auf die benachbarte Insel, wo Gott mir meinen Platz angewiesen hat, und sehet, welche Folgen eine ähnliche Lage der Dinge dort gehabt hat. Zu der Zeit, als zuerst religiöse Zwistigkeiten in jenem Lande auftauchten, war die große Masse des Volkes der Religion ihrer Väter von Herzen zugethan. Sie machten Pilgerfahrten der Gnade, wie man es nannte, sie erhoben sich wiederholt, um die Aenderung der Religion zu verhindern, die man bei ihnen durchzuführen suchte. Aber sie wurden überwältigt; ihre Anstrengungen wurden vereitelt, und was war die Folge? Die eine Klasse, welche ausschließlich im Besitze aller irdischen Vortheile war, hatte kaum einige Jahre ihren Einfluß geltend gemacht, und die Widerstandskraft derjenigen, welche sonst ihren Glauben nicht geändert haben würden, war erschöpft, so daß zuletzt in Gegenden, welche vordem von Herzen und eifrig katholisch gewesen waren, kaum noch dieser Name gehört wurde, und in den Anschauungen und Traditionen des Volkes kaum noch eine Spur von dem frühern Bestehen der katholischen Kirche in seiner Mitte übrig blieb. — Woher dieser Unterschied? Wie kommt es, daß es dort leicht gewesen ist, den ganzen Bau des Glaubens und zwar ohne gewaltsame Zerstörung seiner äußern und sichtbaren Schutzwehren zu vernichten, so daß nichts davon

übrig blieb, nicht einmal die Spur eines Namens, der an den alten Glauben und an die frühern religiösen Anschauungen des Volkes erinnerte? Ich kann den Unterschied in nichts Anderm begründet finden, als darin, daß hier in Irland eine himmlische Kraft thätig war, weil hier die ganze Prüfung zu einem großen und besondern Zwecke von Gott zugelassen wurde. Ich kann den Unterschied nur daraus erklären, daß es Gott nach einem jener Rathschlüsse, die wir nicht ergründen können, gefallen hat, die Religion in England vielleicht schöner und herrlicher sich über das Land ausbreiten und sich durch prächtigere Bauten und großartigere Stiftungen, Universitäten, Collegien und Hospitäler kund thun zu lassen, während Er sie hier in Irland tiefe Wurzeln schlagen und das Land so durchdringen ließ, daß es unmöglich war, sie jemals auszurotten.

Ihr wißt, und ich brauche es euch nicht zu sagen, mit welcher furchtbaren Grausamkeit die Besitzungen der irischen Katholiken eingezogen oder verwüstet und ganze Gegenden entvölkert wurden, um womöglich die katholische Bevölkerung und mit ihr den katholischen Glauben aus dem Lande zu schaffen. Trotz alledem besteht dieser Glaube noch jetzt. Denn, meine Brüder, man konnte nicht den Namen des heiligen Einsiedlers von dem Felsen oder Berge wegreißen, dem er denselben unvertilglich eingeprägt hatte; man konnte nicht die Verehrung gegen die heiligen Orte ausrotten, zu welchen die Pilger in Freuden oder Schmerzen kamen, und nicht das Andenken derjenigen im Herzen des Volkes vertilgen, welche seine Thäler geheiligt hatten; man konnte nicht bewirken, daß euere heiligen Quellen aufhörten, ihr kostbares Wasser zu spenden, und die Kraft verloren, welche sie dem frommen Sinne des Volkes theuer gemacht hatten. Noch mehr, man konnte nicht die Herzen des Volkes abwendig machen von den geplünderten Denkmälern der Frömmigkeit seiner Väter, von den verwüsteten ehrwürdigen Kirchen, in deren Schatten die Gebeine seiner katholischen Vorfahren ruhen, und von den heiligen Klöstern, welche, wenn sie auch nicht mehr eine Zufluchtstätte der Wissenschaft sind,

doch in ihrer Geschichte alles aufbewahren, was werthvoll ist für die Bekenner der alten Religion. Nein, solche Denkmäler und solche Traditionen konnte man nicht aus dem Lande vertilgen! Man konnte nicht einmal, als man die Sprache des Volkes änderte, die süßen Namen von seinen Lippen verdrängen, welche nicht nur ehrwürdige Klöster, sondern auch zahllose Felder und Thäler zum Andenken daran tragen, daß dort vordem eine Kirche oder ein anderes heiliges Gebäude gestanden oder ein frommer Diener Gottes gelebt hat. Das ganze Land war geheiligt, und der alte Glaube redete nicht nur, wie der Prophet [1]) sagt, „von den Steinen in den Mauern" aus, sondern selbst von den Felsen und Thälern des Landes; und keine Macht des Menschen, kein Einfluß irgend einer Klasse konnte ihn von den Grundfesten losreißen, die er im Boden sowohl, wie in den Herzen der Bewohner dieses Landes hatte. Ich weiß, was diejenigen sagen werden, die alle derartigen Gedanken belächeln und glauben, ich spräche mit parteiischer Wärme und Begeisterung von dem, was sie als ein Uebel ansehen. „Ja," werden sie sagen, „die katholische Religion hat in Irland tiefe Wurzeln geschlagen, gleich einem Unkraut, welches auch bei sorgfältiger Bebauung des Bodens nur schwer ausgerottet werden kann." Ich nehme dieses Gleichniß an, meine Brüder, und danke Gott, daß dem also ist. Es gibt keine Pflanze, und wäre sie auch noch so kostbar und werthvoll für den Menschen, die nicht irgendwo heimisch ist. Es gibt keine Getreideart, die ihr auf euern Feldern baut, keinen Baum, der in euern Obstgärten grünt, keine Blume, die auf euern Beeten blüht und duftet, welche nicht irgendwo dem Boden angehört und ebensowenig ausgerottet werden kann, wie Brombeersträuche und Disteln, wo sie wild wachsen. Eine solche einheimische Pflanze ist in diesem Lande der Glaube! Er ist das rechte Erzeugniß des Bodens und wohl ein herrliches Erzeugniß, schön wie die lieblichste Blume des Gartens, an-

[1]) Hab. 2, 11.

muthig wie die Rose von Jericho, zierlich wie die Lilie des Thales, stattlich wie die Ceder des Libanon, fruchtbar wie das Korn, welches in den tartarischen Steppen reif und ohne Sichel eingeerntet wird, reich, wie die schwellenden Trauben der Weinstöcke von Engaddi, wo sie wild wachsen und nicht, wie in den Gärten von Judäa, gepflanzt und beschnitten werden müssen. Eben so einheimisch, wie diese Gewächse in ihrem Lande, eben so schön und fruchtbar ist der katholische Glaube in Irland. Darum darf ich nicht nur jenes Gleichniß gelten lassen, sondern Gott danken, daß es zutrifft; denn, ich sage es nochmals, hier kann der Glaube nicht ausgerottet werden.

Nein, er wird nicht ausgerottet werden! Der Gott, welcher so viele hundert Jahre über Seinen Glauben in diesem Lande gewacht hat, wird nie zugeben, daß das, was Er in Jahrhunderten aufgebaut, durch die Politik, die Gelehrsamkeit, die Klugheit von Menschen zerstört werde. Was Er selbst gepflanzt hat, das wird wachsen und immer stärker und kräftiger werden, und seine Zweige ausbreiten bis zu den Enden der Erde. Die Auswanderer werden diesen heiligen Glauben mitnehmen über die Meere zu den fernsten Inseln; der Missionar wird freudig ausziehen und die frohe Botschaft von Gott und von der Erlösung zu den Wilden entlegener Gestade bringen; und der hier gepflanzte Glaube, nachdem er so tiefe Wurzeln geschlagen und die Stürme überdauert hat, welche so lange in seinem Geburtslande über ihn dahin gebraust sind, wird Inseln und Festlande mit den Segnungen erfüllen, die er hier über die, welche mich umgeben, ausgegossen hat.

Lieber noch, meine Brüder, möchte ich den Glauben mit einer andern Gabe Gottes vergleichen, an die mich dieser Gedanke erinnert. Es gibt Länder, in denen der Allmächtige das Gold so ausgestreut hat, daß man es überall findet. Man hackt es los in großen Stücken von den Abhängen der Berge oder gräbt es aus dem Schooße der Erde oder sammelt es aus dem Sande der Ströme oder der Wüste; aber überall

findet man es mit dem Boden vermischt. Gerade so ist es mit dem Glauben in Irland: in allen Theilen des Landes tritt er uns schön und anziehend entgegen. Er ist mit dem Boden vermischt und findet sich im Sande euerer heiligen Ströme und Quellen; er hat jede Einöde durchdrungen, in welcher einst der Einsiedler gelebt, und das einsame Thal, in welchem der Heilige gestorben ist. Ueberall findet sich dieses reine Gold des Glaubens. O, bewahret es wohl! Bedenket, daß das kleinste Stückchen desselben mehr werth ist, als alle Reichthümer, welche die Erde geben kann! Es ist ein Schatz, der auf Erden nicht verbraucht werden kann und seinen Werth unversehrt behält für den Himmel.

Das Feld aber, meine Brüder, in welches hier auf Erden Gott diese kostbare Saat des Glaubens niedergelegt hat, ist die Seele des Menschen. Dort hat Er sie in der Tiefe verborgen, dort ist sie in Irland sorgfältig bewacht und genährt worden, bis endlich ihre Früchte zu Tage getreten sind, wie heute in allem, was uns umgibt. Die Religion bietet sich uns in einer doppelten Gestaltung dar. Die eine ist die rein innerliche, der Glaube, die Hoffnung, die Liebe im Herzen des Christen, die heiligen Gedanken, der stille liebende Verkehr mit Gott, die Gnadenwirkungen der Sacramente, welche die Seele erfüllen und nähren; das alles bildet das eigentliche Wesen der Religion. Sie hat aber auch ihre äußere Gestaltung; und wenn die beiden Gestaltungen eine Reihe von Jahren hindurch mit einander verbunden sind, so werden diese äußern und sichtbaren Dinge nicht nur dem Glauben dienstbar, so daß sie ihn unterstützen, beleben und nähren, sondern sie verschmelzen sich so sehr mit demselben, daß es unmöglich wird, sie hinwegzunehmen, ohne ihm zu schaden. Es ist wie mit einem Baume, an dem sich eine zartere Pflanze hinaufgerankt hat, so daß ihre Zweige sich mit denen des stützenden Stammes bewegen, daß sie diesen bekleidet und schmückt mit ihren Blättern, Blüthen und Früchten, und daß die Wurzelfasern beider sich innig mit einander verflechten. Versucht man nun,

die eine Pflanze, welche der andern nur zur Stütze dient, abzuhauen, so ist zu befürchten, daß man zugleich die andere nicht nur beschädigt, sondern ganz zerstört. Ebenso verhält es sich mit der Religion. Sie besteht rein und unversehrt in dem, was innerlich ist, in den Tugenden, die sie erzeugt, und in all dem Schmuck, mit dem sie das Leben ziert; aber es hat der Vorsehung Gottes gefallen, Seine Kirche so auf Aeußerlichkeiten, die sie stützen und oft zieren, anzuweisen, daß diese nicht leicht ohne Schaden für jene angegriffen werden können. Selbst das Wort Kirche hat ja eine doppelte Bedeutung erhalten, so daß es auch das Gebäude bezeichnet, in welcher die heiligen Handlungen vorgenommen werden, welche mit dem Glauben derjenigen, die sich dort zur Gottesverehrung versammeln, zusammenhangen; und die Zerstörung der äußern Kirche scheint fast mit Nothwendigkeit wenigstens eine Minderung oder Schwächung der innern Kraft der Kirche, die nicht stirbt, zur Folge zu haben. Es gibt wenigstens manche auch unter den Gläubigen, deren Glaube in den äußern Handlungen, die Gott angeordnet hat, eine starke Stütze findet. Man kann sich nicht wohl denken, daß eine Kirche ihre Glaubensinnigkeit ungeschwächt bewahren solle, wenn die Priester die Gläubigen nicht ohne Gefahr besuchen können, wenn Monate, ja fast Jahre verfließen, ehe die Gläubigen die Tröstungen der Religion oder die Speise empfangen können, die Gott Seiner Kirche durch die Vermittelung ihrer Priester gibt. Wenn die Aufsicht der Hirten, welche ihre Heerden beständig um sich sehen sollen, aufhört, wenn der Hirt geschlagen ist, so zerstreut sich die Heerde. Es ist sicher, daß die Macht der Religion wesentlich geschwächt wird, wo es nicht mehr möglich ist, für die geistlichen Bedürfnisse des Volkes zu sorgen, wo insbesondere die Mittel fehlen zur religiösen Leitung und zur Erziehung der Armen und zur Pflege der Kranken. Und sind diese Mittel in den Händen Anderer, die sie zu dem entgegengesetzten Zwecke gebrauchen, zu dem Zwecke die Gläubigen von der Wahrheit abwendig zu machen, so ist vollends

sehr zu befürchten, daß viele Mitglieder der Kirche verloren gehen.

Aber auch in dieser Hinsicht hat die Vorsehung in euerm Lande ganz anders gewaltet, als in allen andern Theilen der Kirche, wenigstens in Europa. Trotz allen Anstrengungen, die Kirche Gottes in Irland zu vernichten, hat Er in Seiner Huld die Aufeinanderfolge der Hirten ununterbrochen erhalten, so daß sich eine ununterbrochene Kette von euerm großen Apostel bis in die Gegenwart herabzieht, ein festes und starkes Band, an welchem alle andern Gnaden und Segnungen hangen, welche die Religion geben kann. Es ist dieses in der That der glänzendste Beweis Seiner Liebe; es zeigt, daß Er nicht ewig zürnen wollte, daß Er nur mit der Ruthe des Vaters, nicht mit dem Schwerte des Richters schlug, daß Er, wenn Er Seine erbarmende Hand zurückhielt, doch nicht Seine strafende Hand ausstreckte. — Und was wurde aus der Religion? Wo blieben ihre schönen Kirchen und prächtigen Klöster? Sie wurden vom Erdboden vertilgt oder in Schutthaufen verwandelt oder zu Mittelpunkten des Hasses der Kirche, zu Plätzen umgestaltet, von denen die Bestrebungen, den Glauben zu untergraben, ihren Ausgang nehmen. Ja, meine Brüder, wäre noch, — ich will nicht sagen, ein prächtiger Dom, wäre nur eine Kirche wie die, in der wir jetzt versammelt sind, von der alten Zeit her dem katholischen Gottesdienste geweiht geblieben, ich glaube, trotz der Festigkeit ihres Baues würden ihre Steine von den Lippen frommer Pilger hinweggeküßt worden sein. Ein feierlicher Gottesdienst und ein Auftreten der Hirten der Kirche in ihren heiligen Gewändern, wie ihr es heute gesehen habt, ist ein Anblick, den euere Väter in den letzten drei Jahrhunderten nicht für möglich gehalten haben würden, und die Einweihung vieler Kirchen, wie diese, in allen Theilen des Landes ist ein Zeichen des Glaubens, welches sie vielleicht erst nach einigen Jahrhunderten zu hoffen wagten. Wie traurig sah es damals aus! Die Kirche, wie sie lange Zeit in euerm Lande gestellt war, kann vielleicht

nicht besser verglichen werden, als mit einem jener alten Gotteshäuser: alle Pfeiler waren zerbrochen, das Dach niedergerissen, der Altar zerstört, die Nischen geplündert, die Mauern beschädigt, fast in Trümmer zerfallen; aber das alles war nicht im Stande gewesen, die heilige Weihe abzuwischen, die sie empfangen, und die Anhänglichkeit des Volkes zu vernichten, — die verödete Kirche blieb ein geweihter Boden für das Volk. Denkt euch nun eine Gemeinde an einem solchen Orte versammelt zur Verehrung Gottes nach der Religion ihrer Väter, und dann denkt euch, Gott thue für sie, was Er für den heiligen Petrus von Alcantara that, als derselbe sich in ein verfallenes Haus geflüchtet hatte, — Gott hielt mit Seiner Hand den Schneesturm auf, der den Heiligen bedrohte und formte ihn über seinem Haupte zu einem Dache, so durchsichtig und schön, wie kein Künstler es malen kann, so daß das, was an sich das Sinnbild der Kälte und Armuth war, ein warmes und schützendes Obdach wurde, durch welches das Licht in hellen, aber gedämpften Strahlen hindurchdrang: — in ähnlicher Weise hat in der That die Vorsehung über euern Vätern gewaltet. Gerade die erbarmungslose Kälte des Sturmes, der lange über ihre bedrängte Kirche dahin brauste, hat Gott zu einem Schutzmittel gemacht gegen die bösen Mächte, die ihn sandten; gerade den Schnee, den Er herbeiführte, hat Er, „der den Schnee wie Wolle macht,“ [1]) zur wärmenden Hülle ihrer Frömmigkeit werden lassen; und während der ganzen Dauer dieses scheinbar verheerenden und schrecklichen Sturmes drangen die milden Strahlen des Glaubens hindurch und trösteten die Herzen Aller. Und als das Ungewitter vorübergezogen, war die Sonne in ihrer ganzen Pracht aufgegangen und sie schien herrlich und naht sich jetzt ihrem Höhepunkte. Sicherlich hat die Vorsehung Gottes in wundervoller Weise gerade die Beraubung und die Armuth der Kirche hier im Lande dazu dienen lassen, sie vor den Gefahren der Welt zu behüten.

[1]) Ps. 147, 16.

Darin, meine Brüder, liegt das Wunderbare der Blüthe der Kirche in diesem Lande, daß trotz der Zerstörung dessen, was als die natürliche und sichtbare Stütze des Glaubens erscheint, trotz der Vernichtung dessen, was durch langes Bestehen ein Theil der Religion geworden zu sein schien, der Glaube sich unerschüttert und unverändert erhalten hat. Und warum hat er sich erhalten? Weil er nicht nur in dem Lande selbst Wurzeln geschlagen hatte, so tief wie die Grundfesten seiner heiligen Orte, sondern noch viel tiefer in dem Herzen, im Gewissen, in der Seele des Volkes, so tief, daß keine irdische Macht sie vernichten konnte.

Jetzt, meine Brüder, habe ich lange genug bei den Prüfungen verweilt, welche unser Glaube in der Vergangenheit in diesem Lande zu bestehen gehabt hat. Ich habe von dem gesprochen, was nicht so sehr euch angeht, als die Geschlechter, die jetzt zu ihren Vätern versammelt sind; denn ihr lebt in einer hoffnungsvollen, glückverheißenden Zeit. Doch habt ihr, die ihr mir zuhört, fast Alle vielleicht die größte und furchtbarste unter allen Prüfungen mit erlebt, welche die Kirche in diesem Lande zu bestehen gehabt hat. Ich habe bis jetzt zwei Prüfungen beschrieben. Die eine bestand in der Vernichtung des irdischen Wohlstandes und in der tiefen Erniedrigung der großen Masse der Bekenner des katholischen Glaubens, die andere in der gewaltigen Verfolgung, welche die Kirche selbst dadurch zu zerstören drohte, daß sie ihre Kinder der geistlichen Hülfe ganz zu berauben suchte. Die erste erinnert mich an jene Boten, die zu Job kamen und ihm sagten, die Sabäer seien von der einen Seite gekommen und die Chaldäer von der andern, und hätten seine Felder verwüstet, seine Heerden weggeführt, die Hirten getödtet und ihn zu einem armen Manne gemacht. Die zweite erinnert mich an das noch größere und herzzerreißendere Unglück, welches ihn traf, als seine Kinder versammelt waren in dem Hause des ältesten Bruders. Was ist dieses für uns, die Söhne und Töchter der Kirche, anders, als das Haus unseres ältesten Bruders

Christus Jesus, in welchem gleich den Kindern Job's euere Väter versammelt waren, um an seinem Tische zu essen, als in einem Augenblicke die vier Winde des Himmels kamen, — einander widerstreitende Mächte, verschiedene und uneinige Religionen — und von allen Seiten gegen das Haus anstürmten, es zerstörten und in einen Trümmerhaufen verwandelten, unter welchem Viele begraben wurden. Weder die eine noch die andere Heimsuchung erschütterte den Glauben und die in den Herzen des Volkes tief eingewurzelte Religion. Aber der böse Feind wußte, daß er noch eine andere Prüfung herbeiführen konnte. „Haut um Haut", sagte er, „und alles was der Mensch hat, wird er geben für sein Leben. Aber strecke deine Hand aus und taste an ihr Gebein und ihr Fleisch, — schlage sie mit Hunger, schlage sie mit der Pest, — und dann siehe, ob sie nicht Gott verwünschen und sterben werden." [1]) Der Mißwachs kam und die Pest kam, und die Kinder des Landes sanken hin; Väter und Mütter weinten über ganze Familien, welche die Hand des Todes vor ihren Augen getroffen, und sie vermischten ihre Thränen mit denen ihrer Hirten, welche durch ihre Mildthätigkeit und den herrschenden Mangel selbst des Lebensbedarfes beraubt waren. Und doch — Gott sei gepriesen! — in diesem schrecklichen, in diesem beispiellosen Leiden redete dieses große und wahrhaft geduldige Volk nichts Thörichtes wider seinen Schöpfer und sündigte nicht mit seinen Lippen. [2]) Ohne Murren und mit Ergebung leidend, erkannten sie in dieser Heimsuchung die Hand Gottes. Sie sahen in ihrem großen Elende nur eine väterliche Züchtigung. Sie beugten das Haupt und starben, als wären sie ein Heer, welches der Engel des Todes geschlagen. Sie wurden in stillem Kummer begraben, und die Ueberlebenden gingen wieder an ihr heiliges Werk, Gott lobend und preisend, ohne Murren und Klagen. Auch diese letzte Prüfung war nicht im Stande, im Herzen des Volkes

[1]) Vgl. Job. 2, 4 f.
[2]) Vgl. Job. 1, 22.

das unausgesetzte Vertrauen auf Gott zu erschüttern, und sie zu dem Gedanken zu verleiten, sie würden hart behandelt von ihrem himmlischen Vater. Gleich Job ertrugen sie alles geduldig und willig; aber noch war die härteste Prüfung nicht gekommen. Als das Volk wie mit dem Aussatz geschlagen war, als nichts als Kummer und Elend das unausweichliche Loos dieses Landes zu sein schien: da kamen die Tröster. Da thaten sich Männer von verschiedenen religiösen Bekenntnissen aus allen drei Königreichen zusammen und kamen, mit Nahrung in ihren Körben um zu versuchen, mit Geld in ihren Beuteln um zu bestechen, mit Licht in ihren Händen um irre zu führen, und setzten sich auf den Boden rings um ihr Opfer; denn ihr Trost waren Vorwürfe und ihre Zusprüche waren Schmähungen. Sie gaben vor, sie seien gekommen aus Liebe zu den Unglücklichen, auf denen die Hand Gottes schwer lastete; aber in Wahrheit war ihr Zweck, dahin zu wirken, daß dieselbe möglichst schwer auf ihnen laste, daß sie glauben möchten, ihr allmächtiger Vater habe sie verlassen oder vielmehr — das waren beinahe die Worte, die sie gebrauchten, — sie seien in ihrem Hunger und Elend in die Hände derjenigen überliefert, die ihnen helfen wollten, aber nur unter der Bedingung, daß sie ihren Glauben verleugneten.

O traurige Wahl, — entweder den Glauben, der während so langwieriger Prüfungen nicht erschüttert worden, zu verrathen oder die Kinder vor Hunger sterben zu sehen! Das war die härteste unter allen Prüfungen; und da ging in Erfüllung in der Geschichte dieses Volkes, was vorgebildet war in der Geschichte des heiligen Patriarchen der alten Zeit. Sicherlich wird das geduldige und lange Leiden dieses Landes belohnt werden, und wie die Freunde zu Job, so werden auch zu ihm solche kommen, die ihm „ihre Schafe und ihre Ohrringe“ [1]) geben, um das einigermaßen zu ersetzen, was den Duldern der vergangenen Tage gehörte.

So erscheint mir der Glaube in diesem Lande. Verzeiht

[1]) Job 42, 11.

mir, wenn der Mund gesprochen hat aus der Fülle meines Herzens. Ich kann nichts mehr thun, als die Gefühle ausdrücken, welche, kann ich wohl sagen, mir natürlich sind, welche aber so sehr an Stärke und Tiefe gewonnen haben, seit ich zu euch hierher gekommen bin. Ich glaube jetzt die schöne Morgenröthe einer herrlichen Zukunft zu erblicken. Ein neuerer Schriftsteller hat treffend bemerkt, die dunkelste Stunde der Nacht sei die, welche der Morgendämmerung unmittelbar vorhergehe. Euere dunkelste Stunde ist vorüber, und der Morgen naht. Einen Vorboten desselben habt ihr in dieser Kirche, welche euch sagt, was für den Glauben gethan werden wird und überall gethan wird. Hier haben arme Leute diesen Bau sich erheben sehen, nicht durch die Freigebigkeit weniger Reichen, sondern durch ihre eigenen ausdauernden Bemühungen. Sie haben das freudige Bewußtsein, daß diese Kirche nächst Gott ihnen gehört; ja, es war ihre Kirche, aber heute hat Gott sie für Sich genommen und möge Er allein hier Herr und Meister sein auf lange Zeit. Ihr habt ein Unterpfand der bessern Zukunft in den ehrwürdigen Kirchenfürsten, die zu dieser Feier hierher gekommen sind. Viele unter ihnen haben lange für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen gearbeitet und sind schon ergraut im Dienste Gottes, aber sie sehen mit Freuden sich umgeben von Schülern, welche nach ihrem Beispiele die kirchliche Hierarchie fortführen werden bis zum Ende des Jahrhunderts; sie sehen um sich ein Geschlecht von eifrigen Priestern, welches nicht aussterben kann, von Männern, welche in dem, was man den Fortschritt der Zeit nennt, nicht zurückbleiben, welche zeigen werden — eben dieser Tempel ist ein Beweis davon, — daß in geistiger, künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht für die Ehre Gottes nichts gethan werden kann, was sie nicht für die Vertheidigung des Glaubens und die Förderung der Religion zu thun bereit wären.

Dazu, meine Brüder, ermahne ich euch vor allen Dingen: erhaltet in euch den Glauben lebendig und innig, mag kommen,

was will. Wenn unsere Vermuthungen sich als falsch erweisen, wenn es Gott gefallen sollte, euch noch härter zu prüfen, als euere Väter, fürchtet euch nicht; seid standhaft allem gegenüber, was die Welt thun mag, um euern Glauben nochmals auf die Probe zu stellen. Euere Seelsorger werden euch vorangehen; diese ehrwürdigen Bischöfe werden stets an euerer Spitze stehen, und sie werden euch eben so sicher zum Siege führen, wie zuvor. Als an diesem Morgen der Zug der ehrwürdigen Kirchenfürsten in diesen Tempel trat und unter diesem Bogen einherzog, was anders war da dieser als ein Triumphbogen, der euch an einen Sieg erinnert, an einen Sieg ohne Bitterkeit und Stolz, an einen Sieg, errungen durch Sanftmuth und Ausdauer im Glauben, an einen Sieg, der nur zeugt, daß sie gelernt haben, was der Apostel lehrt, und daß sie diese Lehre auch ihren Schülern überliefern werden? „Du kennst," schreibt der Apostel dem Timotheus,[1] „meine Lehre, meinen Glauben, meine Langmuth, meine Liebe, meine Geduld." Ja, das sind die Sieger: Glaube, Langmuth, Liebe und Geduld. Einmal, und nur einmal im Laufe der Zeiten ist das Thor von Jerusalem zu einem Triumphbogen geworden: Volksschaaren zogen hindurch, um auf den nahen Hügel zu steigen und dort ein Siegesopfer darzubringen. Man sah römische Hauptleute an der Spitze ihrer Truppen; man sah Reiter mit ihren Standarten, und Fußgänger mit ihren Adlern; man sah hohe Beamte mit ihren Lictoren; man sah ferner Priester und Schriftgelehrte, Pharisäer und Sadducäer, und eine ungeheuere Menschenmenge, Juden und Heiden und Fremde aus allen Ländern unter der Sonne. Aber wer war der Triumphator, der den Zug schloß, welcher unter jenem Bogen hindurch zog? Es war Der, welcher geschlagen war, nicht geschlagen hatte, der geschmäht war und nicht schmähte, der in Sanftmuth, Geduld und Demuth das Capitol der Welt hinanstieg, den Calvarienberg, auf welchem Er das erhabenste aller Opfer darbrachte, um den Sieg über

[1]) 2. Tim. 3. 10.

Tod und Hölle zugleich zu vollbringen und zu feiern. Der Art ist der Sieg, nach welchem auch wir streben müssen, ein Sieg, den wir gewinnen müssen durch Dulden in dem Glauben und für den Glauben, durch unser Ausdauern im Glauben trotz allem, was die Mächte der Welt oder der Hölle gegen ihn unternehmen mögen. Laßt uns zeigen, daß wir die Nachahmer jenes milden aber mächtigen Gottes sind, und wie wir Ihm nachfolgen in Seiner Niedrigkeit, Seiner Sanftmuth und Demuth, so, das dürfen wir hoffen, werden wir Ihm auch gleich werden in Seiner Erhöhung und Herrlichkeit.

III.

Der Sieg des Glaubens über die Welt.[1]

„Das ist der Sieg, welcher die Welt überwindet, — unser Glaube." 1. Joh. 5, 4.

Wenn wir die Apostel betrachten, wie sie die Erfüllung des ihnen gegebenen Auftrages beginnen, so erregt ganz besonders die ruhige Zuversicht unsere Bewunderung, mit welcher sie die Herrschaft über die ganze Welt beanspruchen. Auf Seiten der Welt stand in ihren Tagen alle Macht, Weisheit und Herrlichkeit: niemals hatte das römische Reich seine Arme so weit ausgebreitet, niemals selbst die entlegensten Theile seines Gebietes mit so starker Hand festgehalten, niemals war die Wissenschaft, insbesondere die Philosophie, in Rom selbst so eifrig betrieben und gefördert worden, niemals hatte man so großartige Denkmäler errichtet, solche Pracht entfaltet, solche Schauspiele gesehen, wie in der Zeit der Apostel, in der Zeit von Augustus bis auf Nero. Eine solche Welt hatte der heilige Johannes im Auge, als er, gestützt auf die Erfahrungen der sechszig Jahre, welche seit der Himmelfahrt des Herrn bereits verflossen waren, die zuversichtlichen Worte schrieb: „Das ist der Sieg, welcher die Welt überwindet, — unser Glaube." Er beschreibt mit diesen Worten, was schon geschehen war.

Ja, die Apostel hatten bereits die Welt überwunden. Sie begannen damit, daß sie das römische Reich und die Völker, die außerhalb seiner Grenzen wohnten, in kirchliche Provinzen eintheilten; diese vertheilten sie unter sich zur Bekehrung, ohne

[1]) Gehalten zu Dundalk am 3. September 1858.

über die Schwierigkeiten Berechnungen und über die Folgen Vermuthungen anzustellen; und wunderbarer Weise hatten sie bald ihre Gebiete vollständig erobert. Bald sah jeder römische Präses einen Bischof zu seiner Seite sitzen, der das Herz und den Willen von Tausenden lenkte; und jeder Proconsul fand in seiner Hauptstadt einen Primas oder Patriarchen, der seine kirchliche Provinz ungestörter regierte, als er selbst seine bürgerliche. Und diese neue Eintheilung des Reiches überdauerte die von den Kaisern eingeführte um lange Zeit, bis auf die Gegenwart. So machte das Schwache das Starke dieser Welt zu Schanden. [1])

Ebenso traten die Apostel auf gegenüber der Weisheit dieser Welt. Sie erklärten ihre Philosophie für Thorheit, ihre Wissenschaft für Unwissenheit, ihre Grundsätze für irrig. Sie verkündeten eine neue Wissenschaft, neue Grundsätze, eine unbekannte Wahrheit. Sie sprachen mit übernatürlicher Zuversicht, nicht mit menschlich kluger Berücksichtigung der Verhältnisse und Bedürfnisse. Jede Anordnung, die sie trafen, war ein ewiges Gesetz, jede Ermahnung, die sie aussprachen, ein unumstößliches Gebot; ihre Erklärungen sollten nicht erst durch die Erfahrung erprobt und nicht durch die Zeit geändert werden: das ganze System wurde in einem Guß vollendet und trat vollkommen aus der Form hervor; und wie es in seinem Entstehen war, so sollte es bleiben bis zum Ende der Welt. So machte das, was thöricht war vor der Welt, die Weisen zu Schanden.

Der Herrlichkeit der Welt in ihren Tagen setzten die Apostel einfach Verachtung entgegen; sie erhoben nichts gegen dieselbe, als das Kreuz; denn in nichts Anderm durften sie sich rühmen. Sie traten mit Füßen das Gold und die Juwelen der Welt, ihren Prunk und ihre Schaugepränge. Wir können uns leicht die Verachtung vorstellen, mit welcher ein Petrus und Paulus auf alle Pracht hinblicken mochten, die an ihren

[1]) 1. Kor. 1, 27.

Blicken vorüberzog: „Dereinst,“ werden sie in ihrem Herzen gesprochen haben, „dereinst wird ein viel prächtigerer Zug meinen gekreuzigten Herrn über diese Stelle tragen, welche ein verfolgungssüchtiger Kaiser so verschwenderisch geschmückt hat.“ Und so ist es: alljährlich trägt der Nachfolger des heiligen Petrus das anbetungswürdige Geheimniß der Liebe in feierlichem Zuge über den Platz von Nero's Circus.[1]) So machte das, was verächtlich war vor der Welt, das Prächtige zu Schanden.

Aber damit sollte dieser Sieg nicht enden. So lange die Welt dauert, muß sie überwunden werden durch den Glauben. Es liegt etwas Erhabenes gerade in der Einfachheit dieser Weissagung, denn was Geringeres als eine Weissagung ist das, was zu allen Zeiten in Erfüllung gehen soll? Wo von einem Siege gesprochen wird, da wird ein Kampf vorausgesetzt; und wenn wir von einem fortdauernden Siege reden, sprechen wir auch von einem fortdauernden Kampfe zwischen dem, was siegt, und dem, was wiederholt besiegt werden soll.

Der heilige Johannes erwähnt den Glauben nicht als den Erfolg oder die Krone solcher Siege, sondern nur als das Mittel, durch welches sie errungen werden sollen. Beide, Glaube und Welt, haben einen ganz verschiedenen Charakter: einfach und bestimmt, in den verschiedenen Zeiten und Ländern sich nicht ändernd ist unser Glaube, unbestimmt und allgemein, anders in jedem Lande, wandelbar, so daß Niemand die möglichen Veränderungen vorhersehen kann, ist die Welt.

„Unser Glaube,“ was war das? Nicht unsere Gelehrsamkeit, unsere Geschicklichkeit, unsere Wissenschaft; nicht das, was das Eigenthum der Weisen, das Erbtheil der Reichen, die Beute des Starken, das Ehrenzeichen des Großen und Hochgestellten sein sollte. Nein, Jeder konnte ihn besitzen, der nicht die mindeste Beredtsamkeit hatte, um ihn zu verbreiten, kein Genie, ihn zu vertheidigen, keinen Muth, sein Apostel zu

[1]) Den Platz vor St. Peter.

werden. Dieser Glaube sollte ohne Mühe zu erlangen, leicht zu bewahren und fähig sein, sich der geringsten Begabung anzupassen. Ferner sollte es nicht der Glaube des Einen oder Andern sein, sondern „unser Glaube", der Glaube eines Jeglichen, der zu der wahren Kirche gehört und an ihren Heilsmitteln Antheil hat. Das ist der Glaube, welcher die Welt überwinden sollte.

Denken wir uns, zu der Zeit, als der heilige Johannes diese Worte schrieb, habe im römischen Reiche ein großer Feldherr gelebt; er hat viele Siege errungen, Provinzen erobert, seine Soldaten bereichert, den Titel „der Gallische" oder „der Parthische" seinem Namen beigefügt; nun, gegen das Ende seines langen Lebens verwendet er seine Einsicht, die er durch reiche Erfahrungen erworben, ein Mittel zu ersinnen, durch welches das Reich für immer unüberwindlich gemacht werden soll. Denken wir uns, er erfinde eine Waffe, ein Schwert oder eine Lanze, so leicht und handlich, daß der schwächste Rekrut damit umgehen kann, und erkläre nun denjenigen, die ihm Vertrauen schenken, mit dieser Waffe allein könnten alle möglichen Feinde überwunden werden. Hätte Jemand dabei gestanden, der die Gabe der Weissagung besaß, etwa ein Apostel, — er hätte, einen Blick in die Zukunft thuend, folgendermaßen sprechen können:

„In wenigen Jahren wird Rom all seine Macht an den östlichen und nordöstlichen Grenzen aufbieten müssen, um die fliegenden Schaaren der Parther und Scythen zurückzuschlagen. Sie umschwärmen wie ein Heuschreckenschwarm euere Legionen, schießen eine Wolke von todbringenden Pfeilen auf sie ab und fliehen dann auf ihren schnellen Rennern in die Wüste, allen Verfolgungen trotzbietend, für euere Waffen nie erreichbar. Wie willst du es mit ihnen aufnehmen?

„Später wird ein anderes Geschlecht auftreten, Roß und Reiter in Stahl gekleidet, wie ein Wirbelwind in die Reihen der Feinde hineinstürmend, — Männer, welche ungeheuere Streitkolben von Eisen führen, die den Helm und das Haupt

zermalmen, oder gewichtige Schwerter, die den gepanzerten Ritter bis auf den Sattel spalten. Hast du daran gedacht, wie deine neue Waffe ihren Angriffen wird widerstehen können?

„Noch später wird sich die ganze Kriegführung ändern: die Stärke des Armes und die Härte des Metalles wird von untergeordneter Bedeutung sein; aus eisernen Schlünden werden Rauchwolken hervorkommen mit einem Getöse gleich dem des Donners; sie werden Geschosse schleudern, welche sichern Tod bringen in die Ferne, und ein einziger Schuß wird ganze Reihen der Feinde niedermähen. Werden euere Jünglinge mit deiner leichten Waffe gegen diese Ungeheuer anrennen und sie zum Schweigen bringen oder niederwerfen können?"

So unüberlegt und unklug einem prophetischen Blicke eine solche Zusicherung des Sieges durch eine unveränderliche schwache Waffe hätte erscheinen müssen, eben so unüberlegt und unklug mußte, menschlich angesehen, einem denkenden Geiste das klingen, was der Apostel so zuversichtlich aussprach von dem unfehlbaren Siege einer schwachen geistigen Kraft über eine, unzähliger Wandlungen fähige, feindliche Gewalt. Denn die Veränderungen auf dem Gebiete der Civilisation konnten eben so groß sein und sind eben so groß gewesen, wie die Veränderungen in der Kriegführung. Aber der Glaube ist unter allen Veränderungen der Welt gewachsen gewesen.

Welche größere Verschiedenheiten kann es geben, als zwischen der britischen und gallischen Welt und der römischen und afrikanischen, und den halbcivilisirten Ländern Asien's und dem fabelhaften Morgenlande jenseit des Indus. Aber alle diese Theile der Welt hat der Glaube einen nach dem andern überwunden. Gleicherweise ist ihm der Sieg in allen auf einander folgenden Jahrhunderten unbestritten gewesen.

In den goldenen Tagen der römischen Größe, in der Glanzzeit der Macht und Weisheit des Kaiserreiches sprach jener schwache Greis zu Ephesus sein großes Wort. „So mächtig auch dieses Reich ist," sagte er, „ihr habt es in euerer Gewalt,

dasselbe zu besiegen.“ Und wie? „Durch euern Glauben.“ Es dauerte nicht lange, und das Wort bewahrheitete sich; ja, es hatte sich schon bewahrheitet, ehe es ausgesprochen wurde. Grausame Verfolgungen kamen über die Kirche; die christliche Religion, anfangs verachtet, war kräftig emporgewachsen. Ihre Feinde hatten es für leicht gehalten, sie mit den Wurzeln auszurotten, wenn sie ihnen unbequem werde. Wäre dieses jemals möglich gewesen, es war jetzt zu spät; man mußte die Axt nehmen, um die zum Baume gewordene Pflanze auszuhauen. Willige Opfer kamen von allen Seiten, bereit, selbst durch den Tod die Aufrichtigkeit ihres Glaubens zu bekunden. Ohne Mühe werden wir unter ihnen einen Helden finden, der es, gleich David, mit dem ganzen Heere der Philister aufnimmt und es in schimpfliche Flucht schlägt.

Seht da einen ehrwürdigen Mann, der aus dem Morgenlande nach Rom gekommen ist, um dort Zeugniß abzulegen für seinen Glauben. Er trägt den Philosophenmantel und er sucht Gelegenheiten, durch Wort und Schrift die Wahrheiten zu erläutern und zu vertheidigen, für welche er zu sterben bereit ist. Und er stirbt für sie; aber nicht ihn können wir als den Vertreter unseres Gedankens anerkennen. Verzeihe uns, heiliger Justinus, glorreicher Blutzeuge Christi! Du bist erfüllt von irdischer Weisheit ebensowohl, wie von göttlicher; du bist groß in aller Wissenschaft, deren deine heidnischen Gegner sich rühmen. Du bist nicht das Thörichte, wodurch die Weisen zu Schanden gemacht werden sollen.

Aber dort sehen wir vor dem Richterstuhle einen ungebildeten Krieger stehen: aufgewachsen im Feldlager und erzogen in der Schlacht, rauh und derb, ist er kaum im Stande, die Fragen des Richters zu beantworten. Er hat einfach erklärt, er sei ein Christ; er hat seinen Glauben offen bekannt. Ja, und er wird allen Martern trotzen und freudig sein Leben für seinen Glauben hingeben. Aber vergib auch du uns, edeler Centurio und heiliger Blutzeuge, wenn wir dich nicht als unsern Vertreter ansehen, um den Satz des heiligen Johannes

zu beweisen. Du bist stark und kräftig und gewöhnt, Schmerzen zu ertragen und dem Tode in's Angesicht zu schauen; du hast die Stärke dieser Welt, und wir suchen das Schwache, welches das Starke zu Schanden macht. Und wo finden wir dieses?

Geht in die innersten Gemächer eines alten christlichen Hauses, eines Hauses, in welchem die wahre Religion bereits zum Erbgute geworden ist und die Traditionen des Heidenthums ausgestorben sind. Dort findet ihr vielleicht eine tugendhafte Jungfrau, gleich einer bescheidenen Blume vor den Augen der Menschen sich verbergend, die Freude ihrer Eltern, ihre einzige Hoffnung. Sie hat, dem Zuge ihres Herzens folgend, freiwillig sich von dem öffentlichen Leben fern gehalten; man sieht sie nicht auf dem Forum, sie verabscheut die üppigen Spiele im Theater, sie hat die muntern Gesellschaften in den heidnischen Häusern immer gemieden. Sanftmuth, Bescheidenheit und zarte Züchtigkeit sind ihre schönsten Tugenden, deren sie sich von Kindheit an bestrebt hat. Nun denkt euch, irgend ein Verräther ergreift sie und schleppt sie plötzlich in die Oeffentlichkeit; es muß ihr sein, wie dem, der lange in einem dämmerigen Lichte gelebt hat und nun plötzlich in den hellen Schein des Mittags hinaustritt. Nicht eine große Gesellschaft, eine Volksmenge umringt sie, ein lärmender, gemeiner und verthierter Pöbelhaufen. Ihre züchtigen Reize machen seinen Blutdurst rege. Zu beiden Seiten stehen rohe und wilde Henker, geröthet von der Kelter des Martyrthums, in welcher sie die edelsten Früchte des Weinberges Christi zertreten haben; sie spielen mit ihren schrecklichen Folterwerkzeugen. Vor ihr sitzt der Richter, umgeben von seinen Beisitzern und Gerichtsdienern, kalt und strenge, entschlossen, sich nicht trotzen zu lassen von einem Kinde, wie sie ist. Aus der Ferne hört man das Heulen der wilden Thiere und das gellende Geschrei von fünfzigtausend Menschen, die nicht minder, als die Bestien, nach ihrem Blute dürsten. Ihr Leben hängt von den Worten ab, die sie sprechen wird; und mit dem Leben kann sie Ehre, Reichthum, Rang und Freuden sich bewahren. Alles lauscht jetzt athemlos auf

die Worte der schüchternen, erröthenden Jungfrau; Mancher wünscht von Herzen, sie möge nachgeben. „Sage nur: ich entsage dem christlichen Glauben, und du bist gerettet," spricht freundlich der zur Milde gestimmte Richter. Sie wartet einen Augenblick, erhebt die Augen zum Himmel, streckt betend die Arme aus und sagt dann mit ruhigem Antlitz und mit fester Stimme: „Ich glaube an meinen Herrn Jesus Christus." — Das ist genug; ein wüthendes Geschrei schneidet alle weitern Verhandlungen ab. Die wilden Thiere werden gegen sie losgelassen oder sie wird in scheußlicher Weise gefoltert, und endlich wirft man ihre zerfleischten Glieder hin, daß sie von Freundeshand gesammelt und bestattet werden. — Wer hat da gesiegt? Der Feind selbst gesteht es: selbst der Pöbelhaufe fühlt sich beschämt; die Nachdenkenden und Gefühlvollen sind gerührt; selbst der Richter spricht: „Sie hat mir die Spitze geboten." Was aber hat ihr den Sieg verliehen? Nicht Stärke, nicht Weisheit, — ihr Glaube. Sie glaubte an Jesus Christus; sie bekannte laut diesen Glauben und er veranlaßte ihre Prüfung; sie hielt ihn fest und sie siegte durch ihn.

Noch einige Jahrhunderte, und das heidnische Reich ist untergegangen und das christliche Reich im Westen steht am Rande des Verderbens. Italien wird die Beute von barbarischen Horden, welche in ihrer Rohheit nichts verschonen und rasch auf einander folgend, den Ueberfallenen keine Zeit lassen, sich wieder zu erheben oder auch nur Athem zu schöpfen. Einer dieser Stämme, der furchtbarste unter ihnen, ist über die Alpen gekommen, verbreitet Verwüstung ringsum und freut sich schon darauf, die Ueberbleibsel des alten Reichthums der Stadt Rom zu erbeuten. So glücklich, so stolz ist der Siegeslauf dieser unwiderstehlichen Schaar, daß ihr Führer Attila den Namen annimmt, den Alle ihm zuerkennen, den Namen „die Geißel Gottes." Aber auf dem Stuhle des heiligen Petrus sitzt ein Papst, beseelt von dem edelsten Römergeiste im nationalen und im kirchlichen Sinne, gelehrt, fromm, beredt und furchtlos, ein Mann, der es weiß, daß es zu den höchsten Vorrechten der

Hirten seiner Heerde gehört, dem Wolfe, der sie angreifen will, entgegenzutreten, ihn zurückzutreiben oder das eigene Leben für die Schafe hinzugeben. Er geht darum hinaus aus seiner Hauptstadt, begleitet von seiner wehrlosen Geistlichkeit; er geht bis an die Grenze von Mittel-Italien und tritt dem Häuptlinge an der Spitze seiner Barbaren-Schaar entgegen. Er spricht zu ihm kräftig und milde zugleich; der stolze nordische Fürst hört wie ein gelehriges Kind auf die väterliche Ermahnung, antwortet achtungsvoll, gehorcht, gebietet seinem ungeduldigen Gefolge, alle goldenen Träume von dem Süden aus den Gedanken zu verbannen, bricht sein Lager ab und kehrt um. Welcher Sieg über diese neue Welt der unbeugsamen und kriegerischen Kraft, welche im Begriffe stand, nicht so fast die vorhandenen Volksstämme zu verschlingen, als ihnen allen ihr eigenes Bild aufzuprägen und ihr eigenes Eisen mit dem zerfallenden Thone jener zu vermengen! Und wodurch ward dieser Sieg errungen? Was war es, das hier den Sieg davon trug? Der Glaube, das zuversichtliche Vertrauen des Papstes Leo — mit vollem Rechte der Große genannt — auf die Auctorität und ewige Dauer seines Stuhles, die sich auf die dem Petrus gegebene Verheißung stützt, — auf seine felsengleiche Kraft, die Wogen der irdischen Macht zurückzudrängen. Dieses Vertrauen war die Gestalt, die jener Glaube annahm, welcher in diesem Papste die Hunnen überwand, und in ihnen, wie bald nachher in Genserich und seinen Vandalen, die neue Welt der rohen Tapferkeit und der ungebrochenen Kraft. Das ist der Sieg — unser Glaube!

Gehen wir weiter bis in die Zeit, die der Gegenwart näher kommt. Als Johannes jene Worte schrieb, sah er da vielleicht in einer neuen Offenbarung den trotzigen Reformator des sechszehnten Jahrhunderts, wie er diese Worte zu verdrehen sich bemühte, daß sie sich selbst widerlegten, wie er ihnen den Sinn unterlegen wollte, daß der trockene Glaube ohne alle andere Tugenden, selbst ohne seine herrlichste Schwester, die Liebe, zur Seligkeit genüge; und wie er auf diese Weise den Glauben,

durch welchen Agnes und Leo die alte Welt überwunden hatten, beseitigen und ihn von seiner Welt der Sinnlichkeit wollte überwinden lassen? Sah der Apostel vielleicht den französischen Philosophen der spätern Zeit, wie er mit gottlosem Fleiße alle bekannten oder vermeintlichen Resultate der Naturwissenschaft und der Geschichte sammelte, um den Glauben zu vernichten und so die Waffe zu zerbrechen oder durch Rost zu zerstören, durch welche die Welt überwunden werden sollte? Nachdem dieses Geschlecht von höhnischen Spöttern dahin gegangen war, die an nichts glaubten, selbst nicht an ihre eigenen Behauptungen, ja, fast nicht einmal an ihre eigene Existenz, — sah da der Seher von Patmos Andere in Deutschland und in England die weggeworfenen Waffen aufnehmen, sie auf's neue schärfen und spitzen, und mit größerm Ernst und mehr Ruhe, und ohne die Miene des Hohnes und Spottes den Versuch erneuern, den Glauben bei Gelehrten und Ungelehrten zu untergraben?

Dieser Kampf, meine Brüder, wüthet jetzt rings um uns herum, wenigstens auf der benachbarten Insel. Irland wird von der Pest des Unglaubens nicht erreicht; es ist ein Land, in welchem er ebensowenig leben kann, wie irgend ein anderes giftiges Gewürm. Seine Gestade besitzen eine geheimnißvolle Kraft, welche der hinterlistigen Schlange nicht gestatten, sich einzuschleichen. Worin liegt diese Kraft? Setzten glänzende Fortschritte in der Gelehrsamkeit euere Armen in den Stand, der Wissenschaft Wissenschaft entgegenzustellen und so dem Eindringen des Unglaubens zu wehren? Wer kann daran denken? Wenn unsere Kinder die Entfernung der einen Stadt von der andern auf der ganzen Weltkarte bestimmen lernen, wenn sie bekannt werden mit den Namen und den Eigenschaften der vierfüßigen Thiere, der Vögel und der Fische, deren Abbildungen die Wände der Schulzimmer bedecken, oder wenn sie geübt werden im Kopfrechnen und in der Ableitung der Wörter: werden sie dadurch in den Stand gesetzt, die Einwendungen gegen die Religion zu widerlegen? Ihr wißt wohl,

daß nicht der Unterricht in den weltlichen Dingen, wie er in den neuern Schulen ertheilt wird, die Irreführung der Bewohner Irlands verhütet. Ihr Glaube, ihr einfältiger und lebendiger Glaube ist es, der alle Versuche, sie irrezuführen, zu Schande macht, der den spitzfindigen Einwendungen, den kühnen Angriffen, den gelehrten Erörterungen der Welt die Spitze bietet. Das apostolische Glaubensbekenntniß im Munde des schlichten Landmannes ist das Schutzmittel gegen alle Irrthümer; sein demüthiges Vertrauen auf die Richtigkeit der Lehre seiner Geistlichen, sein einfältiges Unterwerfen unter die Auctorität seines Bischofs, seine unerschütterliche Anhänglichkeit an den Stuhl des heiligen Petrus, der Trost, den ihm sein Glaube in jeder dunkeln und gefahrvollen Stunde gewährt hat, die Verbindung, in welcher derselbe in seinem Geiste mit allem Schönen und Guten steht — das sind die Schutzwehren seines lebendigen Glaubens, und diese genügen, ihn unwandelbar zu machen. Das ist der Glaube, durch welchen das, was nichts ist in den Augen der Welt, das zu nichte macht, was etwas ist, auf daß kein Fleisch sich rühme vor Gott. [1])

Gewiß kann Niemand sagen, der Glaube sei in Irland nicht fruchtbar und blühend. Blickt nur um euch und fraget: Wem hat dieses heilige Gebäude seine Entstehung, seine Vollendung und seine Schönheit zu danken? Es ist nur eine der vielen Früchte des fruchtbaren Glaubens Irlands. Ohne Zweifel haben die Reichen freigebig zur Errichtung und Ausschmückung desselben vieles beigetragen; aber der Glaube der Armen ist es hauptsächlich, welcher zum unablässigen und unermüdeten Fortbau begeistert hat, und sie haben ein Recht, stolz zu sein auf ihr Werk. Ich kenne kaum eine Pfarrkirche, die in jeder Hinsicht vollendeter wäre, als diese. Ihr Plan ist in edelm und hochherzigem Geiste entworfen worden, in einem Geiste, wie ihn der Glaube erzeugt, welcher der Glaube von Tausenden ist; sie ist geräumig, kühn, aber regelmäßig in ihren Formen, ansprechend in ihren Verhältnissen, kunstgerecht in

[1]) 1 Kor. 2, 27.

ihrer ganzen Anlage. Jeder einzelne Theil ist vollendet. Jedes Fenster gibt ein heiliges Licht; es reinigt und läutert die gemeinen Strahlen, so wie sie durch die warmen Tinten seiner himmlischen Bilder hindurchdringen. Und jetzt lassen, um das heilige Werk ganz zu vollenden, Gewölbe, Pfeiler und Wände dieses Licht zurückstrahlen, gesättigt von ihren eigenen bunten Farben und leuchtend von ihrem funkelnden Golde. Glänzend und herrlich in der That ist der Anblick, den diese ganze Kirche darbietet, und ein sprechender Beweis davon, wie der Glaube, den keine Verfolgung zu erschüttern, keine Verführung zu schwächen, keine Zeit zu mindern vermocht hat, alles, was der Fortschritt der Bildung geschaffen, sich dienstbar zu machen weiß: alle Mittel der wiederaufgeblühten Kunst, der Baukunst, der Bildhauerei, der Malerkunst, der Erzgießerei und der Glasmalerei sehen wir hier im Dienste des Glaubens, welcher dieses Haus Gottes erst gebaut und dann reich ausgeschmückt hat.

Wollt ihr also dieses Land glücklich sehen, so sorgt vor allem für die Erhaltung des Glaubens seines Volkes! Alles andere Gute wird blühen und gedeihen, wenn es auf den heiligen Stamm des Glaubens eingepfropft wird. Die ehrwürdigen Bischöfe unter ihrem gelehrten und frommen Primas, und die pflichteifrigen Priester werden gewiß nie die Arme sinken lassen in der Vertheidigung und Pflege dieses kostbarsten Erbtheiles Irland's. Möge nur Niemand meinen, bei den Bestrebungen zur Förderung des materiellen Fortschritts dürfte die Religion außer Acht gelassen werden: es kann und wird nie etwas wahrhaft Gutes zu Stande kommen, wo man die Religion außer Acht läßt; denn es gibt nichts wahrhaft Gutes ohne Sittlichkeit und keine wahre Sittlichkeit ohne Religion. Haltet darum ein wachsames Auge auf jedes Unterrichts-System, welches darauf ausgeht, den Einfluß der Religion in den Schulen zu beschränken oder gar aus ihnen zu entfernen. So ansprechend auch der Plan, so liberal auch die Versprechungen, so scheinbar auch die Gründe, die man vorbringt, sein mögen, hört nicht auf einen derartigen Vorschlag! Welchen

Namen auch dergleichen Anstalten tragen mögen, haltet euch fern von ihnen; namentlich aber bei der Erziehung der Armen tretet mit allen möglichen Mitteln jedem Eingriffe in die katholischen Grundsätze der Erziehung entgegen. Gebt euern Kindern den Glauben, den starken und lebendigen, den festen und reinen Glauben, und sie dürfen in die Welt hinausgehen mit der Gewißheit, daß sie dieselbe überwinden werden!

IV.

Maria, die Mutter Gottes.[1])

„Und Er war ihnen unterthan." Luc. 2, 51.

In einer Kirche, welche der glorreichen und allzeit seligen Mutter Gottes geweiht ist, in welcher uns überall Sinnbilder ihrer hohen Würde entgegentreten, — an einem Tage, an welchem jene Mutterschaft gefeiert wird, welche die Grundlage all ihrer erhabenen Vorzüge bildet,[2]) — in Gegenwart einer Versammlung von Gläubigen, welche sie zu lieben und zu ehren wissen, würde ich allen Gefühlen, die mich beseelen, zuwider handeln, wenn ich von etwas Anderm zu euch redete, als von dem, was Zeit, Ort und Umgebung mir nahe legen. Ich brauche aber vor euch nicht die katholische Lehre von der heiligen Mutter unseres Erlösers zu vertheidigen; ich brauche nicht einmal das Wesen, den Charakter und die Bedingungen der Verehrung Mariä so zu erklären, als wäret ihr darüber nicht unterrichtet; ich brauche mich nicht zu bestreben, diese Verehrung euch zu empfehlen und die Andacht anzufachen, welche, wie ich weiß, die Bewohner dieser Insel und insbesondere die Bewohner dieser Stadt beseelt, — die Gefühle der tiefsten, liebendsten und treuesten Verehrung gegen sie, die ihr als euere Patronin, als euere Mutter, als euere beste und treueste Freundin, als euere unablässige Fürsprecherin am Throne ihres Sohnes anseht. Fern sei es von mir, meine Brüder, in dieser Absicht zu euch zu reden; ich will

[1]) Eine Rede, gehalten in der Kathedrale zu Dublin am 10. September 1858.

[2]) Am Feste der Mutterschaft Mariä, welches in Irland an diesem Tage gefeiert wird.

nur den Gefühlen der Liebe und Verehrung einen Ausdruck verleihen, welche mich gleich euch beseelen und ein heiliges Band bilden, welches uns vereinigt. Ich will von dem reden, worauf dieser Ort unsere Gedanken wie von selbst hinlenkt; und ich bin überzeugt, ihr würdet mir vorwerfen, daß ich die Bedeutung dieses Tages außer Acht ließe, daß ich euch die Nahrung vorenthielte, welche dieses Marienfest uns bietet, wollte ich nicht, soweit meine schwachen Kräfte gestatten, euch zeigen, wie das Fest der Mutterschaft der allerseligsten Jungfrau uns an die herrlichen Tugenden erinnert, mit denen sie geschmückt war, und an die erhabenen Vorzüge, mit denen sie von Gott ausgezeichnet worden ist. Wir wollen also einfach einige Theile ihres Lebens durchgehen, sie betrachten in ihren Beziehungen zu ihrem Sohne und sehen, wie die denkwürdigen Ereignisse ihres Lebens auf Erden, die ihr einen Platz neben dem Throne ihres Sohnes im Himmel gesichert haben, mit ihrem einfachen, aber herrlichen Namen „Mutter Jesu" zusammenhangen.

Beginnen wir damit, sie zu betrachten in dem Augenblicke, in welchem die Worte des Engels an ihr in Erfüllung gingen, in welchem sie der Welt das fleischgewordene Wort gebar. Suchen wir auf Erden einen Ausdruck der besten und reinsten Zuneigung, suchen wir die Liebe in ihrer größten Innigkeit, in ihrer selbstsuchtlosesten Einfalt, in ihrer lieblichsten Zartheit, — es tritt uns die natürliche Zuneigung entgegen, welche die Mutter mit ihrem Kinde vereinigt. Für dieses Unterpfand der Liebe Gottes ist die Mutter bereit, sich selbst rückhaltlos hinzugeben; nicht nur die Gesundheit und alle Freuden des Lebens, das Leben selbst ist sie bereit zu opfern, wenn es gefordert wird. Wir können uns kein Wesen denken, welches bereitwilliger wäre, sein Leben für das eines andern hinzugeben, als die Mutter, welche ihr Kind in Gefahr sieht und sich ohne Bedenken entschließt, zum Opfer zu werden für seine Rettung. So herrlich ist diese Liebe, daß Gott sie sehr schön als Bild gewählt hat zur Veranschaulichung Seiner eigenen

Liebe zu den Menschen. Er begnügt Sich nicht damit, uns zu sagen: Ich bin euer Vater, — welche Liebe auch dieser Name schon besagen mag; Er vergleicht Sich selbst auch mit einer Mutter in Seiner innigen Liebe zu uns. Er konnte kein vollkommneres Bild zur Bezeichnung der Innigkeit Seiner Liebe zu uns wählen, als indem Er Sich selbst, nicht mit einem Vater, sondern mit einer Mutter vergleicht: „Kann eine Mutter vergessen das Kind ihres Leibes? Und vergäße sie es, so will Ich doch dich nicht vergessen." [1])

Und doch, meine Brüder, so vollkommen auch diese Liebe sein mag, als das erhabenste und heiligste der irdischen Gefühle, es muß noch eine Liebe geben und es gibt noch eine Liebe, die höher ist, viel größer, viel erhabener, — eine göttliche Liebe. Die Mutter muß Gott mehr lieben, als das Kind, für welches sie sich selbst zu opfern bereit ist; und es gibt keine fromme, keine tugendhafte Mutter, die nicht wüßte, daß sie lieber ihr Kind als ihren Gott verlieren muß. Es ist schwer, sich die Größe dieser Liebe vorzustellen, welche die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde übertrifft. Es gibt vielleicht Zeiten, wo die Mutter in ihrem Herzen sich Vorwürfe macht, daß sie Gott nicht liebe, wie sie ihr Kind liebt; selbst die heiligste Mutter wird gestehen, daß die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde mehr das Herz bewegt und seine Gefühle beherrscht und sich äußerlich mehr kund thut, als jede andere Liebe, und daß sie gern Gott in derselben Weise lieben möchte, wie den Gegenstand ihrer mütterlichen Zuneigung, daß sie gern die freudige Bereitwilligkeit in sich empfinden möchte, für Gott so viel zu leiden, wie sie für ihr Kind zu leiden bereit ist. Darum ist diese mütterliche Liebe sogar der Gefahr ausgesetzt, übertrieben zu werden; so stark ist sie ihrer Natur nach. Wenn der Augenblick der Prüfung kommt: wenn das Kind von einer Krankheit befallen wird; wenn die Mutter, wie David, für sein Leben betet und fastet; wenn sie Gott ihr eigenes Leben anbietet für das Leben ihres Kindes; wenn

[1]) Isaias 49, 15.

die Stunde kommt, wo sie ihrem Liebling den Lebensodem langsam entschwinden sieht — sie weiß, daß er hinüber geht aus einem Leben der Finsterniß und des Elendes zu einem ewig dauernden Leben maßloser Seligkeit; dennoch wird es ihr schwer, ihrem Gott ihr Kind hinzugeben, und einen Augenblick vielleicht klagt und murrt sie wider Ihn. Wenn sie aber nach den ersten Ausbrüchen ihres Schmerzes nachzudenken beginnt, welches sind die demüthigen Worte, die zuerst über ihre Lippen kommen? „O, ich habe dieses Kind zu sehr geliebt; ich habe es zu sehr zum einzigen Gegenstande meiner Liebe gemacht; nun hat Gott es zu Sich genommen!“ Wir sehen also, meine Brüder, daß diese Liebe der Mutter, so schön, so natürlich, so pflichtmäßig, so oft durch Gottes Gesetz eingeschärft sie auch sein mag, doch eine gefährliche Zuneigung werden kann, sofern sie ihr Maß überschreiten und möglicher Weise all die göttliche Liebe verdrängen kann, die wir dem Schöpfer und Geber aller Dinge schulden. Diese Gefahr aber zeigt uns recht deutlich die Größe und Stärke der Liebe der Mutter zu ihrem Kinde.

Einem menschlichen Wesen aber, einem der Geschöpfe Gottes ward der Vorzug verliehen, der nie einem andern verliehen worden war und nie einem andern verliehen werden wird, — daß diese Liebe in ihm nicht ihr Maß überschreiten konnte. Maria war die Mutter Gottes, und darum konnte sie gar nicht in die Gefahr kommen, daß ihre mütterliche Liebe, ich will nicht sagen, übertrieben, sondern auch nur im entferntesten anders als rein und vollkommen, heilig und gottgefällig hätte werden können. Die Liebesbeweise, die sie ihrem Kinde zuwendete, wendete sie Gott zu. Mit dem Rechte der Mutter umarmte sie ihr Kind, und es war Gott, den sie umarmte. So oft sie Ihm die Nahrung spendete, die Er als Kind anzunehmen Sich herabgelassen hatte, gab sie dem fleischgewordenen Gott einen Theil ihrer selbst, schenkte sie Gott eine Gabe, die kein anderes Wesen Ihm geben konnte. — Diese Vereinigung der mütterlichen Liebe mit der göttlichen

war unauflöslich. Die beiden Zweige der Liebe, welche in ihr aufblühten, waren so ineinander verschlungen und verwachsen, daß keine Macht im Himmel und auf Erden sie von einander trennen oder auch nur einen Augenblick aus einander biegen konnte. So genoß sie den einzig in seiner Art dastehenden Vorzug, daß sie die höchste, reinste und volllommenste menschliche Liebe ihrem Gott weihen konnte, daß es für ihr jungfräuliches Herz gar nicht möglich war, zu sehr zu lieben; denn sie liebte Gott mit der ganzen Kraft der Liebe der Mutter zu ihrem Kinde, und weihte zugleich die Liebe, welche Andere nur dem Geschöpfe weihen können, ihrem Schöpfer.

Gewiß also, meine Brüder, bietet uns die Mutterschaft Unserer Lieben Frau alles dar, was der irdischen Liebe der Mutter zu ihrem Kinde und der göttlichen Liebe des Geschöpfs zu seinem Schöpfer den Charakter der Heiligkeit in ihrer höchsten möglichen Vollkommenheit aufprägt. Denn was ist das Wesen der Heiligkeit? Die Liebe Gottes, die Erfüllung des ersten Gebotes: liebe Gott über alles. Denn wer Gott liebt, der erfüllt das Gesetz. Wenn aber die Liebe Gottes das eigentliche Wesen der Heiligkeit ausmacht, und wenn Maria das Vorrecht verliehen war, mit einer Innigkeit der Liebe zu lieben, wie kein anderes Geschöpf, — wenn sie ihren Gott lieben konnte mit der ganzen Gluth der höchsten und vollkommensten Liebe, die es auf Erden gibt, — wenn sie Gott lieben konnte mit der Liebe der Mutter zu ihrem Kinde: dann war ihre Liebe eine solche, wie selbst die seligen Geister sie nicht haben können; und dann mußte diese ihre Liebe zu ihrem Gott Maria zu der höchsten Stufe der Heiligkeit erheben und zu der Erhabensten und Schönsten unter den Heiligen Gottes machen.

Wenden wir uns nun zu der zweiten Stufe der Beziehungen zwischen der allerseligsten Jungfrau und ihrem Sohne, und sehen wir, wie auch diese sie über alle andere Menschen erhebt. Die Worte aus dem heutigen Evangelium, die ich

zum Vorspruch gewählt habe, können uns hier als Leitfaden dienen. Der Heiland ist in die Periode Seines Lebens eingetreten, in welcher das Kind einen eigenen Willen zu haben und sich seiner Rechte bewußt zu werden beginnt. Aber Er lebt in Nazareth Seinen Eltern unterthan: „Er war ihnen unterthan." Ihr versteht die Bedeutung dieser Worte: sie besagen, daß Er ihren Befehlen gehorchte, wie das Kind seinen Eltern. Es soll nicht gesagt werden, daß Er in größern und wichtigern Dingen dem Willen Seiner Mutter und Joseph's, Seines vermeintlichen Vaters, folgte. Das Wort „unterthan" bezeichnet, wie Jeder weiß, die Unterwerfung, welche das Kind den Eltern, der Unterthan dem Fürsten, der Diener dem Herrn schuldet; es bezeichnet den beständigen Gehorsam, die Beachtung jedes Winkes, die Bereitwilligkeit, zu jeder Zeit und an jedem Orte gleich jedes Geheiß zu erfüllen, die Geneigtheit des Geistes, des Willens und des Herzens, das eigene Wollen dem Wollen eines Andern zum Opfer zu bringen, den Willen eines Andern an die Stelle des eigenen Willens treten zu lassen. Das ist es, was dieses Wort besagt. Betrachten wir nun die ganze Tiefe seiner Bedeutung. Der Heiland lebt in Seinem elterlichen Hause, wie andere Kinder bei ihren Eltern leben; Er hilft dem Pflegevater bei seiner niedrigen Handtierung; Er geht der Mutter zur Hand in ihrem Hauswesen. Er wird nicht Rabbi, Meister oder Herr genannt, wie später; Er trägt noch den Namen Seiner Kindheit, den theuern Namen, den der Engel Maria mittheilte, den süßen Namen Jesus, den Seine Mutter und Joseph stets auf den Lippen haben. Er wird gerufen, Er wird geschickt, Es wird Ihm geheißen, — oder vielmehr, da es des Geheißes nicht bedarf, es wird Ihm aufgetragen, zu thun, was der kleine Haushalt erfordert. Und wie der Pflegevater in Jahren vorrückt und seinem Ende nahe kommt, mehren sich die Pflichten, die das heilige Kind übernommen, Sein Fleiß, Sein Gehorsam, Seine Arbeitsamkeit.

Ich habe schon gefragt: welche tiefe Bedeutung liegt darin?

Der Heiland ist Gott und Mensch. Als Gott hat Er keinen andern Willen als Sein ewiger Vater, mit dem Er so vollkommen Eins ist, daß Er unmöglich in irgend etwas einen andern Willen haben kann als den des Vaters; Er kann nicht im allermindesten von dem Willen des Vaters abweichen; denn der Wille des Vaters ist auch Sein Wille. Keine Auctorität, keine Gewalt, kein Geheiß konnte Ihn bewegen, im geringsten von jenem ewigen Willen abzuweichen, an welchem Er selbst Antheil hat und welcher Sein eigener Wille ist; es kann nie etwas anderes als die vollkommenste Dieselbigkeit, nicht bloß Gleichförmigkeit, zwischen Seinem Willen und dem Willen des Vaters bestehen. Wenn nun der Herr Menschen gehorcht, meine Brüder, wenn Er Seinen Willen einem Geschöpfe unterordnet, so kann das nur unter der Bedingung geschehen, daß Er volle Gewißheit hat, jeder Befehl und jeder Wunsch, der Ihm werde ausgesprochen werden, stehe in der vollsten Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes. Es muß für Ihn ganz gleich sein, dem Willen Mariä und dem Willen Seines himmlischen Vaters zu gehorchen; denn könnten beide von einander verschieden sein, Er müßte dem Geschöpfe den Gehorsam verweigern. Es muß nicht nur thatsächlich eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen dem einen und dem andern Willen vorhanden sein, sondern Gott muß auch wissen, daß dieselbe sicher immer vorhanden sein werde. Wenn das Evangelium also berichtet, Jesus sei achtzehn Jahre hindurch Seiner heiligen Mutter unterthan gewesen, so liegt darin zugleich, Er habe gewußt, daß während dieser achtzehn Jahre, wie während der vorhergegangenen Jahre, keine Verschiedenheit stattfinden konnte zwischen ihrem Willen und dem Willen Seines Vaters, mit welchem jede Handlung, jeder Gedanke, jeder Athemzug Seines Lebens nothwendig im Einklange stehen mußte. — Wir, meine Brüder, können wünschen, Gott zu lieben nach unsern Kräften; der Mensch kann sich auf's eifrigste bestreben, zu thun, was Gott wohlgefällig ist; aber wir wissen: es ist unmöglich für ihn in dieser Welt der

Unvollkommenheiten und Versuchungen Gewißheit darüber zu erlangen, daß sein Wille und seine Handlungen stets mit dem Willen Gottes in Einklang stehen. Er muß fortgesetzte Aufmerksamkeit, ununterbrochene Sorgfalt und Anstrengung darauf verwenden, alles, was er thut, nach dem Willen Gottes zu thun. Wir müssen uns bestreben, Schritt für Schritt in die Fußstapfen Dessen zu treten, von Dem allein wir lernen und die Kraft erlangen können, uns Seinem Willen in allem gleichförmig zu machen. Aber das beseligende Bewußtsein der vollkommenen Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes ist den seligen Geistern vorbehalten und den Seelen der vollendeten Gerechten, welche in Gott leben und in dem ewigen Genusse Seiner Gegenwart, welche nicht einen Augenblick in ihrer Hingebung an Ihn wanken oder aus dem Zustande der vollkommenen Vereinigung mit dem Willen Gottes heraustreten können. Das wird das glückliche Loos des erlösten Menschen sein, wenn die Prüfungszeit vorüber ist, und er nicht ferner mehr seinen eigenen irdischen Wünschen nachgeben kann. — Aber Maria ward schon auf Erden dieser Vorzug verliehen, daß sie in allen ihren Handlungen mit dem Willen Gottes übereinstimmte. So vollständig war diese Uebereinstimmung, daß der Sohn Gottes selbst ihr gehorchen konnte mit der vollen Sicherheit, daß jeder ihrer Befehle, jeder ihrer Wünsche in der genauesten Uebereinstimmung stehen werde mit dem Willen Seines himmlischen Vaters. So war jeder Blick Maria's nur ein Abglanz des Auges Gottes; jedes Wort, welches über ihre Lippen kam, das Echo der Stimme Gottes, die von Seinem Throne erschallte; jeder Befehl oder Wunsch, den sie aussprach, jedes Verlangen und jeder Gedanke ihres Herzens übereinstimmend mit dem Willen Gottes! — Was, meine Brüder, ist die nothwendige Vorbedingung der Liebe? Der Wunsch, sich in vollkommener Einheit und Harmonie zu befinden mit dem Gegenstande der Liebe. Von Maria aber kann in Wahrheit gesagt werden, daß sie mit Herz und Seele nicht bloß in der innigsten Liebe, sondern auch in Wort und

That in der vollkommensten Vereinigung mit Gott sich befunden habe.

Gibt es noch eine höhere Stufe der Vereinigung mit Gott, die für ein Geschöpf erreichbar ist? Es gibt nur noch eine, und sie besteht in jener höhern Liebe zu Gott und in jener höhern Vereinigung mit dem göttlichen Willen, welche dem Geschöpfe den Wunsch einflößt, wo möglich mit dem Schöpfer mitzuwirken, nicht bloß Sein Werkzeug, sondern in Wahrheit ein Mithelfer bei Seinem Werke zu sein; auserseheu zu werden, in Seinem Namen zu handeln und eine Macht auszuüben, welche, von Gott ausgehend, dem Menschen so übertragen wird, daß er sie mit der Freiheit gebrauchen kann, welche ihre Anwendung verdienstlich macht. Meint ihr nicht, daß die Engel im Himmel, welche das Angesicht des Vaters sehen und in Seiner Anschauung eine selige Ewigkeit erleben, es als Auszeichnung betrachten, wenn sie gesandt werden, Gottes Willen zu vollbringen? Glaubt ihr nicht, daß der Schutzengel, der gesandt wird zur Beschützung des geringsten unter den Menschenkindern, des armen Findlings, der dem Hungertode preisgegeben wird, sich als mit einer ehrenvollen, glorreichen Aufgabe betraut ansieht, weil er dadurch den Willen Gottes thut, und Seinen Rathschluß ausführen hilft, die Beseligung der Menschen? Oder glaubt ihr nicht, daß jeder der höchsten Engel, wie Michael, Gabriel oder Raphael, wenn er gesandt wird, der Welt eine frohe Botschaft zu bringen, oder ein großes Werk im Namen Gottes auszuführen, mit Entzücken seine Schwingen ausbreitet, die unmittelbare Gegenwart Gottes verläßt, — freilich tritt er nirgendwo aus der Gegenwart Gottes heraus — und freudig hingeht, um dem Daniel eine Weissagung zu erklären oder Maria die Botschaft der ewigen Liebe zu bringen? Ja, er sieht die höchste Ehre darin, daß er so in den Stand gesetzt wird, bei der Ausführung der erhabenen Rathschlüsse Gottes mitzuwirken. Ja, welches war die Stellung jener großen Männer des alten Gesetzes von Moyses an bis zu den Machabäern, welche auserseheu wurden, die Führer des

Volkes Gottes zu sein, deren Leitung und Sorge die Ausführung Seiner gnadenvollen Rathschlüsse übertragen war, welche den Stab Seiner Allmacht in der Hand trugen und das Geheimniß Seiner Weisheit in der Brust? Waren sie nicht höher geehrt, als alle andere Menschen? Sahen sie es nicht als glorreiche Auszeichnung an, mit der Vollführung irgend eines Planes der göttlichen Vorsehung betraut zu werden? Es war ja auch mit solchen göttlichen Aufträgen eine besondere Ehre als Lohn verbunden. Die Engel, welche so gesandt worden sind, werden von den himmlischen Heerschaaren unterschieden, und es werden uns ihre Namen kund, daß wir ihnen eine besondere Verehrung erweisen können; und diejenigen unter den Heiligen des Alten Bundes, welche mit einer göttlichen Sendung beauftragt wurden, sind dadurch über den Rang gewöhnlicher Propheten erhoben, sie sind die Heroen, die großen Männer des Alten Gesetzes.

Aber Theil zu nehmen an dem Werke Gottes in der Stille, unerkannt, ohne Belohnung von Seiten der Menschen, wenigstens bei Lebzeiten, ohne die natürlichen Vortheile, welche den Menschen sonst bei einem großen und erhabenen Werke stärken und begeistern — das war ein Verdienst, welches ihr vorbehalten blieb, ohne deren Mitwirkung der Zustand der Menschheit ein sehr trauriger sein würde. Es gefiel Gott, die Ausführung des größten aller Geheimnisse von ihr abhängig zu machen. Er läßt ihr Zeit zu überlegen; Er gestattet ihr, Bedenken vorzutragen, Bedingungen zu stellen, — sie behält sich vor, daß sie nicht das kostbare Gut opfern müsse, welches sie höher schätzt, als die höchste denkbare Ehre, und es muß ihr versichert werden, daß der göttlichen Allmacht auch die Vereinigung der beiden Vorzüge möglich ist und daß diese bei ihr Statt finden soll. Und erst nachdem sie gesagt: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte," wird das große Geheimniß vollbracht.

Verweilen wir bei diesem Gegenstande noch einige Augenblicke. Wir haben hier das erhabenste Werk, welches Gott nicht

seit der Weltschöpfung, sondern während der zahllosen Jahrtausende Seines Lebens vollbracht hat: die Fleischwerdung des Wortes. Und wie eigenthümlich ist der Antheil, den Maria an diesem Geheimnisse nimmt! Sie spricht die Worte; sie kommen kaum hörbar über ihre Lippen; und sie ist nicht nur allein die Hochbegnadigte, sondern auch die Einzige, die um ihre Begnadigung weiß; kein anderer Mensch kann etwas davon ahnen; selbst Joseph wußte nichts davon, bis ein Engel es ihm offenbarte. Erlaubt mir nun, einen Augenblick den Weg zu verlassen, den ich bisher eingehalten. Ich habe euch angeredet als gute und treue Katholiken, die glauben, was die Kirche lehrt, und als Verehrer Maria's, die ihr innige Andacht weihen; aber hier kann ich mir nicht versagen, eine Bemerkung beizufügen, die euch vielleicht, nicht um euerer selbst willen, aber um Anderer willen von Nutzen sein kann. Blicket hin auf diejenigen, welche, zu ihrem eigenen Schaden, die hohen Vorzüge Maria's nicht kennen und nicht verstehen; blicket hin, ich will nicht sagen, auf die Elenden, welche frech, gefühllos und roh genug sind, sie zu schmähen, sondern auf diejenigen, welche in achtungsvollen Ausdrücken, aber ohne ihre Vorzüge anzuerkennen, von ihr reden. Seht doch, in welche Schwierigkeiten solche Leute sich verwickeln. Sie sagen: wir können die Jungfrau Maria nicht verehren, denn dadurch würden wir die Ehre schmälern, die ihrem Sohne gebührt, dem fleischgewordenen Worte, Jesus Christus. Aber ich frage sie: Woher wißt ihr, daß Er Fleisch geworden ist? Woher wißt ihr, daß der Sohn Gottes Mensch geworden ist? Ihr sagt in euerm Glaubensbekenntnisse, Er sei empfangen worden vom heiligen Geiste; wer bezeugt euch diese Empfängniß? Gabriel hat sie nicht verkündet; er verschwand, sobald er seine Botschaft ausgerichtet. Ihr glaubt doch nicht, kein Protestant glaubt, die Bibel sei eine reine Offenbarung, d. h. nichts als eine Reihe von Wahrheiten, die nicht bekannt waren und durch menschliche Mittel nicht erkannt werden konnten. Die Evangelisten selbst sagen, gerade der Evangelist, aus dessen Berichten ich geschöpft habe,

sagt, Maria habe „alle diese Worte in ihrem Herzen bewahrt," und er selbst habe Erkundigungen von denjenigen eingezogen, welche alles wußten von Anfang an. [1]) Maria war die einzige Zeugin des Geheimnisses der Menschwerdung auf Erden; nur ihr Wort konnte bekunden, daß sie wunderbar empfangen hatte vom heiligen Geiste. Sie sagte es den Aposteln, und diese glaubten es und zeichneten es auf unter dem Einflusse des heiligen Geistes. Die eigentliche Quelle des geschichtlichen und inspirirten Zeugnisses für die Vollbringung des großen Geheimnisses der Menschwerdung ist Maria; und auch diejenigen, welche ihr die gebührende Verehrung verweigern, können nur auf ihr Zeugniß hin glauben, daß Gott unsere Natur angenommen hat. Durch sie wissen sie es, und doch behaupten sie, durch ihre Verehrung werde ihres Sohnes Ehre beeinträchtigt. Aber so wie dieses große Geheimniß mit ihrer Mitwirkung vollbracht wurde, so war es billig, daß es durch sie der Welt kundgethan werde. [2])

Endlich kam die Zeit der Vollendung des ewigen Geheimnisses der Erlösung des Menschengeschlechts, worüber Menschen und Engel erstaunen sollten. Da war Ein Herz, in welchem alles, was da kommen sollte, sorgfältig aufbewahrt wurde, das Herz derjenigen, welche die wunderbaren und geheimnißvollen Worte gehört hatte, die der ehrwürdige Greis zu ihr gesprochen in den Tagen ihres mütterlichen Glückes, — das Schwert des Schmerzes werde ihr Herz durchbohren. Oftmals ohne Zweifel hatte sie mit ihrem göttlichen Sohne über diesen schmerzvollen Gegenstand gesprochen. Sie wußte nur zu wohl, welches Schicksal Ihm bevorstand; sie wußte, weshalb Er in die Welt gekommen war und wie jeder Seiner Athemzüge ein Act des Gehorsams gegen den Willen Gottes war; sie wußte wohl, daß Er einen bittern Trank kosten mußte, den nicht ihre Hände Ihm bereitet hatten; sie hatte in voraus schon

[1]) Luc. 1, 1 ff.
[2]) Vergleiche die weitere Ausführung dieser Gedanken in Cardinal Wiseman's Verm. Schriften. II. S. 162 ff. D. Uebers.

das Leiden durchlebt, welches sie auf diese Weise vorhersah, und sie wußte wohl, daß Seine Stunde gekommen war, als Er das letzte Ostermahl mit Seinen Jüngern hielt, — die Stunde, wo Er diese Welt verlassen und in die Herrlichkeit Seines Vaters eingehen sollte. Da wußte sie, daß Ihm noch ein anderer Kelch, als der des Ostermahles, werde dargereicht werden, um von Ihm geleert zu werden bis auf die Hefe. Sie wußte das wohl, — so wohl, daß wir uns kaum auf die fromme Ueberlieferung zu berufen brauchen, wonach sie in einem Gesichte schaute, was in Gethsemane geschah. Aber so wie der Morgen graute, eilte sie zu ihrem Sohne hin, um die Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes, die sie während ihres ganzen Lebens bewahrt, bis zum Ende zu bewahren, die Gleichförmigkeit, die so groß gewesen war, daß ihr Sohn, ihrem Willen gehorsam, Sein erstes Wunder vor der Zeit gewirkt hatte.[1]) Es war billig, daß diese Gleichförmigkeit endlich zu einer vollkommenen, nicht der mindesten Sonderung fähigen Einheit sich gestaltete; und das konnte nur geschehen, wie es geschehen ist auf dem Calvarienberge am Fuße des Kreuzes.

Meine Brüder! Warum stand Maria am Fuße des Kreuzes? Die Antwort auf diese Frage enthüllt uns ein großes Geheimniß. Warum also war Maria dort? Es war nicht in dem Urtheilspruche bestimmt, daß zur Vermehrung der Bitterkeit des Todes Jesu Seine Mutter dabei zugegen sein sollte; bei keinem Volke, auch nicht bei dem rohesten und grausamsten, ist jemals befohlen worden, die Mutter solle auf dem Schaffot stehen, auf welchem ihr Sohn eine wirkliche oder vermeintliche Schuld büßte. Maria war nicht genöthigt, auf dem Calvarienberge zu stehen; sie wurde nicht dorthin geschleppt, und es war auch sonst nicht ihre Weise, sich öffentlich zu zeigen. Sie war freilich ihrem Sohne gefolgt auf all Seinen Wanderungen durch das jüdische Land; aber sie pflegte draußen zu stehen, und das Volk, welches Ihn umgab, sagte: „Deine

[1]) Vergl. Verm. Schriften. II. S. 181. D. Uebers.

Mutter und Deine Brüder sind draußen.“ Sie machte ihr Recht, in Seiner Nähe zu sein, nicht geltend, wenn Er die Pharisäer zurechtwies oder das Volk lehrte. Wenn Er in ein Haus ging, um Seine Wunder zu wirken, oder auf einen Berg, um verklärt zu werden, dann nahm Er Petrus, Jacobus und Johannes mit Sich; es wird nicht berichtet, daß Maria Ihm gefolgt sei, um sich der Ausübung Seiner göttlichen Macht oder der Offenbarung Seiner himmlischen Herrlichkeit zu erfreuen. Nein, sie folgte Ihm nur von Ferne mit liebendem Sinne; sie wußte, daß ihre Stunde noch nicht gekommen, daß die Zeit noch nicht da war, wo ihre mütterlichen Pflichten mit ihren mütterlichen Rechten zusammen fallen sollten. Sie hatte ihr ganzes Leben in stiller Zurückgezogenheit zugebracht, erst im Tempel, dann in der Hütte zu Nazareth. Und sie, die von Natur sich scheute vor der Oeffentlichkeit, trat hervor zu der Zeit, welche für ihr Herz die schmerzvollste war, um zugegen zu sein, als ihr Sohn hingerichtet, in der grausamsten Weise, in der Weise hingerichtet wurde, welche ihr zartes Herz am furchtbarsten zerreißen mußte. Maria kam, um zugegen zu sein bei dem Tode — wessen? Ihres einzigen geliebten Sohnes, ihres einzigen Kindes, Dessen, den sie als Kind auf ihren Armen getragen. Sie tritt ganz nahe hinzu, um zu sehen, wie man die Hände grausam durchbohrt, die sie so oft an ihre Lippen gedrückt; sie steht da und sieht Sein schönes, göttliches Angesicht, — dessen Augen ihr zuerst freundlich entgegengestrahlt, dessen Lippen ihr zuerst zugelächelt, — mit dem Blute überronnen, welches von der Dornenkrone herabströmt; sie sieht Ihn ganz entstellt von den Spuren der Mißhandlungen Seiner Peiniger, die Ihn geschlagen, verwundet und angespieen haben. — Sie hat Ihn aufgesucht in der Stunde Seines Leidens. Und warum? Weil das Herz der Mutter bei dem Herzen des Sohnes sein muß, auf daß beide zusammen durchbohrt werden und in der vollkommensten Vereinigung leiden, auf daß man in Wahrheit von ihr sagen könne, sie habe in ihrem mitfühlenden Herzen mitgewirkt an dem göttlichen Werke der Erlösung.

Denkt euch, meine Brüder, ihr hättet zwei Stücke reinen Goldes. Das eine ist schwerer als das andere, von unvergleichlich größerm Werthe, von hellerm Glanze, von feinerm Gehalt und in tausend Hinsichten euch besonders theuer; das andere ist auch von großem, aber von unendlich geringerm Werthe, als das erste. Was müßt ihr thun, um die beiden Stücke zu einem einzigen zu machen? Ihr werft sie in denselben Schmelztiegel, bringt sie in dasselbe Feuer, und sie werden sich mit einander verschmelzen, so daß sie nicht mehr von einander gesondert werden können. In dem Schmelztiegel des Leidens, in dem Feuer der Schmerzen sind auch die Herzen Jesu und Mariä mit einander vereinigt worden in jener Stunde auf dem Calvarienberge; und wäre es auch wohl möglich gewesen, daß eine Verschiedenheit im Denken, Fühlen und Wollen zwischen beiden hätte entstehen sollen? Wäre es wohl möglich gewesen, die beiden Herzen von einander zu trennen, in denen alle andern Gedanken zurückgetreten waren hinter den Einen Gedanken an das große Opfer, welches Gott dargebracht wurde zum Heile der Menschen?

Wie vollkommen gleich gestimmte Saiten so mit einander verbunden sind, daß, wenn die eine angeschlagen wird, ihre Schwingungen sich auch der andern mittheilen und ihr den gleichen Ton entlocken, so erklang auch auf den vollkommen gleich gestimmten Saiten dieser beiden heiligsten Herzen derselbe süße Ton der leidenden Liebe, und jedes Klopfen und jedes Pochen des einen klang in dem andern wider.

Nun ging aber diese Vereinigung noch weiter. In jener feierlichsten Stunde erkannte Jesus förmlich Maria als Seine Mutter an, so wie Er Gott laut Seinen Vater nannte. Was anderes konnte sie wünschen, als, wenn auch noch so unvollkommen, den himmlischen Vater nachzuahmen in dem, was Er an Seinem vielgeliebten Sohne that? Da sie also wußte, daß der ewige Vater Ihn als Opfer und in den Tod dahingab aus Liebe zu den Menschen, was konnte sie anderes thun, als auch ihrerseits Ihn dahingeben? Und eben dazu ist sie hierher

gekommen; darum steht sie am Fuße des Kreuzes, um für die Menschen, die verloren waren, öffentlich und freiwillig alles hinzugeben, was ihr auf Erden theuer war. Nur sie, nur Seine Mutter kann so vollkommen gleichförmig werden Seinem allmächtigen Vater. Wie sie Ihn empfing bei Seiner Menschwerdung, so gab sie Ihn hin bei Seinem Tode, indem sie sprach: „Der Herr gibt, und der Herr nimmt; der Wille Gottes möge gepriesen und vollkommen erfüllt werden allezeit,“ ja, selbst wenn ihr mütterlicher Busen dadurch verwundet und das Schwert des Schmerzes tief in ihr liebendes Herz gebohrt wird. So wirkte sie, so weit es möglich war, mit Gott mit bei Seinem großen Werke; sie wurde die Priesterin der Menschen, der es gestattet ward, das Opfer zu vollbringen, welches zu schwer und zu schmerzlich war für Abraham: das Opfer eines geliebten Kindes. Wir wissen wohl, daß Jesus Christus allein der Priester und das Opfer Seines himmlischen Vaters ist. Aber wir beeinträchtigen nicht die unendliche Majestät, Wirksamkeit und Erhabenheit des Opfers des Lammes auf unsern Altären, wenn wir glauben, daß Er uns, Seinen unwürdigen Priestern, gestattet, in einem gewissen Sinne Seine Mitwirker zu sein bei dem Werke, — nicht als vermehrten wir dessen Wirksamkeit durch das, was wir thun, aber doch sofern wir gleichsam Ihm zur Seite stehen als Seine Diener, daß wir die göttliche Thätigkeit erflehen und veranlassen, ohne welche nichts, was wir thun können, irgend etwas wirken kann. In ähnlicher Weise, dürfen wir also auch sagen, habe Maria, — die Gott liebte, wie kein anderes Geschöpf Ihn je geliebt, die Ihn liebte in Gleichförmigkeit mit Seinem göttlichen Willen, in einer Weise, wie es nie einem andern Wesen auf Erden verstattet war, — in ähnlicher Weise, sage ich, hat auch Maria das höchste Ziel der Wünsche der Liebe erreicht, daß ihr verliehen ward, mit Gott zu handeln, zu wirken und zu leiden, theilzunehmen, so weit das dem schwachen Sterblichen möglich ist, an der Vollbringung Seines erhabenen und glorreichen Erlösungswerkes.

Meine Brüder, ich bin überzeugt, Viele von euch haben im Herzen schon daran gedacht, daß die Mutterschaft Mariä sich weiter erstreckt, als auf Einen geliebten Sohn. Ihr fragt: Sind wir nicht Alle ihre Kinder? Feiern wir nicht gerade an dem heutigen Feste ihre innige und wirksame Mutterliebe zu uns, ihren Kindern? Ich brauche euch nicht zu sagen, daß eben jene Stunde, in welcher die beiden heiligen Herzen Jesu und Mariä so im Schmerze mit einander sich verschmolzen, daß sie nicht mehr von einander getrennt werden konnten, auch die Stunde war, in welcher das Bruderverhältniß zwischen Jesus und uns besiegelt wurde. Durch Seine Menschwerdung sind wir in Wahrheit Seine Brüder, und ist Maria in Wahrheit unsere Mutter geworden; aber Seine bleichen und bebenden Lippen verkündeten kurz zuvor, ehe Er zum letzten Male aufschrie vom Kreuze, laut diese unsere Verwandtschaft, indem Er ihr gebot, von Johannes seine Kindesliebe, und dem Johannes, von ihr ihre Mutterliebe anzunehmen. Wir nehmen diese Worte an in ihrer vollsten Bedeutung: wir stellen uns gern neben den geliebten Jünger ohne Furcht, verstoßen zu werden, und wir richten freudig unsere Bitten um Fürsprache an Maria, als unsere Mutter auf dem Himmelsthrone. Wir können sie nicht den andern Heiligen gleichstellen, die mit Ihm die Seligkeit genießen. Wir sehen freilich unter ihnen solche, denen wir besondere Verehrung schulden, die Schutzheiligen unseres Vaterlandes, diejenigen, welche seinen Glauben gepflanzt und vertheidigt haben, die verehrt werden, weil sie unser Land verherrlicht und, was mehr ist, gesegnet haben. Aber mit der Ehre, die wir ihnen erweisen, und mit den Bitten, die wir an irgend einen Andern aus den glorreichen Heerschaaren der Engel und Heiligen richten, können wir unmöglich die tiefere Verehrung, die inbrünstigern Gebete, und vollends nicht die kindliche Liebe gleichstellen, die wir der Mutter Gottes schulden. Zu ihnen reden wir als Heiligen, als treuen Dienern des Herrn, als unsern Freunden, die uns in das Reich der Herrlichkeit vorangegangen und dort unsere Fürsprecher sind; aber

keinen aus ihnen können wir mit den Worten anreden, mit denen wir Maria anreden, zu keinem können wir reden, wie das Kind zur Mutter; von keinem können wir den Schutz, die Liebe, die Huld beanspruchen, die wir als Kinder einer gemeinsamen Mutter jeden Tag und jede Nacht von Maria fordern dürfen. Gleich wie Salomon, als seine Mutter zu ihm kam, aufstand und sich vor ihr verneigte und sie zu seiner Rechten auf einem Throne sitzen ließ vor allen Andern, so steht Maria zwischen den himmlischen Heerschaaren und ihrem Sohne; wenn wir an sie denken, dürfen wir sie uns vorstellen als einzelne, helle Lichtgestalt, die zwischen Ihm und den höchsten Ordnungen jener seligen Geister strahlt. Und warum? Weil sie die Mutter Gottes ist. Ihre Mutterschaft hat ihr das erworben, was zugleich die Vollendung ihrer Liebe ist. Ihre Liebe ist vollkommen, ihre Gleichförmigkeit mit Gott ist ewig, ihr Zusammenwirken mit Jesus ist ununterbrochen geworden, indem sie fortwährend ihre Huld uns zuströmen läßt, indem sie unablässig unsere Bedürfnisse ihrem göttlichen Sohne vorstellt, indem sie ohne Aufhören für uns bittet, wie das ihr zusteht, die allein die Mutter Gottes ist. Darum, meine Brüder, laßt nicht ab, sie zu lieben, zu verehren! Achtet nicht auf das, was ihr sagen hört gegen diese Verehrung: es werde die Verehrung unseres göttlichen Heilandes beeinträchtigt durch die Verehrung Maria's. Betet oft zu ihr in euern Nöthen, in euern Bedürfnissen, in euern persönlichen und häuslichen Leiden, und seid versichert, daß sie auf euere Bitten hören wird. Seid versichert, daß das Band, welches Ihn und sie auf Erden umschloß, und welches Ihn und sie auch im Himmel umschließt, auch uns mit ihr vereinigt: unser Vertrauen und unsere Hoffnung und endlich unsere ewige Seligkeit ist Jesus und Maria.

V.

Ueber die alten Glasarbeiten, welche man in den Katakomben findet.[1])

Meine Damen und Herren! Ich darf kaum erwarten, daß der Gegenstand, über welchen ich zu reden gedenke, sehr großes oder allgemeines Interesse erwecken wird; und ich werde darum wohl mit einigen Worten mich darüber erklären müssen, warum ich ihn gewählt habe. Ich wurde ersucht, zum Besten des Vereines vom heiligen Vincenz, eines Vereines, dessen Vortrefflichkeit ich aus eigener Erfahrung kenne, einen Vortrag zu halten. Ich lehnte anfangs ab, da ich für keinen bestimmten Vortrag vorbereitet war und fürchtete, ich möchte bei den vielen schon übernommenen Verpflichtungen nicht im Stande sein, mich genügend vorzubereiten. Da ich indeß nochmals dringender ersucht wurde, glaubte ich nachgeben und wenigstens den Versuch machen zu müssen, etwas für einen Verein zu thun, den ich so sehr schätze. Während ich nun nachdachte, was ich zum Gegenstande meines Vortrages wählen solle, erhielt ich die Zeichnungen zu einem sehr interessanten Werke, welches eben jetzt zu Rom von einem der gründlichsten Kenner der kirchlichen Alterthümer herausgegeben wird; der Herausgeber, welcher mir dieselben übersandte, schrieb mir dabei, es werde ihn sehr freuen, wenn ich einen Vortrag über sein Werk halten wolle.

Der Gegenstand war mir freilich schon seit vielen Jahren bekannt, aber nicht in der Weise, wie er von diesem Gelehrten

[1]) Ein Vortrag, gehalten zum Besten des Vincenz-Vereins in der Rotunde zu Dublin am 11. Sept. 1858.

behandelt worden ist. Er hat alles, was Andere vor ihm darüber geschrieben, mit ungeheuerm Fleiße gesammelt und mit seltener Gelehrsamkeit erörtert, und sehr viel Neues und Interessantes beigefügt. Es kam mir so vor, als wären mir diese gelehrten Untersuchungen eigens zu dem Ende vorgelegt worden, daß ich mich der an mich ergangenen Einladung nicht entziehen könnte, und so versprach ich denn, — ich fürchte etwas übereilt, — einen Vortrag zu halten „über die Glasarbeiten, welche in den Katakomben gefunden werden." Wollte ich über die Katakomben selbst sprechen; wollte ich Sie, gestützt nicht so sehr auf meine nicht sonderlich umfassenden Studien, als auf meine ziemlich ausgedehnten eigenen Anschauungen und Beobachtungen, durch diese heiligen Labyrinthe führen, — in die herrlichen Hallen, in welchen die alten Christen ihre Versammlungen hielten, in die Kapellen, in welchen sie während der Jahre der Verfolgung die heiligen Geheimnisse feierten und dann am Ende ihre Ruhestätte fanden; wollte ich vor Ihnen aufrollen die schönen und rührenden Beweise für die Tugenden jener alten Christen, die wir in den Inschriften jeder Wand, in den Malereien jedes Gewölbes, ja selbst in den Mosaiken der Fußböden finden; oder wollte ich diesen ausgedehnten und interessanten Gegenstand unter dem religiösen Gesichtspunkte behandeln und Ihnen die Verbindung zwischen der alten und der spätern Kirche nachweisen: dann hätte ich ein Thema, über welches ich manches vortragen könnte, was vielleicht für Viele belehrend sein dürfte, und welches jedenfalls für alle Anwesenden von großem Interesse sein würde. Aber über die wichtigen und interessanten Punkte, welche dieser Gegenstand dem Redner darbietet, habe ich nicht zu sprechen. Ich will vor Ihnen so recht den Staub dieser ehrwürdigen, jetzt zehnfach heiligen Orte durchwühlen; ich muß Sie bitten, mit mir hier und da in die finstern Winkel hineinzublicken und, die Kerze in der Hand, den Mörtel zu untersuchen, der vormals das Grab eines Martyrers oder eines gewöhnlichen Christen bedeckte, und die Stücke von den gebrechlichsten Werken jener Zeit

zu sammeln, — die Scherben der alten Glasarbeiten; denn wir werden kaum etwas finden, was nicht zerbrochen wäre.

Als ich sagte, ich wolle von den Glasarbeiten der Katakomben reden, da hat vielleicht der Eine oder Andere gedacht, die alten Christen hätten auch schon Glasmalereien angefertigt, wie wir sie in unsern Kathedralen und in neuern Kirchen finden, und diese habe man gesammelt. An etwas der Art dürfen Sie aber gar nicht denken. Es sind vielmehr recht eigentlich Kleinigkeiten, von denen ich zu reden habe, freilich Kleinigkeiten, die in ihrer Weise auch interessant sind. Wie gesagt, finden sich nur Stücke Glas in den Katakomben; keine Glasarbeit ist vollständig auf uns gekommen; aber glücklicher Weise sind uns die interessantesten Theile erhalten. Diese hat man gesammelt, und über diese will ich zu Ihnen reden.

Sie werden Sich vielleicht versucht fühlen zu lachen, wenn ich gleich eingestehe, — denn einmal muß die Wahrheit doch herauskommen, — daß ich von nichts Anderm zu reden gedenke, als von Glasstücken, die vordem den Fuß oder Boden von gewöhnlichen Trinkgläsern verschiedener Form gebildet haben. Es handelt sich aber in der That nur um dergleichen Dinge. Zu meinem Bedauern ist es mir nicht möglich, Ihnen anders als durch Beschreibungen eine Vorstellung von denselben zu geben. Auch die größten Abbildungen, die es davon gibt, würden für diesen Raum und für diese Versammlung zu klein sein; sie müßten für eine solche Gelegenheit in riesigen Dimensionen abgebildet werden und dadurch würden sie ihre eigenthümliche Schönheit verlieren. Sie müssen also meine unvollkommene Beschreibung als Ersatz für eine Anschauung derselben annehmen.

Das Material, aus welchem diese Gefäße verfertigt sind, ist, wie gesagt, einfaches Glas. Denken Sie sich ein gewöhnliches Weinglas oder ein größeres Glas ohne Fuß, und mit zwei Henkeln, wie man sie jetzt zum Zierrath hat oder um Blumen darin aufzubewahren, hinstellt. Denken Sie sich diese Gläser zerbrochen, so daß nur der Boden übrig geblieben ist,

und Sie haben eine ziemlich genaue Vorstellung von dem, was uns von vielen dieser verzierten Gläser erhalten ist. Ja es existirt nur ein einziges kleines Bruchstück von dem obern Theile eines solchen Glases; — und aus diesem erkennen wir, daß wenigstens mitunter der obere Theil in ähnlicher Weise verziert wurde, wie der Boden. — Diese Bruchstücke sind von dreierlei Größe: einige waren ohne Zweifel der Boden von weiten und flachen Schalen mit Füßen, andere von größern oder kleinern Trinkgläsern. Die untern Theile der kleinern Trinkgläser sind alle, mit Ausnahme eines Exemplares im britischen Museum, so convex, daß die Gläser nicht auf einen Tisch gesetzt, sondern gleich ausgetrunken oder in eine Vertiefung gestellt werden mußten, wie ein Ei, denn in der That können sie mit nichts besser verglichen werden, als mit der Spitze eines Eies.

Die größten unter diesen Glasstücken, die ich kenne, haben Verzierungen von 4—4½ Zoll im Durchmesser, mitunter ist noch ein unverzierter Rand darum; die zweite Klasse hat 3—4 Zoll im Durchmesser, die dritte noch weniger; aber auch diese kleinsten Stücke sind in derselben eigenthümlichen Weise verziert wie die größern. Man hat dieser Glasstücke gegenwärtig einige hunderte; man findet sie in fast allen Museen. Einige haben wir im britischen Museum; diese sind meist sehr klein, aber eins oder zwei darunter von einigem Werthe. Eins oder zwei befinden sich im Fould'schen Museum zu Paris, eins oder zwei zu Florenz, vielleicht ein halbes Dutzend in einigen Privatsammlungen in Italien, z. B. zu Bologna, Urbino und Pesaro, bei weitem die meisten aber zu Rom. Die reichhaltigste Sammlung hat das vaticanische Museum; in einer besondern Abtheilung desselben, dem sogenannten christlichen Museum, hat man nämlich seit langer Zeit altchristliche Gegenstände angesammelt und darunter sehr viele solche Gläser. Im Verlaufe meines Vortrags wird Ihnen klar werden, warum die große Mehrzahl derselben sich hier beisammen findet. Auch das Kircher'sche Museum im römischen Colleg, so genannt von seinem

Gründer, dem berühmten Pater Kircher, hat eine sehr werthvolle Sammlung. In diesem Colleg lebt und wirkt der Gelehrte, dessen Werk mir kürzlich zugekommen ist; es ist der Jesuit Garucci, in der literarischen Welt bereits rühmlich bekannt durch mehrere gründliche und sehr interessante archäologische Schriften.

Bis jetzt habe ich noch gar nicht gesagt, was diese Gläser so sehr interessant macht. Auf jedem derselben befinden sich Verzierungen, Inschriften, Symbole, ganze Scenen oder einzelne Figuren der manchfaltigsten Art, aber alle in reinem Golde und ganz unversehrt. Zuerst fragt sich nun: wie wurden diese Verzierungen angebracht?

Wenn das Glas einen Fuß erhalten sollte, so legte der Künstler entweder auf die obere Fläche des Fußes oder auf die untere äußere Fläche der Coupe ein Blatt Gold, welches vielleicht mit einer Art von Gummi befestigt wurde, und brachte dann die Verzierungen in der Weise hervor, daß er mit dem Grabstichel von dem Goldblättchen alles wegschaffte, was nicht zu den Verzierungen gehörte. Wollte er z. B. einen Kopf in der Mitte und um denselben herum eine Inschrift anbringen, so wurde von dem Goldblättchen alles weggeschafft, was nicht zur Darstellung des Kopfes und der Inschrift nöthig war, so daß um die Verzierungen herum das reine Glas wieder hervortrat. War das Goldblättchen nicht auf dem Fuße, sondern auf der Außenseite der Coupe aufgelegt, so mußte er die Verzierungen, die Buchstaben und Figuren so ausstechen, daß sie, wenn man von oben in das Glas hineinblickte, in der rechten Richtung gesehen wurden. Dann wurden Fuß und Coupe zusammengefügt und durch Schmelzen des Glases zu einer festen Masse verbunden, so daß nun das Goldblatt ganz von Glas umgeben war und dadurch gegen den Einfluß der Luft und gegen Abwischen und Abreiben gesichert blieb bis auf die Gegenwart.

Das scheint Ihnen vielleicht ein sehr einfaches und leichtes Verfahren zu sein, ist aber, wie wir sehen werden, keineswegs

so leicht. Dasselbe Verfahren wird noch heutzutage bei der Anfertigung von Goldmosaik beobachtet, welche den Grund der großen Mosaikbilder in den alten Kirchen bildet, wie z. B. in der Kuppel von St. Peter. Der Unterschied zwischen den beiden Arten von Arbeiten liegt darin, daß in den alten Gläsern das Gold sich zwischen zwei Lagen Glas befindet, während bei den Mosaiken Glas nur die Oberfläche bildet. Aber das Verfahren ist das gleiche. Bei den Mosaiken ist die Grundlage eine glasartige Masse, welche ich, da wir keine Bezeichnung dafür haben, mit dem italienischen Namen benennen muß; sie heißt Smalto. Gelehrte Etymologen leiten das Wort von dem Namen der Insel Malta ab, von wo dieser Stoff zuerst nach Italien gekommen sein soll; vielleicht ist das Wort aber orientalischen Ursprungs. Das Wort „Email" hängt damit zusammen, wiewohl es etwas Anderes bezeichnet. Dieser glasartige aber nicht durchsichtige Stoff wird in großen Stücken angefertigt, welche von verschiedenen Farben sind. Man zerschlägt dieselben mit dem Hammer und bildet aus den Bruchstücken in der päpstlichen Fabrik die großen Mosaiken, indem man Stückchen von verschiedenen Farben und Schattirungen zusammenfügt; man hat gegen 20,000 Schattirungen, so daß man die feinsten Uebergänge des Pinsels nachmachen kann. Die so hergestellten Figuren haben, wie auf alten Gemälden, einen goldenen Grund, und von diesem wollte ich reden. So ist es z. B. bei der herrlichen Reihe der Porträts der Päpste, welche gegenwärtig in der Kirche St. Paul zu Rom in Mosaik angebracht werden. Dieser Goldgrund also wird so hergestellt: auf ein Stück desselben Stoffes, aus welchem die Mosaiken verfertigt werden, also auf ein Stück Smalto von rother oder gelblicher Farbe wird ein Goldblatt gelegt und darüber kommt ein dünner Ueberguß von Glas. Das Gold befindet sich also zwischen den beiden Substanzen, dem dunkeln Smalto und dem durchsichtigen Glase; es scheint durch das Glas hindurch, wird aber von demselben gegen Verunreinigung geschützt.

Als ich zuletzt in Rom war, besuchte ich das Etablissement,

in welchem solche Mosaiken für den Staat angefertigt werden, und ich nahm ein Stück von dieser Goldmosaik mit. Nach meiner Rückkehr hörte ich, ein Londoner Haus, welches große Glasfabriken besitzt, wünsche diesen Stoff nachzumachen. Ich übergab das mitgebrachte Stück einem Architekten, der in dieser Stadt sehr gut bekannt ist. Aber als ich ihn zuletzt sah, sagte er mir, es sei bis dahin noch nicht gelungen, Goldmosaik zu verfertigen; alle angestellten Versuche seien gänzlich mißlungen, und es bleibe nichts anderes übrig, als daß man zu erfahren suche, wie es in Rom angefertigt werde. Sobald man das flüssige Glas über das Goldblatt gieße, rolle sich dieses zusammen und brenne schwarz. — Sie sehen also, es gehörte keine geringe Geschicklichkeit dazu, jene schönen und feinen Figuren anzufertigen, die sich auf den Gläsern der Katakomben finden. Es gibt Theile an diesen Figuren, die nicht breiter sind, als eine Nadel, und doch gelang es den Künstlern, das Glas darüber zu bringen, ohne auch nur die feinsten Linien zu verderben. Wir können natürlich nicht berechnen, wie oft dem Künstler sein Werk mißlungen sein mag; aber die Kunst muß doch sehr verbreitet gewesen und von Vielen und ohne große Schwierigkeit geübt worden, und die Gläser müssen auch nicht sehr theuer gewesen sein.

Man hat nur bei Einem Stücke drei Lagen Glas übereinander, zwei Lagen außer dem Fuße gefunden, so daß das Gold inwendig kaum wahrzunehmen ist.

Die kleinern Gläser ohne Fuß müssen in etwas anderer Weise angefertigt worden sein als die bis jetzt besprochenen flachen Schalen, Tazze, wie die Italiener sie nennen. Da sie, wie gesagt, keinen Fuß haben, so muß das Gold auf die untere Außenfläche gelegt, dann ausgeschnitten und darauf das convexe Stück Glas, welches jetzt, wie ich erwähnte, den untersten Theil bildet, darüber gegossen worden sein. Das Verfahren war also im Wesentlichen das nämliche.

Die Umrisse der Darstellungen sind mitunter durch feine schwarze Linien markirt, um das Gold besser hervortreten zu

lassen und vielleicht auch um kleine Unregelmäßigkeiten in der Zeichnung zu beseitigen und dem Ganzen mehr künstlerischen Effect zu geben. — Viele kleinere Gläser sind noch künstlicher: sie haben nämlich nicht selten auf der Außenseite Verzierungen von verschiedenen Farben, namentlich blaue, welche augenscheinlich später angebracht worden sind; aber mitunter sind diese Farben ganz ebenso wie das Gold in das Glas eingeschlossen. Man findet Roth, Grün, Himmelblau, Weiß und andere schöne Farben. Die seltensten und kunstvollsten Arbeiten aber sind solche, bei denen der Künstler offenbar das Schleifen mit Diamantstaub angewendet haben muß. Die Figuren sind zuerst in das Glas eingegraben, wie in ein Siegel; die Vertiefungen sind dann mit einer glasartigen Masse von verschiedenen Farben ausgefüllt und darauf ist eine Lage Glas darüber gegossen, so daß ein farbiges Bild in das Glas eingeschlossen ist. Solche Arbeiten sind aber sehr selten und müssen auch bedeutend kostspieliger gewesen sein.

Nachdem ich nun auseinandergesetzt, wie diese Arbeiten angefertigt worden zu sein scheinen, ist die weitere Frage zu beantworten: wer hat sie angefertigt? Merkwürdiger Weise spricht kein einziger Schriftsteller, wenigstens nicht ein einziger Profanschriftsteller von dieser Kunst. Plinius erwähnt drei Arten der Glasfabrication, dieselben, die noch jetzt üblich sind; er sagt, man habe das Glas geblasen, auf der Drehscheibe gedreht und ciselirt; aber von den genannten Verzierungen sagt er kein Wort. Es findet sich überhaupt, wie gesagt, bei den alten Profanschriftstellern keine Stelle, die auf diese Art von Glasarbeiten bezogen werden könnte, und soviel wir aus den schriftlichen Denkmälern des Alterthums entnehmen können, war diese Kunst den Heiden ganz unbekannt. Es wird berichtet, in einem Triumphzuge des Ptolemäus habe man auch zwei vergoldete Gläser als merkwürdige Kunstgegenstände einhergetragen; aber es läßt sich nicht erweisen, daß unter diesen vergoldeten Gläsern solche zu verstehen sind, bei denen sich das Gold innerhalb des Glases befand; es können Gläser gewesen sein,

die in derselben Weise, wie es jetzt geschieht, äußerlich vergoldet waren.

Dieses Schweigen der alten Schriftsteller ist sehr auffallend, da wir sichere Beweise dafür haben, daß von der Zeit des Caracalla bis über die Zeit Constantin's hinaus diese Kunst zu Rom geübt wurde. Caracalla blühte — wenn man diesen Ausdruck bei einem Scheusal, wie er war, anwenden darf — um das Jahr 211; und unter den uns erhaltenen Gläsern findet sich eins, auf welchem sein Bildniß und Münzen aus seiner Zeit dargestellt sind; nach dem Tode aber eines solchen Menschen, der schon bei Lebzeiten allgemein gehaßt wurde, wird es Niemand mehr eingefallen sein, sein Bildniß darzustellen. Das betreffende Glasgefäß ist auf einem christlichen Grabe gefunden worden; da Caracalla ein Christenverfolger war, so werden ihn wenigstens die Christen nach seinem Tode nicht mehr abgebildet haben; bei seinen Lebzeiten konnte der Künstler Gründe dafür haben, sein Bild auf einem Gefäße anzubringen. Die Zeit des Caracalla darf also als die Zeit angesehen werden, in der solche Arbeiten sicher bereits verfertigt wurden. Viele Alterthumsforscher versetzen den Beginn dieser Kunst in das erste oder zweite, die meisten jedoch in das dritte Jahrhundert; sehr viele Exemplare aber können erst im vierten Jahrhundert angefertigt worden sein, da sie Päpste und Martyrer aus dem Anfange dieses oder aus dem Ende des vorhergehenden Jahrhunderts darstellen.

Jedenfalls blühte also diese Kunst zu Rom während eines Zeitraums von mindestens hundert Jahren, und doch finden wir sie bei keinem Schriftsteller erwähnt. Man citirt zwar eine Stelle des Tertullian, worin er sagt, die Christen hätten Bilder des guten Hirten auf ihren Kelchen gehabt. Wir werden aber sehen, daß diese Glasgefäße gar keine Kelche waren; die Darstellungen, welche Tertullian erwähnt, können bloße Malereien gewesen sein, und es ist nicht wahrscheinlich, daß auch in seinem Vaterlande Africa dergleichen Glasarbeiten, wie wir sie in den Katakomben finden, angefertigt wurden. In der

That findet sich überhaupt bei keinem Schriftsteller der vier ersten Jahrhunderte eine Erwähnung der Kunst, Verzierungen von Gold in das Glas hinein zu bringen.

Ferner ist zu erwähnen, daß unter den vielen Gläsern dieser Art, die uns erhalten sind, sich keines findet, welches aus einer viel spätern Zeit stammte, als der Zeit Constantin's. Einige Jahre nach dem Tode dieses Kaisers finden wir keine Spuren dieser Kunst mehr. Es darf also als feststehend angesehen werden, daß hundert Jahre lang diese Art der Verarbeitung des Glases in einem bestimmten Kreise üblich war und über diesen Kreis hinaus nicht bekannt wurde. Suchen wir nun Näheres über diese Künstler zu ermitteln.

Zunächst ist zu bemerken, daß man dergleichen Glasarbeiten nur zu Rom gefunden hat. Alle andere Alterthümer, die man zu Rom findet, werden auch an andern Orten gefunden — Büsten, Sarkophage, Basreliefs und Mosaik-Fußböden. Alle Luxus-Gegenstände, welche der Erfindungsgeist der Heiden ersann, kommen auch in den Palästen, Theatern und Bädern vor, und namentlich in den Gräbern anderer italienischen Städte; aber von diesen Glasarbeiten hat man außer zu Rom nirgendwo eine Spur gefunden. Wir dürfen also annehmen, daß dieselben nur zu Rom angefertigt wurden. Wir wissen, daß die Alten seit sehr früher Zeit schöne Arbeiten aus Glas anfertigten. Ein deutscher Gelehrter, Michaelis, hat sehr gründlich bewiesen, daß man zu Tyrus mit Benutzung einer eigenthümlichen Art von Sand, die sich dort fand, Glas verfertigte. Im britischen Museum finden Sie große und schöne Glasgefäße und sehr feine kleinere Glasarbeiten aus Ninive, die Herr Layard von dort mitgebracht hat. Eine Menge von Gegenständen aus Glas sehen Sie in der ägyptischen Sammlung; man findet ferner dergleichen in etruskischen und römischen, und auch in englischen Gräbern. Ich erinnere mich, daß vor einigen Jahren, ich meine Lord Maynard, in einem Grabhügel in Essex Ausgrabungen anstellte, und daß man darin ein Glasgefäß aus der römischen oder britischen Zeit

fand, welches nicht nur unversehrt war, sondern sogar noch Flüssigkeit enthielt. Im Vaticanischen Museum befindet sich ein schönes Glasgefäß, worin man das Haar einer Dame aufbewahrt hat, und welches noch ganz vollständig erhalten ist. Ueberhaupt kann es keinem Zweifel unterliegen, daß man in alter Zeit aus Glas allerlei Gegenstände verfertigte. Auch die Sitte, Kunstsachen in die Gräber zu legen, finden wir bei fast allen alten Völkern, bei den Iren wie bei den Etruskern und Römern. Man hat, wie Sie wissen, sehr werthvolle Sachen in Gräbern gefunden; alles, was wir von antiken Juwelier-Arbeiten besitzen, stammt aus Gräbern. Bei dem Oeffnen etruskischer Gräber, den einzigen Spuren von etruskischen Städten, die 5—600 Jahre vor Christus zerstört worden sind, findet man Goldsachen und Edelsteine im Werthe von vielen hundert Pfunden. Es ist zu verwundern, daß die Gräber nie ausgeplündert worden sind; aber die Achtung vor den Todten und die Scheu, ihrer Ruhestätte zu nahen, scheint die Räuber fern gehalten zu haben.

Weiter muß ich hervorheben, daß nur auf wenigen der in den Katakomben gefundenen Glasgefäße sich heidnische Darstellungen finden. Nur diese sind der Art, daß Heiden sich nicht mit Abscheu und Ekel davon abzuwenden brauchten und daß sie dieselben als Grabgläser oder als Trinkgläser bei einer Leichenfeier oder einem andern Feste gebrauchen konnten. Es wäre also möglich, daß Gläser dieser Art von Heiden in die Gräber gelegt worden wären; aber wahrscheinlicher ist, daß die Heiden diese Art der Behandlung des Glases gar nicht kannten. Hätten diese sie gekannt, so würde sie eine weitere Verbreitung gefunden haben und würden wir auch in heidnischen Gräbern und in andern Ruinen Spuren davon finden. Daß sich aber dergleichen Glasgefäße in andern alten Denkmälern und namentlich in den Gräbern der Heiden nicht finden, berechtigt die Alterthumsforscher zu der meines Wissens auch von keiner Seite bestrittenen Annahme, daß die Christen allein diese schöne Kunst erfunden und geübt haben.

Die Hunderte von Gläsern, die man gefunden hat, sind natürlich nur ein kleiner Theil von allen, die angefertigt worden sind; denn bekanntlich ist uns von dem, was die Katakomben früher enthalten haben, überhaupt nur verhältnißmäßig wenig übrig geblieben. Aber alle Glasarbeiten dieser Art, welche noch existiren, sind nicht nur ohne Ausnahme in den Katakomben, sondern auch größtentheils in dem Mörtel auf den christlichen Gräbern gefunden worden. Es war Sitte, auf der Außenseite der Gräber nicht nur zu religiösen Zwecken, sondern auch als bloße Zeichen liebevoller Erinnerung Gegenstände verschiedener Art anzubringen. Gefäße von bestimmter Gestalt, welche man auf den Gräbern findet, werden bekanntlich als sicheres Zeichen angesehen, daß Martyrer dort ruhen; denn man pflegte das Blut des Martyrers in kleinen Fläschchen zu sammeln, und nachdem sein Leib, in Leinwand gehüllt, in das in die Wand der Katakombe gehauene Grab gelegt und dieses mit Ziegeln oder einer Marmorplatte verschlossen worden war, wurden diese Fläschchen in den Mörtel eingedrückt. So haben sich Hunderte, ich möchte sagen Tausende bis in die Gegenwart erhalten. An manchen Stellen sind die Fläschchen abgefallen, aber die Eindrücke derselben im Mörtel noch sichtbar. Ich kann Ihnen zufällig ein sehr schönes Exemplar eines solchen Fläschchens vorzeigen, welches vor Kurzem von dem Grabe, auf dem es sich vielleicht sechszehn oder siebenzehn Jahrhunderte befunden, weggenommen worden ist.

Außer diesen Fläschchen, die eine höhere Bedeutung hatten, pflegten aber die Christen, um die Liebe zu ihren Verstorbenen an den Tag zu legen, auch verschiedene werthvolle Gegenstände an den Gräbern anzubringen, dergleichen man in allen Museen sieht. Namentlich hat man eine große Zahl von schönen Gemmen in den Katakomben gefunden; die Vaticanische und andere Sammlungen besitzen viele derselben. Mitunter wurde eine Münze in den Mörtel eingedrückt, mitunter eine schöne Camee oder auch wohl ein Siegelring mit Figuren darauf. Viele von diesen Sachen hat man nach

Jahrhunderten noch an ihrem Platze gefunden; andere sind abgefallen, aber der Mörtel ist so fein, daß, wenn die Gemmen oder Münzen auch nicht mehr da sind, doch die Figuren und die Inschriften in dem Eindruck, den sie zurückgelassen, noch erkannt werden können. Es ist nun nicht auffallend, daß die alten Christen in ähnlicher Weise auch die Gläser verwendet haben. Ob sie dieselben ganz in den Mörtel eingedrückt haben und dieselben dann durch herabfallende Steine, durch unvorsichtige oder habsüchtige Besucher oder durch andere unglückliche Zufälle zerbrochen worden sind, oder ob die Christen selbst erst die Gläser zerbrachen und nur den Fuß in den Mörtel eindrückten, läßt sich jetzt nicht mehr ermitteln. Mitunter scheinen sie jedenfalls die Glasgefäße ganz eingedrückt zu haben. Einer der berühmtesten Erforscher und Beschreiber der Katakomben, Boldetti, hat einmal ein ganzes Glas gefunden; er war aber so begierig, sich desselben zu bemächtigen, daß er es bei dem Versuche, es loszumachen, zerbrach. Er fügte die Stücke wieder zusammen und zeichnete sie ab, und das ist die einzige Zeichnung eines ganzen Gefäßes, die wir besitzen. Indeß können wir uns doch leicht eine Vorstellung von der Gestalt dieser Glasgefäße machen; denn wir haben so viele bildliche Darstellungen von alten Mahlzeiten, selbst von christlichen Mahlen in den Katakomben, bei welchen alle Gäste aus diesen mit zwei Henkeln versehenen Gefäßen trinken, daß wir uns dieselben ganz gut vorstellen können.

Diese Glasgefäße finden sich, wie gesagt, nur in den Katakomben und auf christlichen Gräbern; daraus dürfen wir schließen, daß sie alle christlichen Ursprungs sind und daß nur die Christen die Kunst, sie anzufertigen, besaßen. Sie führen uns also unwillkürlich das Bild dieser strengen und eifrigen Nachfolger des Gekreuzigten vor. Wir können uns jetzt kaum mehr einen rechten Begriff von den Verfolgungen machen, die sie zu erdulden hatten. Im Herzen einer großen Stadt, inmitten einer dichtgedrängten Bevölkerung wüthete gegen sie

der Tod in allen möglichen Gestalten und mit allem, was ihn schrecklich machen konnte; und Niemand wußte, wann die Reihe an ihn kommen würde. Sie können sich eine ungefähre Vorstellung von dem Zustande machen, in welchem diese Christen lebten, wenn Sie sich die Angst vergegenwärtigen, in welche oft eine Familie zur Zeit einer Pest oder ansteckenden Krankheit versetzt wird. Der Vater ist des Morgens an seine Arbeit gegangen; es lastet eine dumpfe Schwüle auf dem Hause; Niemand weiß, was ihm zustoßen kann. Die Stunde, zu welcher er heimkehren sollte, ist vorüber und er ist nicht gekommen. Es vergehen angstvolle Minuten und Stunden: noch immer keine Nachricht; es ist zu besorgen, daß er irgendwo von der Krankheit befallen und in ein Hospital gebracht worden — vielleicht schon todt ist. Welch ängstlicher Zustand für seine Familie! So war es auch mit den römischen Christen, wenn die Verfolgung ihren Höhepunkt erreicht hatte. Das Haus wurde verschlossen und den Dieben und Räubern preisgegeben; die ganze Familie suchte Schutz in den Grotten der Katakomben, und auch dieser Zufluchtsort war nicht immer sicher. Aber vor dieser Zeit, und auch während derselben — denn mitunter mußte sich doch Jemand in die Stadt schleichen und Lebensmittel holen — mochte es vorkommen, daß der Vater oder der Bruder oder vielleicht auch, der größern Sicherheit wegen, die nicht minder kühnen und hochherzigen, aber schwächern Mitglieder der Familie, die Mutter oder die Tochter in Geschäften ausgingen. Kam der Ausgegangene nicht zurück, was mußte die Familie denken? Er ist ergriffen worden, er hat natürlich seinen christlichen Glauben bekannt und er ist vielleicht schon zwei oder drei Stunden lang auf die Folter gespannt, seine Seite mit scharfen Eisen zerrissen oder mit brennenden Fackeln verbrannt worden. Er ist vielleicht noch nicht todt, aber er ist halbtodt mit Andern, die gleich ihm blutend und mit auseinander gereckten Gliedern da liegen, in die dumpfen Gefängnisse des Capitols geschleppt worden. Vielleicht hat er bereits seine

Krone und Palme erhalten, wenn die Mutter oder der Sohn zitternd ausgeht und mit der Lampe in der Hand unter den Haufen der Erschlagenen den sucht, der, den Seinigen so erbarmungslos entrissen, jetzt ein glorreicher Himmelsbewohner ist.

Was für schreckliche Tage und was für schreckliche Nächte verlebten die Christen in diesen Zeiten! Nun stellen Sie sich vor, wie nicht bloß ein, sondern mancher christliche Künstler, während der Tod so über seinem Haupte schwebt, bei seinem kleinen Kohlenfeuer sitzt, seine Gläser verfertigt und mit mehr oder minder Geschicklichkeit die symbolischen Figuren aussticht, die sie schmücken sollen. So arbeitet er vielleicht fort, bis er am Ende des Ganges oder an der Thüre seines Hauses die Verfolger hört, die ihn aufsuchen; nun legt er seine Arbeit unvollendet nieder und schickt sich an, freudig in den Tod zu gehen, um vielleicht dereinst selbst auf einem Glase dargestellt zu werden. Diese Ruhe, mit welcher Kunstwerke in einer Zeit verfertigt wurden, in welcher der Tod ununterbrochen gegen die Christen wüthete und fortwährend die christlichen Künstler bedrohte, ist ein äußerst schönes und rührendes Bild jener christlichen Heiterkeit, jenes christlichen Friedens, von welchem die alten Christen auf allen ihren Denkmälern so gern reden: des Friedens Christi, des Friedens der Heiligen, des Friedens, in welchem sie das herrlichste und trostvollste Vermächtniß ihres scheidenden Meisters erblickten. Man kann nicht ohne Bewunderung daran denken.

Nicht nur diese Gläser, auch alle andern Geräthe, namentlich die Lampen, die man in den Cömeterien findet, zeigen Ihnen, wie die alten Christen überall ihre Ideen darstellten. Solche Lampen findet man in allen Theilen der Katakomben in großer Zahl; es gibt ihrer Hunderte in den Sammlungen aller Länder, selbst in Privatsammlungen. Auf allen diesen Lampen der Katakomben finden Sie das Kreuz, das Monogramm Christi oder ein anderes Emblem, welches zeigt, daß sie nicht in einem beliebigen heidnischen Laden in der Stadt

gekauft, sondern ausschließlich von Christen und für Christen angefertigt wurden. Sie wollten gern ihre eigenen Sachen haben; darum verarbeiteten sie selbst den Thon und formten ihn kunstvoll so, daß alles sie an ihren christlichen Glauben erinnerte. In demselben Geiste wurden auch diese Trinkgefäße angefertigt; die alten Christen wollten nichts haben, was sie nicht daran erinnerte, daß sie Christus angehörten und bereit sein müßten, für Ihn zu leiden.

Nachdem ich nun die Beschaffenheit und den Ursprung dieser Glasgefäße auseinandergesetzt, werden Sie fragen, wozu dieselben gebraucht wurden. Es steht fest, wie gesagt, daß es ausschließlich christliche Gefäße waren; Sie werden das noch deutlicher erkennen, wenn ich von den Darstellungen reden werde, die sich darauf finden. Man hat bisher zwei Ansichten über den Gebrauch derselben aufgestellt. Einige haben sie für Kelche gehalten und sich dabei auf die bereits erwähnte Stelle Tertullian's gestützt, aus welcher hervorgeht, daß eine Darstellung, die wir jetzt noch auf diesen Gläsern finden, auch auf den Kelchen der alten Christen gebräuchlich war. Man kann zur Unterstützung dieser Ansicht noch weiter anführen, daß mehrere alte Zeugnisse, die Muratori für hinlänglich beweisend hält, dafür sprechen, daß um das Jahr 200 Papst Zephyrinus, der sechszehnte Nachfolger des heiligen Petrus, die Anordnung traf, die Kelche und Patenen, welche bei dem heiligen Opfer gebraucht wurden, sollten fortan nicht mehr aus Holz, sondern aus Glas angefertigt werden. Aber die nämlichen Zeugnisse berichten auch, daß nur zweiundzwanzig Jahre später Papst Urban I. anordnete, die heiligen Gefäße sollten aus Silber oder Gold verfertigt werden. Die Zeit von zweiundzwanzig Jahren aber ist viel zu kurz, als daß darin diese große Zahl von verzierten Glasgefäßen hätte angefertigt werden können. Ferner waren manche der fraglichen Gläser für diesen Zweck viel zu klein; sie können nicht größer gewesen sein, als Weingläser; zudem konnten sie, wie gesagt, nicht hingestellt werden. Auch hatten diese Gläser in ihrer Form gar keine

Aehnlichkeit mit den Kelchen, wie wir sie aus alten Abbildungen kennen; diese hatten keine flache Schale, sondern eine der jetzt üblichen ähnliche Gestalt. Auch die Inschriften, die wir auf den uns erhaltenen Stücken finden, gestatten nicht, diese Gläser für Kelche zu halten. In Bezug auf die heiligen Gefäße findet sich eine sehr schöne Stelle in einem Briefe des heiligen Hieronymus an den Rusticus: „Nichts ist reicher," sagt er, „als derjenige, welcher den Leib des Herrn in einem aus Weiden geflochtenen Korbe und Sein Blut in einem Glase trägt." Eine interessante Erläuterung dieser Stelle finden wir in den Katakomben, wo wir noch gegenwärtig Malereien sehen, die das heilige Brod in einem offenen geflochtenen Korbe und den Wein in einem Glasgefäße darstellen, beides getragen von einem Fische, dem bekannten alten Sinnbilde Christi.

Die Form dieser Gläser und, wie wir sehen werden, auch die Inschriften auf denselben passen nicht zu Kelchen. Sie wurden zu einem andern Zwecke verfertigt, und wir werden sehen, daß sie für diesen Zweck ganz geeignet waren. Wer mit den christlichen Alterthümern bekannt ist, der weiß auch, daß die alten Christen sogenannte Agapen oder Liebesmahle hielten, bei welchen sie zusammen aßen und tranken und einander speisten, als Zeichen ihrer Gemeinschaft — der Gemeinschaft, welche in dem heiligen Opfer nicht nur ihren vollkommensten Ausdruck, sondern ihre wahre Grundlage hat. Diese Liebesmahle wurden aber auf dreierlei Weise gehalten.

Erstens wurden sie in den Kirchen gehalten. Der heilige Paulinus von Nola, der Freund des heiligen Hieronymus, des heiligen Ambrosius, des heiligen Augustinus und aller großen Heiligen seiner Zeit, beschreibt uns die schöne Kirche, welche er selbst zu Ehren des heiligen Felix, des Patrons von Nola, erbaut hatte. Er sagt dabei, auf die Wände habe er Darstellungen aus der heiligen Schrift malen lassen, damit die Gläubigen bei ihren Mahlen keine profane, sondern nur solche Gegenstände vor Augen hätten, die ihnen heilige Gedanken

einflößen konnten. In ähnlicher Weise finden wir auf unsern Gläsern in Miniaturbildern mancherlei Scenen aus dem Alten Testamente dargestellt.

Zweitens wurden diese Mahle bei den Gräbern der Martyrer in den Katakomben gehalten. An den Festtagen dieser Heiligen stiegen die Gläubigen in die Krypten hinab und genossen dort Speisen oder vertheilten solche unter die Armen, die sich dort versammelten. Wir finden Stellen in alten Vätern, die von Mißbräuchen sprechen, welche sich dabei eingeschlichen hatten, und die namentlich diejenigen tadeln, welche nicht mit Brod und Wein zufrieden waren, sondern andere Speisen verlangten. Wie ich sogleich zeigen werde, war es auch wahrscheinlich Sitte, wenn man die Katakomben besuchte, von dem Grabe eines Heiligen zu dem eines andern zu gehen und bei jedem ein wenig Speise zu genießen, zur Versinnbildung der Gemeinschaft, welche nicht nur zwischen den Lebenden, sondern auch zwischen den Lebenden und den in Christus Gestorbenen besteht.

Sehr oft wurden endlich drittens die Liebesmahle in den Häusern gehalten, indem die Mitglieder einer Familie sich bei Gelegenheit einer Verheirathung, der Geburt eines Sohnes und vielleicht auch eines Leichenbegängnisses zu einem Mahle versammelten. Dergleichen Mahle sind ja bei allen Völkern gebräuchlich.

Wir haben also drei Arten von Liebesmahlen, wie sie bei den alten Christen sehr gebräuchlich waren. Alles aber, was wir auf unsern Gläsern dargestellt finden, hat mit Ausnahme der wenigen heidnischen Inschriften, auf diese Mahle Bezug. Die Gläser haben natürlich nicht alle die nämlichen Inschriften; aber von vier oder fünf Gläsern, auf denen derselbe Gegenstand dargestellt ist, haben durchgängig zwei oder drei zugleich Inschriften, die uns zu der Annahme berechtigen, daß auch die andern zu demselben Zwecke angefertigt waren. Die Worte, welche sich am gewöhnlichsten darauf finden, sind: „trinke,“ „lebe,“ „genieße,“ gewöhnlich in griechischer Sprache,

wiewohl oft in lateinischer Schrift. Außerdem finden sich auch kurze Ausrufungs- oder vielmehr Grußformeln, wie „trinke mit deinen Freunden," „lebe mit deinen Freunden," „mögen diejenigen, die sich bekränzt haben, trinken." Eine andere, sehr gewöhnliche Inschrift ist „Dignitas amicorum." Die Bedeutung dieser Worte ist dunkel, aber nach andern Stellen, wo ähnliche Worte vorkommen, scheint es, daß die Formel sich auf das gesellige Zusammensein bezieht und die „Ehre" bezeichnen soll, die der Freund dem Freunde erwies, dessen Gast er war. Ueberall ist aber nur von Trinken die Rede; so heilig auch die Gegenstände sein mögen, die auf den Gläsern dargestellt werden, die Inschrift lautet doch „trinke und lebe." Die Gläser wurden also gebraucht, wenn Bekannte und Freunde zusammen tranken. Die Bilder auf denselben stellen aber, mit den erwähnten wenigen Ausnahmen, alle nur religiöse und heilige Gegenstände dar, so z. B. den Heiland in verschiedenen Scenen, so daß wir nicht annehmen können, die Gefäße seien zum gewöhnlichen alltäglichen Gebrauche bestimmt gewesen.

Die Darstellungen aus der heiligen Schrift weisen, wie ich bereits erwähnte, auf die in der Kirche gehaltenen Liebesmahle hin; andere Gefäße scheinen für die beiden andern Arten der Liebesmahle bestimmt gewesen zu sein. So wurden wahrscheinlich bei den Festen zu Ehren einzelner Heiligen die Gläser gebraucht, auf welchen diese Heiligen abgebildet sind. Auf den meisten Gläsern dieser Art sind nämlich gerade r ö m i s c h e Martyrer dargestellt, Martyrer, welche entweder in den Katakomben beigesetzt waren, oder doch dort besonders verehrt wurden; so z. B. der heilige Cyprianus, der in dem Cömeterium des Kallistus, wiewohl er dort nicht begraben lag, neben dem heiligen Cornelius besonders verehrt wurde, wie denn auch die Kirche das Fest dieser beiden Heiligen an demselben Tage feiert. Solche Gefäße also weisen uns auf besondere Heilige und Martyrer hin.

Nach einer Stelle, die ich Ihnen sogleich vorlesen werde, ist es sogar nicht unwahrscheinlich, daß diejenigen, welche ihre Andacht besonders an den Tag legen oder mehr als Andere

einen gewissen religiösen Luxus treiben wollten, für verschiedene Heilige, deren Gräber sie besuchten, auch verschiedene Gläser hatten. Ich glaube dieses aus einer schönen Stelle in den Bekenntnissen des heiligen Augustinus schließen zu dürfen. Er spricht von seiner Mutter, der heiligen Monica, und sagt, sie habe oft die Memorien besucht, d. h. die Kapellen der Martyrer — denn Memoria bezeichnet in dem altchristlichen Latein den Ort, wo ein Heiliger beigesetzt oder wo eine Kapelle zu seiner Ehre gebaut ist. Bei diesen Besuchen der Memorien, sagt der heilige Augustinus, habe seine Mutter ein Körbchen voll Speisen mitgenommen, um an dem heiligen Mahle theilzunehmen, aber nie mehr als ein einziges Trinkgefäß — unum pocillum, ohne Zweifel eines von der kleinen Sorte, die wir kennen —; auch wenn viele Memorien zu besuchen und in dieser Weise zu ehren waren, habe sie immer dieses nämliche Gefäß gebraucht. Diese Worte scheinen, wie gesagt, darauf hinzuweisen, daß Andere für die verschiedenen Gräber, die sie besuchten, besondere Gläser hatten. — Die heiligen Petrus und Paulus findet man auf diesen Gläsern vielleicht dreißig oder vierzig Mal so oft dargestellt, als irgend einen andern Heiligen, entsprechend der besondern Verehrung, in welcher diese Apostel zu Rom standen; gewöhnlich werden beide zusammen dargestellt, mitunter aber auch der eine von Beiden allein. Nächst diesen beiden Heiligen finden wir vielleicht die heilige Agnes am häufigsten dargestellt, demnächst die großen römischen Martyrer Sebastianus und Laurentius, auch den heiligen Stephanus, dessen Reliquien sich zu Rom befanden, seltener andere Heilige. Indeß, darauf komme ich später zurück.

Eine dritte Klasse von Gläsern hat einen mehr häuslichen Charakter. Sehr viele stellen nämlich einfache Familienscenen dar und waren also geeignet für freundschaftliche Mahle, die man bei Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen und ähnlichen Gelegenheiten hielt. Die Darstellungen auf diesen Gläsern sind ganz so, wie wir sie auf Geräthen erwarten dürfen, die bei solchen Liebesmahlen gebraucht wurden.

Nehmen Sie die Thatsachen zusammen, die ich Ihnen vorgetragen habe, — daß in heidnischen Schriften keine Erwähnung dieser Geräthe vorkommt, daß sich unter den Ueberbleibseln heidnischer Alterthümer keine Stücke solcher Gläser finden, daß sie in den christlichen Cömeterien in großer Zahl vorkommen, aber auch nur dort und auf den Gräbern der Todten; nehmen Sie hinzu die Beschaffenheit der Darstellungen und Inschriften auf denselben, so werden Sie es mit mir als wahrscheinlich anerkennen, daß sie bei den religiösen Mahlen der alten Christen gebraucht worden sind.

Bei diesen Mahlen schlichen sich mancherlei Mißbräuche ein, so daß die Väter sich sehr entschieden gegen dieselben aussprachen, und daß sie endlich kurze Zeit nach dem Schlusse der Periode, welcher, wie wir gesehen haben, diese Glasarbeiten angehören, von der Kirche ganz abgeschafft wurden. Ohne Zweifel entstanden diese Mißbräuche größtentheils, wenn nicht alle, nach der Periode der Verfolgungen, und dieser spätern Zeit gehören auch sicher alle Glasgefäße mit heidnischen Sinnbildern an. Als das römische Reich christlich wurde, brachten die Künstler, wie ja auch manche der neuern Zeit gethan haben, nur zu oft ihre christliche Gesinnung einem falschen Geschmacke und einem irregeleiteten Kunstsinne zum Opfer. Ihre Darstellungen sind oft nicht gerade tadelnswerth, beziehen sich aber auf Dinge, welche nach der Annahme des Christenthums doch nur geduldet wurden, z. B. auf die Spiele des Circus und verschiedene Belustigungen der Amphitheaters; in einigen sehr seltenen Fällen finden wir auch Bilder von Göttern. Die Inschriften dabei sind aber die nämlichen, wie bei den christlichen Darstellungen, zum Beweise, daß diese Gläser nicht etwa heidnischen Ursprungs sind. Wir finden leider auch noch andere Beispiele einer solchen Vermengung von Christenthum und Heidenthum. Ich meine nicht die Malereien in den Katakomben, z. B. die Darstellungen des Orpheus und dergleichen, denn diese können nicht als heidnisch bezeichnet werden, sie sind nur symbolisch [1]).

[1]) Vgl. Fabiola S. 190.

Aber wir besitzen einige andere, sehr schöne christliche Kunstwerke mit heidnischen Emblemen. Dazu gehört namentlich ein silbernes, sogenanntes Hochzeitskästchen; wir finden auf diesem eine von Engeln getragene Inschrift, welche die Namen der Brautleute erwähnt und sie als Christen bezeichnet, daneben aber eine Darstellung einer rein mythologischen Scene, ganz so, wie man sie auf einem derartigen Gegenstande erwarten würde, wenn er für Heiden angefertigt wäre. Wir dürfen also annehmen, daß auch nach dem Siege des Christenthums die alten Künstler, gerade wie die neuern, mitunter ihre Kunstfertigkeit an Gegenstände verschwendeten, die für christliche Augen nicht passend waren. Aus den heidnischen Darstellungen auf unsern Gläsern darf also nicht geschlossen werden, daß sie nicht von christlichen Künstlern herrühren. Sie sind jedenfalls erst angefertigt worden, nachdem das Christenthum die herrschende Religion geworden war; und wir finden sie an denselben Orten, wie die andern, in den christlichen Cömeterien, wo auch noch einige Zeit nach dem Aufhören der Verfolgungen manche Christen aus Verehrung gegen die Martyrer ihre Ruhestätte wählten.

Ich komme nun zu den Darstellungen, die sich auf diesen Gläsern finden. Sie sind zwar nicht so manchfaltig wie die Malereien in den Katakomben, aber von demselben Charakter; namentlich finden wir in beiden Arten von Darstellungen die nämliche symbolische Auffassung, die nämlichen christlichen Anschauungen und vielfach auch eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit in der Art und Weise des Ausdrucks dieser Anschauungen. Ich will die auf den Gläsern vorkommenden Darstellungen kurz aufzählen und nur solche übergehen, welche entweder in so kleinem Maßstabe oder in so unvollkommener Weise ausgeführt sind, daß ihre Bedeutung nicht mit Sicherheit ermittelt werden kann.

Ich beginne mit den alttestamentlichen Darstellungen. In dieser Hinsicht finden wir in den Kunstwerken der Katakomben überhaupt eine große Eigenthümlichkeit. Manche Scenen, die ein Künstler der neuern Zeit wohl am liebsten darstellen würde,

finden wir gar nicht; dagegen waren andere, die für uns nicht besonders interessant sein würden, damals augenscheinlich ganz besonders beliebt. Wie ist das zu erklären? Die altchristliche Kunst beruhte durchgängig auf einem symbolischen Princip, d. h. so wie die Christen die erhabenern Geheimnisse in ihren Reden und Schriften vor den Heiden verhüllten, so nahmen sie auch darauf Bedacht, daß Fremde und Feinde dieselben nicht aus ihren Malereien und sonstigen bildlichen Darstellungen erkennen könnten. Manche von diesen hatten darum eine ganz andere tiefere Bedeutung, als für den oberflächlichen Beobachter zu Tage trat. So haben namentlich die alttestamentlichen Darstellungen eine besondere Beziehung auf christliche Lehren.

Sehr oft finden wir in den Katakomben überhaupt und auf unsern Gläsern insbesondere unsere ersten Eltern dargestellt. Diese Darstellungen sind ein besonders belehrendes Beispiel von dem symbolischen Charakter der altchristlichen Kunst; denn sie schwinden allmälig von vollständigen Gemälden zu bloßen Andeutungen zusammen. Auf den größern Gläsern finden wir den Gegenstand so dargestellt, wie wir ihn auch jetzt darstellen würden: die beiden Stammeltern in ganzer Figur, zwischen ihnen den Baum und die Schlange um diesen herum gewunden. Auf andern, kleinern Gläsern finden wir nur Adam und Eva, auf den kleinsten nur den Baum, wahrscheinlich mit dem Apfel, und die Schlange, mitunter sogar nur diese. Die erste Art der Darstellung kann mit der großen und verzierten Schrift einer Inschrift verglichen werden, die letztere mit einer Cursivschrift, in welcher oft ein einziger Federstrich ein Wort bezeichnet, welches in der ersten Schrift durch eine Reihe von Buchstaben ausgedrückt wird.

Auch Noe wird oft dargestellt und zwar in sehr einfacher Weise, — nämlich als ein Mann in einem viereckigen Kasten, welcher ihn kaum fassen kann, mit geöffnetem Deckel; auf den Malereien der Katakomben ist gewöhnlich auch die Taube beigefügt, die auf ihn zufliegt. Merkwürdiger Weise wird Noe in

ganz ähnlicher Weise auf den heidnischen Münzen von Apamea dargestellt [1]. — Auch Abraham wird oft abgebildet, und zwar wie er sein Opfer darbringt.

Die symbolische Bedeutung dieser Darstellungen ist leicht zu erkennen. Adam und Eva stellen den Fall des Menschen dar, die Ursache der Sünde und die Nothwendigkeit der Erlösung. Noe und seine Arche werden von dem heiligen Petrus als Vorbild der Taufe aufgefaßt, und diese Auffassung ist in der Kirche immer herrschend geblieben. Abraham, der seinen Sohn opfern will, stellt die Menschwerdung und den Tod des Herrn dar und das eucharistische Opfer.

Moyses wird in zweifacher Weise dargestellt, wie er die Schuhe auszieht vor dem brennenden Dornbusch und wie er Wasser aus dem Felsen schlägt. Bei dieser letztern Darstellung muß ich einen Augenblick verweilen; sie hängt mit einer andern in den Katakomben sehr oft vorkommenden Darstellung zusammen, mit welcher sie beim ersten Anblick keine Aehnlichkeit zu haben scheint, mit der Darstellung der Auferweckung des Lazarus. Wenn der Heiland auf diesen Gläsern oder auf den Malereien der Katakomben dargestellt wird, wie Er ein Wunder wirkt, so hat Er fast immer, wenn nicht immer, einen Stab in der Hand, mit welchem Er die Person oder den Gegenstand berührt, woran Er Seine Wundermacht zeigt. Auf diesen Darstellungen des Moyses nun sieht man einen hohen und schmalen Felsen in einer Ecke, Moyses steht davor und berührt ihn mit dem Stabe, und das Wasser strömt daraus hervor. Auf einer Darstellung sieht man auch einen Mann, der ohne Zweifel das ganze Volk Gottes vertreten soll, wie er von dem herabströmenden Wasser trinkt; gewöhnlich steht aber Moyses allein. In ganz ähnlicher Weise aber wird die Auferweckung des Lazarus dargestellt: auf der einen Seite sieht man einen ganz ähnlichen Felsen, darin einen Leichnam, eingewickelt wie eine Mumie, und der Herr berührt ihn mit

[1] Siehe Wiseman, Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Offenbarung, 9. Vortrag.

dem Stabe. Man findet den Gegenstand in den Katakomben niemals anders behandelt. Die Aehnlichkeit zwischen den beiden Darstellungen erstreckt sich bis auf die Einzelheiten. Auf dem einen Bilde haben wir den Führer des Volkes Gottes im Alten Bunde, auf dem andern das Haupt des Neuen Bundes; auf dem einen den Gesetzgeber des Alten Bundes, auf dem andern den Urheber des Gesetzes der Gnade; der Eine läßt erfrischendes Wasser aus dem Felsen hervorströmen, der Andere ist selbst der Felsen [1]), welcher uns Wasser gegeben hat, welches fortströmt in's ewige Leben [2]). — Aber wenigstens auf einer Darstellung finden wir über dem Haupte des Moyses in deutlichen Zügen den Namen Petrus geschrieben. Hier haben wir eine doppelte symbolische Bedeutung. Auch Petrus wird durch Moyses vorgebildet, als Oberhaupt der christlichen Kirche. Der Heiland ist der wahre Felsen, denn von Ihm allein strömen Wasser des ewigen Lebens aus; aber Petrus, der gleichfalls der Felsen ist, hat die Gewalt, ihm die himmlischen Ströme zu entlocken, die Fluth der Gnade, welche die ganze Kirche reich bewässert. Diese Aehnlichkeit in den Darstellungen der Wunderthaten des Moyses und des Herrn soll offenbar darauf hinweisen, daß die einen Vorbilder der andern waren.

Sehr oft wird auch Jonas dargestellt, und zwar in doppelter Weise. Auf einigen Bildern wird Jonas aus dem Schiffe in den Mund eines See-Ungeheuers hinabgeworfen, welches mit keinem bekannten Seethiere Aehnlichkeit hat, sondern offenbar den Drachen der Apokalypse, die höllische Schlange, vorstellen soll; es ist ein Thier mit einem ungeheuern Kopfe, einem langen und sehr dünnen Halse und einem gewundenen Schweife. Nach seiner physischen Construction kann dieses Thier unmöglich einen Menschen verschlingen; es soll augenscheinlich ein Symbol des Bösen sein, welcher stets bereit ist, diejenigen zu verschlingen, welche in das Wasser der Wiedergeburt hinabsteigen; denn das Meer bedeutet auf diesen Bildern die Taufe

[1]) 1. Kor. 10, 4.
[2]) Joh. 4, 11.

und diejenigen, welche in dasselbe eingetaucht werden, werden von der Gewalt der Schlange gerettet durch Ihn, welcher drei Tage und drei Nächte im Schooße der Erde war, wie durch Jonas vorgebildet worden. Auch die Rettung des Jonas ist ein Lieblingsgegenstand der altchristlichen Künstler, weil sie ein Vorbild der Auferstehung ist. Oft wird Jonas dargestellt, wie er unter der Kürbisstaude sitzt, die ihn entweder überschattet oder schon verdorrt ist.

Eine der gewöhnlichsten Darstellungen in den Katakomben, die sich fast in allen Cömeterien und in einigen oft wiederholt findet, ist die der drei Jünglinge im Feuerofen. Mitunter wird nur einer, mitunter werden alle drei dargestellt; sie sind immer, mit Ausnahme Eines Bildes, in persischer Kleidung mit Turban, Beinkleidern und langen Gewändern abgebildet. Die Geschichte der Susanna wird sehr schön symbolisch dargestellt: sie selbst als Lamm, die zwei Aeltesten als zwei Wölfe zu ihrer Seite; dadurch war die ganze Geschichte für die Christen verständlich genug und in sehr zarter Weise angedeutet. — Tobias wird als ein Jüngling dargestellt, der entweder mit einem Fische kämpft, welcher sich aus dem Wasser erhebt, oder diesen in der Hand trägt. Da diese Scene an sich nicht besonders belehrend oder malerisch ist, so beweist das oftmalige Vorkommen derselben auf den Gläsern der Katakomben, daß man derselben eine besondere mystische Bedeutung beilegte. Der Fisch war nämlich das Symbol Christi und weil die Geschichte des Tobias die Christen an dieses Symbol erinnerte, darum wurde sie so gern dargestellt.

Dieses sind ungefähr alle alttestamentlichen Darstellungen, welche wir auf unsern Gläsern finden.

Aus dem Neuen Testamente wird sehr oft der Heiland als guter Hirt abgebildet. Mitunter wird er auch in der Gestalt und mit den Emblemen und Attributen des Orpheus dargestellt; er spielt auf einer Harfe oder Flöte, und die wilden Thiere versammeln sich um ihn und lauschen auf seine Musik. Mitunter ist der gute Hirt von Schafen umgeben,

welche mit Vertrauen und Liebe zu ihm aufblicken; am häufigsten aber wird er auf unsern Gläsern dargestellt, wie er ein Lamm auf den Schultern zur Heerde zurückträgt. Diese Darstellung war aus guten Gründen bei den alten Christen besonders beliebt: sie war für sie nicht so sehr, wie jetzt für uns, ein Bild der Begnadigung des Sünders, als vielmehr der Rettung ihrer Seelen aus dem Götzendienst, Heidenthum und Unglauben. Wir finden überhaupt keine altchristliche Darstellung unseres Heilandes, in welcher Seine strenge Gerechtigkeit hervorgehoben wird; auf allen wird uns Seine Barmherzigkeit vorgeführt. Sie können sich leicht vorstellen, daß die alten Christen, welche den großen Unterschied zwischen dem Heidenthum und Christenthum vor Augen hatten, es als eine unermeßliche Gnade ansehen mußten, daß der Heiland sie aus dem Elende des Irrthums errettet hatte. Beim Anblicke solcher Bilder wurden sie von bitterm Schmerze durchdrungen bei dem Gedanken daran, wie lange sie in der Irre, in der Wüstenei des Unglaubens umhergewandert waren, wo sie hätten zu Grunde gehen müssen, zerrissen von den spitzen Dornen der Sünde und Leidenschaft; und dann wurden sie von Staunen und Dankbarkeit erfüllt, wenn sie bedachten, wie sie ohne alles Verdienst von ihrer Seite von dem guten Hirten auf die Schultern genommen und in die Hürden Seiner Kirche getragen worden waren. Es ist also erklärlich, daß die alten Christen den Heiland in dieser Weise darzustellen liebten.

Wir finden aber auch noch andere Darstellungen des Heilandes. Er redet mit Seinen Aposteln, mitunter mit einem derselben, oder Er sitzt da und unterweist sie. Mitunter, aber selten, steht Er allein. Eine andere Darstellung könnte zu einer langen Erörterung Anlaß geben; ich begnüge mich indeß mit einigen wenigen Bemerkungen. Der Herr steht ganz allein, mit dem Stabe in der Hand; neben ihm stehen sieben Brodkörbe, vier auf der einen und drei auf der andern Seite oder zwei auf jeder Seite und drei vor Ihm; alle sind mit Brod gefüllt. Das Bild stellt offenbar das Wunder der

Brodvermehrung dar, versinnbildet durch die sieben Körbe, welche mit den übrig gebliebenen Brocken gefüllt wurden. Auf einem andern Bilde, welches offenbar ein Seitenstück zu diesem bildet, steht der Herr in der Mitte und berührt mit seinem Stabe sieben große Krüge, die wir uns wohl als mit Wasser gefüllt zu denken haben. So wird auch sonst in den Katakomben die Verwandelung des Wassers in Wein dargestellt. Die Aehnlichkeit der Darstellung dieser beiden Wunder zeigt, daß die Gläubigen die Brodvermehrung und die Verwandelung des Wassers als zusammengehörend betrachteten. Die heilige Schrift spricht ja auch bei der Hochzeit zu Kana nur von sechs Wasserkrügen, während wir auf diesen Bildern immer sieben finden, und zwar gerade so aufgestellt, wie die sieben Brodkörbe — zum deutlichen Beweise, daß man die beiden Wunder als zusammengehörend ansah. Ohne Zweifel waren sie für die alten Christen das Symbol der beiden Elemente des größten der Sacramente und eine Erinnerung an die Macht, Weisheit und Liebe, welche die maßlose Vervielfältigung des Brodes des Lebens bewirkt, und des Weines, welcher das Herz des Menschen erfreut, — der Speise und des Trankes des Hauses Gottes, welche die Seele nähren zum ewigen Leben.

Sehr gern stellte man auch die Heilung des Gichtbrüchigen dar: der geheilte Kranke trägt sein Bett. Das erinnerte an die Wahrheit, welche der Herr selbst bei diesem Wunder hervorhob, daß Er die Gewalt habe, Sünden zu vergeben. Außer der Auferweckung des Lazarus, die ich bereits besprochen habe, finden wir sonst keine Wunder des Herrn dargestellt. Auf einigen großen Gläsern aber sehen wir in der Mitte ein Medaillon mit einem Porträt, mitunter mit dem Namen, und ringsherum sechs oder acht einzelne Abtheilungen mit Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testamente durch einander, zum Zeichen, daß beide zusammen gehören, daß das eine das Christenthum vorbildet, das andere es kund thut.

Nach den biblischen Darstellungen komme ich nun zu der

dritten Klasse, zu den Darstellungen aus der Kirchengeschichte. Natürlich ist die erste Figur, die uns hier entgegentritt, die der heiligen Jungfrau, welche häufiger dargestellt wird, als alle andern Heiligen. Gewöhnlich wird sie mit ausgebreiteten oder emporgehobenen Armen abgebildet, — auch letzteres ist eine betende Stellung, wiewohl gewöhnlich der Betende die Arme ausstreckte, so daß er ein Kreuz bildete. Ueber dem Bilde steht gewöhnlich der Name „Maria.“ Mitunter steht die heilige Jungfrau in der Mitte und der heilige Petrus auf der einen, der heilige Paulus auf der andern Seite. Dogmatische Folgerungen dürfen daraus nicht gezogen werden; denn wir finden die heilige Agnes und eine andere weniger bekannte Heilige ganz in derselben Weise dargestellt. Man hat nämlich vermuthet, die Stellung der heiligen Jungfrau zwischen den Aposteln solle die Verehrung andeuten, welche ihr von der ganzen Kirche, deren Vertreter die Apostel sind, zu Theil werde. Eine Eigenthümlichkeit aber, die sich bei allen diesen Gläsern findet, besteht darin, daß die heilige Jungfrau die einzige unter allen Heiligen ist, welche einen Nimbus oder Heiligenschein um das Haupt hat; selbst bei den Aposteln findet sich dieser nicht. Oft liegt auch eine Krone neben der Mutter Gottes auf dem Boden, oder wird eine solche über sie gehalten.

Sehr zahlreich sind auch die Bilder der heiligen Petrus und Paulus. Sie sind mitunter in ganzer Figur abgebildet, zuweilen als Brustbilder, oft mit einer Krone in der Mitte; bald steht der eine, bald der andere auf der Rechten; gewöhnlich sind die Namen darüber geschrieben; auf einigen Gläsern steht nur einer von beiden. Man hatte augenscheinlich in alten Zeiten zwei Typen dieser Apostel: eine Darstellung derselben in jugendlicherm Alter und eine im Greisenalter; denn das eine Mal finden wir sie mit langem und dichtem Haar und Bart und mit allen Eigenthümlichkeiten junger Männer abgebildet, das andere Mal kahlköpfig und mit dünnem Bart. Petrus und Paulus unterscheiden sich von

einander auf den Malereien in den Katakomben im Wesentlichen ebenso, wie bei den neuern Künstlern; so früh schon bildete sich in dieser Hinsicht eine christlich-künstlerische Tradition. Sehr oft findet man zwischen den zwei Aposteln, mitunter auch zwischen zwei andern Heiligen eine kleine Figur, welche zwei Kronen über die Häupter derselben hält. — Nächst den beiden Aposteln finden wir, wie gesagt, am häufigsten die heilige Agnes dargestellt. Die andern Heiligen aufzuzählen, wird nicht nöthig sein. Mitunter sind zwei oder drei auf einem Glase zusammen abgebildet.

Die vierte Klasse von Darstellungen umfaßt die häuslichen und klassischen Scenen. Dahin gehören die Porträts von einzelnen Personen oder von zwei Eheleuten mit den Namen und mit einem Segenswunsche. Mitunter reichen sich ein Mann und eine Frau über einem kleinen Altare die Hand, und die Umschrift besagt, daß sie mit einander verehelicht sind. Andere Gläser stellen ganze Familien dar: einen Mann, offenbar aus vornehmem Geschlechte, sein Weib, reich gekleidet, und die Kinder vor ihnen stehend; die Namen der Eltern und der Kinder sind beigefügt. Diese Personen, so hochgeboren sie auch sein mochten, haben gewiß, wenn sie aus diesen Gläsern tranken, nicht daran gedacht, daß man in ferner Zukunft ihre Namen wieder lesen und daß man die Geschichte der Kirche vervollständigen würde mit Hülfe dieser, wie es ihnen scheinen mußte, sehr unbedeutenden Kunst der Glasverzierung.

Die Hauptpunkte meines Gegenstandes habe ich nun besprochen. Sollte aber Jemand durch meine Bemerkungen sich versucht fühlen, solche alte Glasarbeiten zu sammeln, so muß ich eine Warnung beifügen. Nicht alle Gläser, die man beschrieben und abgezeichnet oder in Museen gesammelt hat, sind echt, nicht einmal alle, welche sich im Vatican befinden. Als die christlichen Alterthumsforscher vor zweihundert Jahren anfingen, diese Gläser aufzusuchen und zu sammeln und hohe Preise dafür zu zahlen, versuchte man auch gleich, sie nachzumachen; und es gehört ein geübtes Auge dazu, um die echten

von den unechten zu unterscheiden; denn auch diese sind von geschickten Künstlern angefertigt. Diese haben den Stil der Zeichnungen sorgfältig nachgeahmt, die Inschriften abgeschrieben und einige neue fabricirt, die ganz unverständlich sind; sie haben dies vielleicht für das sicherste Mittel gehalten, nicht entdeckt zu werden. Dem sei, wie ihm wolle, man hat den Betrug entdeckt, und man kennt jetzt die unechten Gläser ziemlich genau. Im Vatican hat man sie natürlich nicht zerstört — das wäre Vandalismus gewesen, — sondern aus der Gesellschaft der echten altchristlichen Kunstwerke entfernt und in einem besondern Gemache zusammen gestellt.

Nachdem ich nun meinen Gegenstand vollständig, freilich vielleicht zu oberflächlich und unzusammenhängend behandelt, und Sie so lange aufgehalten habe, will ich mir erlauben, noch einige Bemerkungen beizufügen, welche vielleicht nicht sehr wichtig, aber doch der Erwähnung werth sind.

Besteht ein Zusammenhang zwischen diesen alten Glasarbeiten und modernen Fabrikaten? Unsere Zeit ist eine praktische Zeit, und Manche kümmern sich sehr wenig darum, was die alten Christen gethan haben, falls nicht dadurch in irgend einer Weise Handel, Gewerbe und Künste gefördert wurden. Ich glaube aber, daß dieses wirklich durch diese alten Glasarbeiten geschehen und daß diese rein christliche Erfindung nicht ohne Einfluß auf eine Kunst gewesen ist, welche gegenwärtig von Tag zu Tag sich schöner und nützlicher entwickelt. Ich habe erwähnt, daß diese christlichen Glasarbeiten bis etwa in die Mitte des vierten Jahrhunderts angefertigt und gebraucht wurden. Was trat darauf an ihre Stelle? Bei den alten Griechen und Römern waren Mosaik-Fußböden sehr beliebt; denn die Alten beschränkten ihre Mosaik-Arbeiten vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, auf Fußböden; erst die Christen fingen an, auch bildliche Darstellungen an Wänden in dieser Weise anzufertigen. Die heidnischen Künstler begnügten sich ferner oft mit sehr rohen Mosaik-Arbeiten in Schwarz und Weiß; immer aber war der Grund, in welchen sie ihre

Figuren einlegten, einfaches Weiß, wenn auch die Figuren selbst mitunter sehr schön waren und einen großen Reichthum an prächtigen Farben darboten. Ich glaube nicht, daß man ein einziges Mal bei griechischen und römischen Mosaik-Arbeiten zu den Figuren oder als Grund Gold angewendet findet. Zu derselben Zeit, als die Kunst, Gläser in der angegebenen Weise mit Gold zu verzieren, erlosch, fing man an, Gold-Mosaik anzufertigen; denn wir finden nicht lange nach dieser Zeit Mosaiken mit Goldgrund im Morgenlande, wo die Kunst der Anfertigung von Mosaiken ihre Ausbildung erhielt, und auch im Abendlande zu Ravenna und in den römischen Basiliken. Eben diese Kunst aber, das Gold mit einem Glasüberguß zu versehen, hat man, wie ich früher erwähnte, in London vergebens nachzuahmen gesucht. — Wenn man in der angegebenen Weise das Gold in Glas einschloß, so hatte man dabei die Absicht, das Gold eben so dauerhaft glänzend zu erhalten, wie die andern Farben; diese konnten nicht verbleichen oder erlöschen, weil sie Mosaik waren, und so suchte man denn den Goldgrund aus einem eben so dauerhaften ähnlichen Stoffe anzufertigen. Die Mosaiken aus dieser alten Zeit sind denn auch noch so frisch, als wären sie erst vor einem Jahre angefertigt worden. Wäre der Grund bloß vergoldet worden, so würde er bald verblichen sein, wie auf so vielen mittelalterlichen Bildern, während er jetzt eben so frisch und glänzend geblieben ist, wie die aus farbigem Smalto angefertigten Figuren. Diese Anfertigung von Gold-Mosaik kann also wohl als eine Fortsetzung der besprochenen altchristlichen Glasarbeiten angesehen werden.

Im zehnten Jahrhundert fingen die Venetianer an, die durch eine Feuersbrunst zerstörte Marcus-Kirche wieder aufzubauen; sie wurde im elften Jahrhundert vollendet. Die Kirche ist sehr reich an prächtigen Mosaiken aus dieser Zeit. Hinsichtlich der Farbenpracht sind diese unübertrefflich. Die Künstler waren Griechen, welche die Kunst der Anfertigung von Goldmosaik aus Constantinopel mitbrachten. Eine merk-

würdige Stelle über diesen Gegenstand findet sich bei einem Schriftsteller des zehnten Jahrhunderts, Theophilus mit Namen, dessen Werk über diese Kunst vor einigen Jahren in Frankreich herausgegeben worden ist.[1]) Er sagt, die Griechen hätten zu seiner Zeit schöne Becher aus Sapphir verfertigt, d. h. aus lapis lazuli, denn diesen nannten die Alten Sapphir, wie Beckmann[2]) nachgewiesen hat. Die Griechen, sagt Theophilus weiter, hätten auch ein Stück Glas genommen, ein Blatt Gold darüber gelegt, aus diesem allerlei Figuren ausgeschnitten und dann flüssiges Glas von einer sehr feinen Qualität darüber gegossen; sie hätten dann das Ganze in einen ähnlichen Ofen gebracht, wie wir unser farbiges Glas, und so das Gold unzertrennlich mit dem Glase verbunden.

Sie sehen, die Griechen verstanden zu dieser Zeit die Kunst, Glas über ein Goldblatt zu legen, in ähnlicher Weise, wie jetzt das Goldmosaik angefertigt wird. Diese griechischen Künstler ließen sich zu Venedig nieder und legten dort die glänzendsten Proben ihrer Kunst ab. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in Folge davon Venedig ein Mittelpunkt der Glasfabrikation geworden ist; und es ist dieses bis auf die Gegenwart geblieben, trotz der Fortschritte, welche man anderwärts in dieser Kunst gemacht hat. Spiegel wurden zu Venedig früher angefertigt, als irgendwo; die Kunst, dunkelfarbige Substanzen in das helle Glas zu bringen, ist venetianischen Ursprunges; die schönen Schalen und Vasen, welche in dieser Weise angefertigt sind, werden jetzt als merkwürdige Kunstwerke in Museen gezeigt und von Liebhabern fast mit Gold aufgewogen, wiewohl sie noch vor einigen Jahren verhältnißmäßig nur wenig beachtet wurden. Diese Venetianische Kunst hängt enge zusammen mit der Kunst, dunkeles und durchsichtiges Glas zu Mosaikarbeiten zu verbinden. Die Böhmen haben diese Kunst mit Erfolg nachgeahmt; ich glaube aber nicht, daß sie in irgend einem Lande bis zu der Vollkommenheit ausgebildet wor-

[1]) Theophile, prêtre et moine. Paris 1840.

[2]) Geschichte der Erfindungen, unter dem Worte „Ultramarin."

den ist, die sie ursprünglich zu Venedig erreichte, wo sie noch gegenwärtig blüht. Der Zusammenhang zwischen dieser Kunst und der erwähnten altchristlichen Kunst, Figuren auf Glas darzustellen, läßt sich freilich nicht unwidersprechlich beweisen, ist aber doch wohl nicht zu bezweifeln. So sind also diese kleinen Glasarbeiten der alten Christen die eigentliche Wurzel der prächtigen Werke von farbigem Glase, die wir dem Mittelalter und der neuern Zeit verdanken; es ist kein großer Schritt von dem farbigen Glase auf den Wänden zu dem durchsichtigen farbigen Glase in Fenstern, — eine Kunst, welche mit einfachen Verzierungen begann, später aber auch zu vollständigen Bildern fortschritt.

Zum Schlusse spreche ich Ihnen meinen herzlichen Dank dafür aus, daß Sie meinen langen Vortrag so aufmerksam angehört; ich hoffe, daß Sie die Zeit nicht ganz nutzlos hier zugebracht haben. Denn es kann niemals nutzlos sein, wenn wir uns im Geiste in jene ersten glorreichen Jahrhunderte des Christenthums versetzen; es ist schon ein Gewinn, wenn wir uns auch nur einen einzigen neuen Gedanken hinsichtlich jener edeln Bekenner des Glaubens aneignen. Heute haben wir sie kennen gelernt, nicht als starrköpfige, harte und unbeugsame Männer, stets bereit, für ihren Glauben zu leiden und zu sterben, vielmehr als Helden, die außer Muth und Standhaftigkeit auch Geist und Geschmack besaßen und schöne Künste inmitten des Todes pflegten. Hat man Archimedes bewundert wegen der Ruhe, mit welcher er, vom Tode bedroht, sich mit der Lösung eines mathematischen Problems beschäftigte, so verdienen diejenigen nicht minder Bewunderung, welche ruhig den grausamsten Tod erwarteten, während sie mit Arbeiten beschäftigt waren, durch welche sie der Religion und der Kunst zugleich dienten. Aber sie machten sich dadurch mit den Schönheiten und Herrlichkeiten des Reiches vertraut, nach welchem sie sich sehnten und in welches sie, wie sie wohl wußten, durch das Thor des Martyrthums eintreten sollten. Sie wußten nicht den Tag und nicht die Stunde,

in welcher dieses Thor für sie würde aufgethan werden. Aber konnte diese Stunde wohl gelegener für einen von ihnen kommen, als wenn sein Geist damit beschäftigt war, heilige Bilder zu concipiren, und seine Hand, dieselben auszuführen? Wie leicht mußte es für ihn sein, seinen Grabstichel niederzulegen und seine Palme zu ergreifen oder seinen Hals dem Henker darzubieten, um die Krone zu empfangen, die er eben über das Haupt eines Martyrers oder einer Jungfrau gezeichnet hatte? Diese künstlerische Beschäftigung war geeignet, heilige Gedanken und hochherzige Entschlüsse zu erwecken; sie zeigt uns zugleich, daß der Glaube das Aufblühen der schönen Künste nicht hemmt, sondern fördert, und daß man gleich bereit sein kann, seinen Glauben künstlerisch zu verherrlichen und, wenn es Gott gefällt, für denselben zu sterben.

VI.

Wissenschaftliche Bildung und sittliche Vervollkommnung in ihrem Zusammenhange.[1]

Meine Freunde vom katholischen Jünglings-Vereine! Ich habe nur unter der Bedingung mich bereit erklärt, heute Abend hier einen Vortrag zu halten, daß ich nicht so sehr für Sie als zu Ihnen zu reden hätte. Ich war gern bereit, etwas zur Förderung und Unterstützung Ihres Vereins beizutragen; aber noch mehr Gewicht legte ich darauf, Ihnen persönlich mein aufrichtiges Interesse für den Zweck beweisen zu können, zu welchem Sie sich vereinigt haben, für den Zweck, sich mit den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft zu beschäftigen unter der Leitung der Religion. Ich werde mein Thema nicht so behandeln, als glaubte ich, Sie seien auch nur im entferntesten der Gefahr ausgesetzt, durch Ihre wissenschaftlichen Bestrebungen irgendwie von dem Pfade des Glaubens oder der Tugend abgelenkt zu werden; ich weiß wohl, daß schon die Statuten des Vereins, zu deren Beobachtung Sie sich bereitwillig verpflichtet haben, Bestimmungen enthalten, welche eine feste Schutzwehr und zugleich einen kräftigen Ausdruck Ihrer gläubigen Gesinnung bilden. Ebensowenig beabsichtige ich, Ihnen einen eigentlich wissenschaftlichen Vortrag zu halten, irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand zum Thema zu nehmen und den Versuch zu machen, denselben klarer und vollständiger zu erörtern, als er Ihnen selbst bereits bekannt ist; Viele von denjenigen, die mich hier umgeben, würden das bei weitem besser zu thun verstehen, als ich. Ich

[1] Gehalten am 15. Sept. in der Musik-Halle zu Dublin.

will mich darauf beschränken, mit Benutzung bekannter wissenschaftlicher Thatsachen und neuerer Entdeckungen den Satz zu erläutern und zu begründen, daß die sittliche Vervollkommnung immer gleichen Schritt halten müsse mit dem Fortschritte in den Wissenschaften.

Ich erinnere zunächst daran, daß die eigentlich sogenannte Wissenschaft nicht wesentlich nothwendig ist für das Wohlergehen des Menschen. Von den Tagen Newton's bis auf unsere Zeit hat man mehr wissenschaftliche Entdeckungen gemacht und eine genauere und ausgedehntere Kenntniß des ganzen Systems der Natur gewonnen, als in Jahrhunderten der frühern Zeit, ja, man darf wohl sagen, als seit dem ersten Beginne der Civilisation. Wenn wir Newton's große Entdeckungen ausnehmen, namentlich die auf die Astronomie und das Licht bezüglichen, so können wir sogar sagen: in wenig mehr als einem Menschenalter hat unser Jahrhundert größere Entdeckungen gemacht und das Gebiet der exacten Wissenschaften mehr erweitert, als viele Menschenalter vorher, wenigstens seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften. Dennoch hat die Welt auch vor dieser Zeit bestehen und in mancher Hinsicht glücklich sein können: alle Tugenden wurden auch vordem in nicht gewöhnlichem Grade geübt; jedes Jahrhundert hat heroische Thaten aufzuweisen, die der Menschheit zur Ehre gereichen; große Genies, namentlich große Künstler sind aufgetreten, denen wir jetzt nichts an die Seite zu stellen haben und welche vielleicht niemals wieder ihres Gleichen finden werden; die Familie und die Gesellschaft ist in mancher Hinsicht glücklich gewesen in Zeiten, in welchen man von den großen wissenschaftlichen Wahrheiten noch nichts ahnte, welche uns so einfach und klar und fast unentbehrlich für unser Wohl erscheinen.

In keiner Periode aber finden wir wahres Glück, in keiner Zeit finden wir die erwähnten größern und erhabenern Tugenden und das, was allein der Gesellschaft ihr Bestehen und den Menschen wahre Wohlfahrt sichern kann, ohne sittliche Gesetze, die anerkannt und beobachtet wurden. Man würde also

die von der Vorsehung bestimmte Ordnung umkehren, wollte man die Wissenschaft und ihren Fortschritt als wesentliche Grundlagen für das Glück des Menschen und der Gesellschaft, und die sittlichen Pflichten und ihre Erfüllung nur als untergeordnetes Hülfsmittel ansehen, und den großen und heilsamen Grundsatz nicht strenge festhalten, daß die wahre Grundlage alles menschlichen Glückes die Beobachtung des Sittengesetzes ist, daß aber daneben Wissenschaft, Literatur und Kunst und alles, was den Einzelnen und die Gesellschaft bildet, verfeinert, ziert und vervollkommnet, zur Förderung und Erhöhung des menschlichen Glückes verwendet werden könne und müsse.

Bei dem einzelnen Menschen leuchtet die Wahrheit dieses Satzes gleich ein. Wie viele Tausende, ja Millionen, müssen selbst in den civilisirtesten Staaten leben und sterben mit verhältnißmäßig geringer Kenntniß auch der gewöhnlichsten Grundsätze der Wissenschaft! Ja, wie wenige selbst unter denjenigen, welche sich mit diesen einigermaßen bekannt zu machen suchen, haben eine richtige Vorstellung zum Beispiel von ihrer eigenen Organisation, von den Lebensgesetzen des menschlichen Körpers, von den vielen wundervollen und verwickelten Principien der Chemie, der Mechanik und anderer Wissenschaften, welche in dem Organismus des menschlichen Körpers zur Anwendung kommen! Wer aber wollte diese Leute darum, weil sie diese verwickelten Gesetze nicht kennen, unglücklich nennen und behaupten, sie könnten nicht als Menschen, als Mitglieder der Familie und als Staatsbürger alle ihre Pflichten erfüllen und tugendhaft und in jeder Hinsicht achtungswerth sein? Wehe ihnen, wenn es ihnen an festen sittlichen Grundsätzen mangelt; besitzen sie aber diese, so ist ihr Glück sicher gestellt, auch wenn ihnen die Bildung, Stärkung und Verfeinerung abgeht, welche die Kenntniß der Wissenschaft und Literatur dem Geiste zu geben vermag.

Es handelt sich für unsern Zweck um die Wissenschaft, welche in der Kenntniß der Erscheinungen und Gesetze der Natur besteht. Diese Gesetze haben von Anfang an bestanden

und sind unwandelbar; nur unsere Kenntniß derselben ist der Vervollkommnung, also auch der Veränderung fähig. Es gibt nun Menschen, welche sich nur in so weit mit der Wissenschaft befassen, als sie die von Andern gemachten Entdeckungen kennen lernen, z. B. mit den Gesetzen der Chemie, der Elektricität oder der Astronomie sich bekannt machen, ohne selbst Beobachtungen angestellt oder Experimente gemacht zu haben. Auch solche Leute besitzen wissenschaftliche Kenntnisse. Andere pflegen die Wissenschaft dadurch, daß sie sich bemühen, Neues zu entdecken, und diese verdienen natürlich den Namen „Männer der Wissenschaft" mit größerm Rechte. Sie, die Mitglieder des Jünglings-Vereins, gehören natürlich zu der erstern Klasse; und wenn Sie, nicht mit allen Einzelheiten, aber doch mit den Principien der Naturgesetze bekannt sind, so können Sie sich mit zu den Pflegern der Wissenschaft zählen und brauchen nicht auch die Pflichten derjenigen zu übernehmen, welche zu lehren haben, und darum jede neue Thatsache, welche festgestellt wird, untersuchen, so wie durch Nachdenken, Beobachtung und Experimente neue Gesetze aufzufinden sich bestreben müssen. Ich habe nicht die Fortschritte solcher Männer im Sinne, wenn ich heute von dem Fortschritte in den Wissenschaften spreche; ich denke dabei vielmehr an die Weise, wie Sie Ihre Kenntnisse von Tag zu Tag vermehren und sich mit den Resultaten der Forschungen jener Männer bekannt machen und so in der Wissenschaft fortschreiten.

Der Hauptzweck meines Vortrages ist nun dieser: Ihnen recht klar zu machen, daß Ihre Fortschritte in der Wissenschaft niemals Ihren sittlichen Grundsätzen und Ihrer sittlichen Gesinnung den geringsten Eintrag thun dürfen, daß Sie vielmehr in demselben Maße, in welchem Sie die Gesetze der Natur genauer kennen lernen, auch die sittlichen Gesetze des großen Urhebers der Natur vollkommener erkennen und achten müssen. Die Kenntnisse sollen Ihre Ehrfurcht vor Gott nicht mindern, sondern mehren, Sie mit größerer Demuth erfüllen und es Ihnen zu klarerm Bewußtsein bringen, wie gering der Mensch

ist in Vergleich zu dem Schöpfer, und Ihnen ein größeres Vertrauen auf Seine Vorsehung, Seine Hülfe und Seine Fürsorge einflößen. Je vollständiger Sie Ihn als Den erkennen, von welchem die Naturgesetze ausgehen, um so deutlicher müssen Sie Seine Weisheit und Gerechtigkeit wahrnehmen.

Auf zweierlei Weise kann in dem Geiste des Menschen, entweder durch einen Fehlgriff bei seinem eigenen Nachdenken oder durch irreleitende Aeußerungen Anderer, die feste Vereinigung zerstört werden, welche zwischen der Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze und einer religiös-sittlichen Gesinnung stets bestehen sollte.

Nur zu gewöhnlich setzt man voraus oder nimmt man als erwiesen an: je mehr es uns gelinge, die Dinge auf ihre Ursachen zurückzuführen, den Zusammenhang zwischen diesen und jenen nachzuweisen, die Dinge in ein System zu bringen und sie nach ihrer Beschaffenheit und nach ihrem Verhältniß zu einander zu ordnen, um so mehr entfernten wir uns von der Nothwendigkeit, eine höchste und letzte Ursache anzuerkennen. Man liest und hört oft Behauptungen wie folgende: „Wir können diese Erscheinung erklären; wir kennen die Gesetze, welche bei ihr wirksam sind; wir brauchen also das Eingreifen einer höhern Macht nicht anzunehmen, weil diese Erscheinung mit dem ganzen System des Weltalls im Zusammenhange steht und in diesem Theile desselben eintreten mußte, wenn nicht andere Theile irgendwie in Unordnung gerathen sollten." So glaubt man denn, jede neue Endeckung, welche uns die nähere oder entferntere Ursache von irgend etwas kennen lehrt, führe uns einen Schritt weiter von der Nothwendigkeit der Anerkennung einer höchsten und letzten Ursache. Wenn sich dann der Geist in seine eigenen Gedanken und Speculationen vertieft, kommt er allmälig dahin, seine Untersuchungen als erschöpfend anzusehen; er fühlt sich versucht, es für etwas Großes zu halten, daß er nicht mehr den alten kurzen Weg einschlage und Gott unmittelbar die Erscheinungen der Natur hervorrufen

lasse, oder doch Gott mit einigen wenigen Schritten als die letzte Ursache derselben finde; er sucht vielmehr ein ganzes Netz von nähern Ursachen zu spinnen, die mit einander in Verbindung stehen, und uns dadurch die letzte Ursache zu verhüllen.

Die gewöhnlichen Denkgesetze sollten uns aber vielmehr zu dem entgegengesetzten Ziele führen. Wenn Jemand einen Ring oder ein kreisförmig gebogenes Stück Metall auf dem Boden findet, so wird er etwa ausrufen: „Was mag das sein?“ Er besieht es, untersucht es und kommt vielleicht zu dem Schlusse: „Das Stück Metall kann durch einen Zufall diese Gestalt erhalten haben und hierher gekommen sein.“ Wenn er es aber aufnimmt und nun findet, daß ein ganz ähnlich geformtes Stück Metall damit verbunden ist, so wird er darin nicht eine Bestätigung seiner ersten Ansicht, sondern vielmehr ein Zeichen der bildenden Hand des Menschen erkennen. Und wenn er noch einen dritten und vierten und noch viele andere Ringe damit verbunden findet, alle von gleicher Größe, von gleicher Gestalt und gleich fein ausgearbeitet, — würde er da wohl in seiner ersten Ansicht, er habe es mit einem Werke des Zufalls zu thun, sich bestärkt fühlen, und nicht vielmehr sich zu der andern Ansicht hingedrängt sehen, daß nur eine Künstlerhand diesem Werke das Entstehen gegeben haben kann?

In anderer Weise wird der Geist bei dem Studium der Naturwissenschaften von der religiösen Gesinnung, welche damit immer verbunden sein sollte, nicht selten entfremdet durch populäre Handbücher oder Abhandlungen über diese Wissenschaften, welche von dem Menschen und der Natur als zwei einander feindlichen Kräften sprechen und die Sache so darstellen, als bestrebe sich der Mensch fortwährend, die Natur sich dienstbar zu machen. Wir rühmen uns unserer Siege über die Naturkräfte; wir fassen unser Verhältniß zu der Natur so auf, als suche sie geizig uns ihre Geheimnisse vorzuenthalten, als wäre sie der eifersüchtige Wächter der Hesperiden und wir Hercules, — sie der Hüter des goldenen Vließes, wir die

Argonauten, als wäre der Mann der Wissenschaft ein Dieb, der ihre Wachsamkeit hintergeht, ihre Kraft überwältigt, ihre Schlüssel stiehlt und gegen ihren Willen ihre verborgenen Schätze erschließt. So wird denn jede Entdeckung als ein Sieg, als etwas der Natur Abgenöthigtes gerühmt. In Wahrheit aber verhält es sich umgekehrt. Wir können immer nur Diener der Natur sein; sie wird immer die unbeschränkte Herrin bleiben und wird uns von ihrer Macht nichts abtreten. Wir müssen die Schüler, sie muß unsere Lehrerin sein; wir können keines ihrer Gesetze vernichten, und nichts von dem ändern, was von Anbeginn bei ihr gegolten hat. Nicht also dadurch, daß wir mit ihr kämpfen, sondern dadurch, daß wir einfältig und gelehrig und bewundernd bei ihr in die Schule gehen, können wir sie überwinden. Dies kann in doppelter Weise geschehen. Die eine Weise ist die, daß wir sie zu unserm Beistande einladen, sie zu unserer Freundin machen und zu dem Ende uns derjenigen von ihren Gesetzen bedienen, welche wir schon entdeckt haben; denn nur durch Gehorsam gegen die Gesetze, welche sie selbst uns gelehrt hat, können wir sie überwinden.

Sie besitzen zum Beispiel hier in Irland eines der prächtigsten optischen Instrumente, welche die Welt je gesehen hat, ja, das größte, welches überhaupt existirt; ich meine Lord Rosse's Teleskop, oder besser gesagt, Himmels-Mikroskop; denn es zeigt uns bis in die kleinsten Einzelheiten, was wir durch andere astronomische Instrumente nur in unklaren Umrissen wahrnehmen, und setzt uns in den Stand, die Schrift am Himmel deutlich zu lesen, welche uns sonst nur als große glänzende Flecken erscheint. Um dieses Instrument zu dem zu machen, was es ist, hat man natürlich einen ungeheuern Reflector mit großer Sorgfalt und mit Monate langer Arbeit anfertigen müssen. Nach einem unabänderlichen Gesetze der Natur wird aber dessen Oberfläche, wenn sie der Feuchtigkeit ausgesetzt wird, in kurzer Zeit verdunkelt und so gut wie unbrauchbar. Die Wirkung dieses Gesetzes zu hindern, ist dem

Menschen nicht möglich. Was kann er also thun? Er muß die Natur einem andern ihrer eigenen Gesetze dienstbar machen; er muß sie bewegen, einem andern ihrer wesentlichen Grundsätze zu Liebe, jenen hindernden Einfluß hier nicht auszuüben. Was würden Sie zum Beispiel thun, wenn Sie herrliche Blumen im Garten hätten und aus irgend einem Grunde wünschten, die Bienen möchten nicht auf denselben herumfliegen? Es würde vergeblich sein, wollten Sie den ganzen Tag daneben stehen und sie verscheuchen. Aber stellen Sie neben den Bienenstock etwas, das die Bienen Ihren Blumen vorziehen, was ihnen mehr Stoff für ihre Vorrathskammern bietet, zum Beispiel Zucker, so werden sie von Ihren Blumenbeeten weggelockt werden. In ähnlicher Weise liebt die Feuchtigkeit andere Stoffe mehr, als die harte Oberfläche des Reflectors, z. B. Lehm; bringt man also solchen in die Nähe der Metallscheibe, so wird er die Feuchtigkeit der Atmosphäre anziehen. So wird die Natur, einem ihrer eigenen Gesetze gehorsam, die Wirkung jenes andern Gesetzes hier nicht in schädlicher Weise eintreten lassen. Wenn wir aber die Natur nicht dahin bringen können, daß sie einem ihrer Gesetze zu Liebe ein anderes zurücktreten läßt, so vermögen wir nichts gegen sie und ist all unser Kämpfen gegen sie nutzlos. Wir mögen uns unablässig bestreben, die Wirkungen dieses Gesetzes zu hindern, aber wir können die Natur nicht dazu nöthigen, auch nur auf das kleinste ihrer Rechte zu verzichten. Alle Wissenschaft der Welt zusammengenommen kann ihr nichts mit Gewalt entreißen.

Um Ihnen diese Wahrheit noch anschaulicher zu machen, lassen Sie mich Ihnen ein Zwiegespräch vorführen, wie es namentlich in der ersten Zeit nach der Anwendung der Dampfkraft oft stattgefunden haben mag. Es sagt Jemand mit Bezug auf eine Locomotive: „Welch wundervolle Erfindung! Wie weit ist doch die Wissenschaft fortgeschritten! Wie vollständig hat sie die Natur und ihre Gesetze bemeistert! Wir haben Raum und Zeit vernichtet. Wir haben eine Maschine erfunden, die fast einem lebenden Wesen gleicht, der wir beinahe

Verstand gegeben haben. Wie stolz eilt sie dahin! Du hörst sie keuchen und schnauben bei den ersten Anstrengungen, in Gang zu kommen; aber nach wenigen Augenblicken gleitet sie so leicht und so regelmäßig dahin, wie die Planeten in ihrer Bahn. Die Natur widersetzt sich uns vergebens: wir durchschneiden ihre Bergrücken und beständen sie auch aus dem härtesten Granit, wir fahren über ihre tiefsten Thäler dahin auf großartigen Viaducten, wir trocknen große Sümpfe und Moore aus, wenn sie uns den Weg versperren, und wir füllen bodenlose Abgründe. So schreiten wir vor, alles bewältigend, und wir kennen kein Hinderniß, welches nicht durch des Menschen Kraft und Geschicklichkeit beseitigt werden könnte." — „Halt ein!" sagt ein Anderer, welcher diese prahlende Rede angehört hat, „halt ein und sieh jene Gewitterwolke an. Sieh die Blitze, welche schon daraus hervorzucken, strahlende Lanzen mit feuerigen Spitzen, die auf uns gerichtet sind und sicherer Verderben drohen, als alle menschlichen Waffen. Denke dir, nach einem Gesetze der Natur, welches wir nicht aufgehoben haben, träfe einer dieser Blitzstrahlen jenes stolze Ungethüm: in einem Augenblicke würde seine eherne Haut abgeschunden und zerrissen, würden seine eisernen Gebeine und brennenden Eingeweide umhergestreut sein, und es würde als verstümmelter Leichnam auf der Straße liegen — das alles in Folge eines einzigen Streiches der Natur, deren Macht der Mensch herausgefordert." — „Nein," sagt ein Dritter, „auf eine solche Probe brauchen wir es nicht ankommen zu lassen. Wir brauchen nicht die Macht der Natur in ihrer riesigsten und zugleich augenblicklichsten Wirksamkeit zu nehmen, um zu sehen, was sie vermag. Nicht also, nicht in einer rächenden Form will ich die Macht der Natur jenem großen Werke des Erfindungsgeistes des Menschen entgegenstellen; ich will das Harmloseste, das Mildeste und Zarteste nehmen, was die Natur besitzt. Was ist sanfter, schöner und unschuldiger als der Thautropfen, der nicht einmal das Blatt entfärbt, auf welchem er des Morgens liegt? Was ist herrlicher, als wenn viele Thautropfen den

Kelch der Rose füllen, ihren Duft versüßen und ihren Schmelz mit Juwelen schmücken? Kann wohl etwas weniger fähig sein zu schaden, als der Thau? Du schüttelst mit der Hand die Blumen, in welchen er perlt, und er verschwindet. Aber setze die Locomotive dem Einflusse dieses kleinen und unbedeutenden Dinges aus; lasse den Thau eine kurze Zeit lang auf das Ungethüm herabfallen und dasselbe bedecken. Er kommt nicht als Feind, er kommt in schöner und einschmeichelnder Gestalt; er liebt das Eisen, er ist bereit, sich eines Theiles seiner eigenen Substanz, gerade des Bestandtheiles, welcher zu den glänzendsten Dingen in der Natur gehört, seines Oxygens zu entäußern und es dem Eisen zu geben; und magst du dem Metalle auch versprochen haben, es solle stets hell und glänzend sein, wenn es dein Sklave sein wolle für immer, — es zieht die Erfrischung vor, welche ihm diese Thautropfen gewähren, und es verschluckt sie gierig. Und so läßt es allmälig seine ganze Oberfläche von ihnen bedeckt werden, und die Folgen dieser Verschwörung gegen den Menschen treten bald zu Tage. Die polirten Stangen, so schön und so blank, werden mit Flecken und Krebs bedeckt, alle Gelenke werden starr und lahm, alle Glieder werden kraftlos, und du hast bald nur noch ein unbrauchbares Gerüst, welches bei Seite geworfen wird. Ein paar Tropfen des Himmels haben das stolzeste Werk der Erfindungskraft und Kunstfertigkeit des Menschen zerstört."

Wir können die einfache Wahrheit nicht bestreiten: je mehr wir die Gesetze der Natur erforschen, desto deutlicher erkennen wir, wie mächtig, wie sehr dem Menschen überlegen sie ist, wie unverkennbar eine Weisheit in ihr sich abspiegelt, gegen welche wir nichts vermögen. Wir dürfen nicht anmaßend sein. So viel man auch rühmen mag, der Mensch habe die Natur bewältigt, vergessen wir nicht, daß sie, wenn es zu einem Kampfe kommt, am Ende doch immer siegen wird, und daß in ihren Gesetzen und Kräften mit ihrer Unbeschränktheit und Unwiderstehlichkeit uns eine höhere Macht, als die menschliche entgegentritt, jene nämliche Macht, welche uns unsere sittlichen

Gesetze und Kräfte gibt. Es wäre ein beklagenswerther Fehler gegen die ersten und einfachsten Lehren der Wissenschaft, wollten wir andere Gesinnungen hegen, als die tiefste Bewunderung und die innigste Liebe für die Natur, welche darum so wundervoll und schön ist, weil sie das Werk Gottes ist. Ueber die Natur sich zu erheben und sie seinen Zwecken dienstbar zu machen, das vermag der Mensch nur dadurch, daß er die Gesetze sich zu Nutze macht, welche Gott ihr gegeben hat.

Ferner muß ich Sie darauf hinweisen, daß die Werke von Menschenhand all ihre Schönheit und Vollkommenheit mehr oder weniger der Nachahmung der Natur zu danken haben. Ich denke bei dieser Bemerkung nicht an die Kunst, von welcher sich leicht behaupten ließe, daß sie um so vollkommener sei, je mehr sie sich der Natur nähere; ich denke vielmehr an Werke des Menschen, bei denen er seine Geschicklichkeit und seine Kenntniß der mathematischen und physischen Gesetze in Anwendung bringt, welche in der Welt gelten. Nehmen wir ein ganz einfaches Beispiel. Es gab, wie Sie gewiß gelesen oder gehört haben werden, einen Ort, wo ein Leuchtthurm ein dringendes Bedürfniß war, da dort viele Schiffbrüche vorkamen; und doch schien alle Geschicklichkeit der tüchtigsten Baumeister nicht im Stande zu sein, auf dem öden Felsen mitten im Meere einen Leuchtthurm zu erbauen; alle Versuche schlugen fehl. Ein Leuchtthurm, der vollendet war, wurde von den Wogen weggespült und die Menschen, die darin waren, kamen um; man gab die Hoffnung beinahe auf, daß ein Thurm auf dem Eddystone-Felsen der verbündeten Macht der Stürme und Wogen würde widerstehen können. Endlich nahm ein großer Meister die Sache in die Hand; und nach welchem Plane verfuhr er, wo fand er das Modell zu einem Baue, welcher den Elementen trotzen konnte? Er sagt es selbst: die schönsten, festesten und vollkommensten Werke von Menschenhand ließen ihn rathlos; da sah er sich in der Natur um, und er fand die Eiche, welche tausend Jahre den Stürmen trotzt, welche in einem Sturme nach dem andern ihr edeles Haupt hin und her

wiegt, aber von ihren Grundvesten nicht entwegt wird. Er baute den Leuchtthurm nach dem Muster der Eiche, und wir wissen, daß er nie den Stürmen unterlegen ist. Mit Recht sah also der Meister das Werk Gottes als das beste Muster an für ein Werk des Menschen.

Gehen wir von den leblosen Dingen einen Schritt weiter und sehen wir, ob nicht derselbe Grundsatz auch bei den Wesen gilt, welche thierisches Leben haben. In den ältesten Zeiten, bald nachdem die Menschen sich in geordneten Gemeinden gesammelt und die großen Continente in Besitz genommen hatten, regte sich in ihnen das natürliche Verlangen, die See als Verkehrstraße zu benutzen. Die Insel am fernen Horizont mag die Bewohner des Festlandes zu dem Versuche veranlaßt haben, hinzugehen und dort neue Naturerzeugnisse zu suchen; oder es trieb sie das dem Menschen natürliche Verlangen, unbekannte Länder zu erforschen; oder es wurde nach einiger Zeit kundbar, auf einer jener Inseln oder in einem durch das Meer getrennten Lande lebe ein Volk, welches weiter fortgeschritten sei in Künsten und Gewerben; oder umgekehrt ein reiches und wohlhabendes Volk bekam Lust, seine Macht noch weiter auszudehnen. Die Alten sagen von dem Manne, der zuerst einen gebrechlichen Kahn dem Ocean anvertraute, seine Brust sei mit dreifachem Erz gepanzert gewesen, und in der That war das, was jetzt so gewöhnlich geworden ist, anfangs ein Wagstück. Das erste Schiff war ja nur ein ausgehöhlter Baumstamm oder bestand aus einigen mit einander verbundenen Stämmen, und auf diesem Fahrzeuge überließ man sich der Fluth und den Wogen. Bald machte sich das Bedürfniß eines Fortbewegungsmittels fühlbar und der Geist des Menschen verfiel zunächst auf das Ruder, welches anfangs zugleich als Steuer diente; man vervielfältigte die Zahl der Ruder auf beiden Seiten, und so fährt der Kahn wilder Inselbewohner leicht und rasch über die Wogen dahin. Aber so konnte das Fahrzeug doch nur bei ruhigem Wetter gelenkt werden, und es mußte sich der schützenden Küste möglichst nahe halten. Das waren

die rohen Anfänge der jetzt zu einer großen Wissenschaft ausgebildeten Schifffahrt, das die ersten Werkzeuge der Kraft, durch welche Columbus einen vierten Welttheil entdeckte und Europa jetzt einen fünften beherrscht.

Wenn wir dieses erste Fahrzeug betrachten, so finden wir in demselben eine Nachahmung des rohesten Mechanismus der Natur. Es läßt sich mit einem jener Schalthiere vergleichen, welche in der Nähe einer Küste umherschwimmen und sich mit den auf beiden Seiten befindlichen Füßen, freilich langsam genug, über die Oberfläche des Wassers fortbewegen, oder mit einem großen Hundertfuß, welcher langsam seine zahllosen Arme ausstreckt und so allmälig einen entfernten Punkt erreicht. Aber wie langsam, gefährlich und unbequem war die Schifffahrt, so lange sie der Bewegung eines der niedrigsten unter den organisirten Wesen glich! Der Mensch konnte dabei nicht stehen bleiben und er fing an, andere, größere und schönere Fahrzeuge zu bauen, wie wir sie in den mittelalterlichen Galeeren auf alten Bildern oder schon in den griechischen und römischen Galeeren auf alten Denkmälern sehen. Es ist ein massenhaftes und plumpes Fahrzeug, aber es hat schon ein gebogenes Vordertheil, ein hohes, vergoldetes Hintertheil und ein schwellendes Segel in der Mitte, wiewohl die unschöne und störende Zuthat der Ruder noch geblieben ist. Es ist ein stattlich schöner Bau; aber seine Bewegung erhält es hauptsächlich von außen, von dem Winde; dieser allein treibt es voran, und es hat selbst keine Kraft, wenn es nicht zu dem alten langsamen System des Ruderns zurückkehrt. Ich weiß nicht, womit ich ein solches Schiff besser vergleichen könnte, als mit dem kleinen Nautilus oder dem Schwan mit seinem zierlichen Halse und seinen schneeweißen Schwingen, wenn er diese ausbreitet und sich über den See von dem Winde dahin treiben läßt.

Der Mensch hatte einen Fortschritt gemacht; er wußte das Schiff jetzt besser zu bewegen; aber er hatte seine Idee noch nicht vollkommen verwirklicht. Das ist ihm erst in der Gegen-

wart gelungen. Wie ganz anders ist das Schiff jetzt beschaffen! Es wird nicht von außen, sondern von innen bewegt; es gleicht beinahe einem organisirten lebendigen Wesen; es scheint sich selbstständig, durch eigene Kraft zu bewegen und zu lenken. Es braucht nicht darauf zu warten, daß ein Stoß von der einen oder von der andern Seite es in Bewegung setzt und es auf Umwegen, hin und her irrend, zum Ziele seiner Reise führt; durch die bewegende Kraft, die in ihm ist, wird es über den Ocean wie im Fluge dahin getragen. Und warum geht dieses so gut? Nachdem die Wissenschaft auf mathematischem und erfahrungsmäßigem Wege geforscht und alle ihre Data in Formeln gebracht, um das beste Mittel zu entdecken, ein Schiff auf dem Wasser in schnelle Bewegung zu setzen, hat sie gefunden, daß all ihre Theorieen und Beobachtungen sie zu dem Satze zurückgeführt haben, womit sie hätte beginnen sollen: daß das, was die göttliche Weisheit schuf, als sie die Gewässer bevölkerte, daß der Fisch ihr natürliches Modell sei. Daher das zierliche und schnelle Schiff der Gegenwart, schmal, schlank, mit spitzem Vordertheil, welches das Wasser durchschneidet, so daß es nicht so sehr von den Wogen getragen wird, sondern durch dieselben hindurch geht wie der Fisch, den Gestalt und Organisation zum Bewohner der Tiefe machen.

Nachdem nun der Mensch dieses große und edele Werk vollbracht, nachdem er mit großen Kosten es dahin gebracht hat, daß seine stolzen Schiffe den Wogen und den Stürmen trotzen und reichbeladen von fernen Küsten zurückkehren, was hat er damit am Ende gethan? Im Schooße des Weltmeeres, in den Wellen des Flusses, in dem murmelnden Bache übertrifft jeder der tausend Bewohner an passender Gestalt, an leichter Bewegung und an wahrer Lebendigkeit jedes Schiff von Menschenhand. Geschmeidig, zierlich sich krümmend, empor und nieder und von einer Seite zur andern schießend, spielend in seiner krystallenen Welt, zeigt der Fisch, wie unendlich erhaben die Geschöpfe Gottes über die Werke der Menschen sind, und wie der Mensch bei seinen großartigsten Unternehmungen der Vollkommenheit

dadurch am nächsten kommt, daß er das geringste Werk Gottes unvollkommen nachahmt. Nur so ist die Schiffbaukunst im Laufe der Jahrhunderte der Vollkommenheit immer näher gebracht worden, daß sie sich das geringste unter den Werken Gottes zum Muster genommen hat.

Gehen wir noch einen Schritt weiter, bis zu dem vollkommensten organischen Wesen, welches Gott auf die Erde gesetzt hat, bis zu dem Leibe, der durch eine Seele belebt wird. Es liegt uns nahe und es hat den Menschen zu allen Zeiten nahe gelegen, Länder mit dem vollkommensten Werke der Natur zu vergleichen. Wir sprechen von dem Bergrücken, von dem Rückgrate eines Festlandes; die hohen Gebirgszüge ziehen sich durch ein Land von einem Ende bis zum andern und bilden gleichsam das Gerippe, den Kern seiner Formation. Von den Seiten derselben ziehen sich schöne Bergrücken herab, die dem Muskelgewebe des Leibes entsprechen; auf den Hügeln und in den Thälern, die mit reicher Vegetation bedeckt sind, pulsirt Leben; die Ströme und Bäche verbreiten Kraft und Fruchtbarkeit und sind mit den Adern zu vergleichen, welche das animalische Leben durch den Leib verbreiten. So sprechen wir auch, wenn wir von Ländern reden, von ihrer Physiognomie, weil ihre besondern Formen sie in ähnlicher Weise charakterisiren, wie die Gesichtszüge den Menschen. Von einem Lande sagen wir, es habe eine kühnere und schroffere, von einem andern, es habe eine mildere Physiognomie; hier trägt das Land den Charakter der Armuth, dort macht es einen erfreulichen und erhebenden Eindruck. In dieser Weise liegt es uns nahe, eine Vergleichung anzustellen zwischen dem Menschen und der Erde, die er bewohnt.

Aber Eins fehlt noch, um dieses Bild zu vervollständigen. Was gibt dem Menschen die Kraft, zu empfinden und zu handeln? Was stellt zwischen den einzelnen Theilen seines Leibes eine solche Verbindung her, daß in einem Augenblicke der Schmerz einer Wunde bis zu dem Sitze des Geistes gelangt, daß von diesem aus der ganze Leib und jede Muskel desselben

nach Belieben in Bewegung und in Thätigkeit gesetzt werden kann? Was bewirkt, daß der Leib, wenn der Geist betet, demüthig niedersinkt, daß die Augen bei freudiger Stimmung glänzen, daß die Lippen sich öffnen und reden, daß die Sinne für Eindrücke empfänglich werden, daß der ganze Bau des Leibes von Leben durchdrungen ist? Ein Gewebe von zarten und empfindlichen Fäden trägt von Einem Mittelpunkte aus die Befehle des Geistes nach allen Theilen und bringt die Empfindungen von allen Theilen dorthin zusammen; in diesem Mittelpunkte wird beschlossen, was geschehen soll, und in einem Augenblicke werden die nöthigen Befehle selbst den kleinsten und entferntesten Poren überbracht. Dieses schöne Nervensystem ist ohne Frage der wunderbarste und geheimnißvollste Bestandtheil des animalischen Organismus und findet sich im Menschen in seiner höchsten Vollkommenheit, weil es nur bei ihm von einer vernünftigen Seele beherrscht wird. Fragen Sie den Physiologen nach dem Princip, welches in diesem feinen Organismus thätig ist, und er wird vielleicht geneigt sein, mit Sir Benjamin Brodie zu sagen, wir hätten hier einen elektrischen Apparat, welcher mittels jener feinen Fäden die Elektricität und mit dieser, als einem sensitiven Medium, Empfindung und Bewegung durch den Leib verbreite, so daß durch das Nervensystem der ganze Mensch zu einer Einheit von Empfindung und Bewegung werde, während dieses System selbst nur ein Werkzeug in der Hand einer geistigen und vernünftigen Kraft sei, welche den ganzen Leib des Menschen beherrsche. Wenn dem so ist, und wenn dem Bau der Natur dieser Organismus noch mangelte, um dem Baue des Menschen möglichst ähnlich zu sein, so hat die Natur das, was ihr noch fehlte, jetzt erhalten in jenem wundervollen Verkehrsmittel, welches sich von Stadt zu Stadt, von Land zu Land und über ganze Continente hinzieht, und welches gewiß ungeachtet vorübergehender Hindernisse und Störungen dereinst auch entfernte Hemisphären mit einander verbinden wird.

Die Vergleichung der Werke der Natur mit denen des

Menschen nöthigt uns also zu der Anerkennung der größern Schönheit jener, und zeigt uns, daß der Mensch, wenn er die Natur nachzuahmen sucht, doch immer weit hinter seinem Vorbilde zurück bleibt, und daß also alles in der Natur, selbst das Allergewöhnlichste, schöner ist als das, was der Mensch hervorbringt. Das lehrt uns aber, daß Gott unendlich erhaben ist über den Menschen, daß Seine Gesetze bestimmter, fester und zugleich schöner, wirksamer und wohlthätiger sind, als alles, was Menschenhände hervorbringen können.

Was sind auch die Werke von Menschenhand? Was hat der Mensch hervorgebracht? Sie wundern sich vielleicht über die Frage. Hat der Mensch nicht Gewaltiges geleistet, nicht dauerhafte und feste Werke, nicht Werke vollbracht, welche des höchsten Lobes würdig sind? Ganz gewiß. Aber womit hat er sie vollbracht? Nachdem er sich Jahrtausende abgemüht, hat er ein einziges Ding eigentlich hervorgebracht, hat er auch nur einem einzigen Dinge, und wäre es auch nicht größer als ein Sandkorn, das Sein gegeben? — Wenn der Mensch auf irgend einem Gebiete der Natur etwas vermag, so ist es auf dem Gebiete der Chemie. Da scheint er in der That Wunder zu wirken: er bringt z. B. zwei unsichtbare Gase, welche für das Auge gar keine Existenz haben, zusammen und erzeugt durch ihre Verbindung eine Flüssigkeit, die zuvor nicht da war; er unterwirft diese Flüssigkeit irgend einem Einflusse, etwa einer künstlichen Aenderung der Temperatur, und siehe da, es entsteht ein fester Körper. Ist das nicht Schaffen? — Oder er legt uns zwei Stoffe von ganz verschiedener Beschaffenheit vor, einen z. B., den wir nicht berühren können, ohne daß er uns die Haut versengt; diesen gießt er auf den andern, und es entsteht ein dritter Stoff, den wir nicht nur berühren, sondern selbst als Arznei genießen können. Das scheint doch ein Schaffen oder Verwandeln zu sein; und doch hat der Mensch, wie Sie wissen, anerkannter Maßen auch hier nichts geschaffen. Der Chemiker

würde aus allen Hörsälen der Welt als Betrüger verjagt werden, welcher behaupten wollte, er könne aus nichts etwas hervorbringen. Der Mensch muß eingestehen, daß seine Macht insofern wenigstens beschränkt ist, als er nichts schaffen, daß er nur bilden und gestalten kann, daß alles, was er hervorbringt, so herrlich es auch sein mag, aus Dingen hervorgebracht wird, die ein Anderer ihm geschaffen hat.

Das führt uns unwiderstehlich zu der Anerkennung jenes höchsten Wesens, welches allein die Schöpfermacht besitzt. Die Chemie kann neue Verbindungen von Stoffen hervorbringen, und Stoffe, so zusammengesetzt sie auch sein mögen, in ihre einfachen Bestandtheile auflösen; aber sie kann dieselben nicht vernichten und eben so wenig schaffen oder anders als aus vorhandenen Stoffen hervorbringen. Wir können den unorganischen Stoffen jede Gestaltung und Wirksamkeit geben, deren sie fähig sind, wir können sie in der manchfaltigsten Weise mit einander verbinden, aber wir können, auch wenn wir alle erforderlichen Elemente in der Hand haben, kein organisches Wesen daraus bilden. Das Gewebe, die Gestaltung, die Combination, welche ein organisches Wesen charakterisiren, kann kein Genie des Menschen hervorbringen. Seine Macht ist auf das Verbinden von Stoffen beschränkt. Er hat aber durch die Verbindung aller ihm bekannten Elemente eines Baumes oder einer Pflanze und durch die Anwendung der Elektricität oder irgend einer andern Kraft noch nie auch nur ein Blatt hervorgebracht, noch nie eine solche Combination erzielt, daß ein Grashalm daraus entstand; noch viel weniger ist es ihm gelungen, sie zu einem Baume zu formen, diesen mit Rinde zu bekleiden und mit den Gefäßen zu versehen, welche zur rechten Zeit den Saft emporführen und Blätter und Blüthen erzeugen. Das hat der Mensch nie vermocht, wiewohl er scheinbar volle Gewalt über die Elemente hat, aus denen alles dieses besteht. In gleicher Weise mag er vielleicht etwas hervorbringen können, was den Säften des menschlichen Leibes ähnlich ist, aber er wird nie ein Auge oder ein Ohr hervor-

bringen, nie seine Stoffe zu einer Hand oder zu einem Arme gestalten, geschweige denn den ganzen Organismus, ich will nicht sagen eines Menschen, auch nur des geringsten lebenden Wesens bilden können. Die Zeit wird vielleicht kommen, wo die Chemiker einige der Substanzen herstellen werden, aus denen der menschliche Leib besteht, Fibrin, Gelatin u. s. w., aber sie werden daraus niemals einen lebendigen Organismus bilden.

Was lehrten uns diese Wahrheiten? Es ist sicher, daß der Mensch selbst erst einige tausend Jahre auf der Erde ist. Wie ist er dahin gekommen? Vor nicht langer Zeit hörte man noch Leute, welche einige Zweige der Naturwissenschaften oberflächlich kannten, die zuversichtliche Behauptung aufstellen, der Mensch sei nur die Entwickelung einer niedrigern Klasse von Wesen; die Erde habe mehrere auf einander folgende Umgestaltungen erlebt; sie sei erst von geringern Thieren bewohnt gewesen, diese hätten sich in Folge eines geheimnißvollen Naturgesetzes oder eines unbekannten Zusammentreffens verschiedener Umstände immer mehr entwickelt, bis endlich nach zahllosen Jahrhunderten, als Resultat der letzten dieser Entwickelungen, der Mensch in's Dasein getreten sei. Diese Theorie ist aber an den Thatsachen zu Schanden geworden. Es ist sicher, daß der Mensch einmal angefangen hat zu sein; daß der erste Mensch, welcher die Erde bewohnte, eben so beschaffen war, wie die jetzt lebenden Menschen; daß während 6000 Jahren im Wesentlichen, in der körperlichen und geistigen Organisation des Menschen keine Veränderung eingetreten ist: schon darum könnten wir, hätten wir auch keine andern Gründe, die Frage, woher der Mensch stamme, nicht anders als dahin beantworten, daß er das Geschöpf eines Andern ist, daß „Er uns gemacht hat und nicht wir selbst uns gemacht haben“ [1]) und daß der Mensch in seiner Prahlerei und in seinen Erwartungen von der Zukunft nie so weit gehen

[1]) Ps. 99, 3.

darf, zu sagen: „Der Fortschritt der Wissenschaft wird mich auch dahin führen; dereinst werde ich einen Menschen schaffen.“

Wenn Sie die Stoffe untersuchen, aus welchen unsere Kleidung besteht, — wie complicirt sind sie! Nehmen Sie z. B. einen Wollfaden und sehen Sie den wundervollen Mechanismus, welcher uns in demselben entgegentritt, wenn wir ihn durch ein Vergrößerungsglas betrachten. Der Mensch, welcher auf seinen Maschinen Millionen solcher Fäden spinnen und weben kann, könnte, wenn er sich auch Jahrhunderte abmühte, nicht einen einzigen hervorbringen; es würde ihm nicht möglich sein, dem Faden seine schöne Spiralform und seine Glätte zu geben und ihn so zu formen, wie er ihn bei seinen Arbeiten gebraucht; das muß er einer höhern Macht überlassen. Er muß ruhig warten, bis das Gras gewachsen ist, bis das Schaf sich von diesem Grase genährt und bis es nach und nach für die Zeit des Winters sich in ein warmes Kleid gehüllt hat, und bis es dieses, wenn es desselben nicht mehr bedarf, ablegt. Dann beginnt des Menschen Arbeit; jene Vorbereitungen sind nicht seine Sache. Der vornehmste Herr muß sich darein ergeben, die abgelegten Kleider seiner Heerde zu tragen. Eben so muß der Mensch warten, bis ein unansehnliches Insect aus seinem Eingeweide das spinnt, was er ihm sammt Hülle, Nest und Leben raubt, — die Seide, in welche Königinnen und Kaiserinnen sich kleiden; er selbst könnte nicht den kleinsten Faden hervorbringen. Alle diese Dinge werden also von einer andern Kraft hervorgebracht, die von dem Menschen nicht abhängig ist.

Wenn der Mensch aber nicht die Stoffe hervorbringen kann, so kann er vielleicht die Kräfte schaffen, die er bei seinen Werken benutzt. Nehmen wir zwei derselben. Von einer habe ich schon gesprochen, von der Elektricität. Welche Wunder wirkt jetzt der Mensch mit ihr! Er sendet seine Worte durch die Tiefen des Meeres von einer Küste zur andern; er erzeugt durch sie das glänzendste Licht; er hat diese seine Creatur oder Substanz oder Kraft, oder wie man sie nennen will, seinen Winken

gehorsam gemacht. Aber er hat doch nur eine von ihm unabhängige Kraft und von ihm unabhängige Gesetze entdeckt und Mittel gefunden, diese Kraft in Thätigkeit zu setzen; oder vielmehr der Zufall hat ihm dieses bekannt gemacht. Die erste Entdeckung auf diesem Felde war eine zufällige; aber nachdem der Mensch einmal das Ende des Fadens gefunden, hat er denselben mit klugem Sinne an sich gezogen und sich zu nutze gemacht, und so ist die Elektricität eins der gewaltigsten und nützlichsten Hülfsmittel des menschlichen Geistes geworden. Er hat ferner ein wichtiges Gesetz gefunden, ohne welches er diese Kraft nicht zu den Zwecken des Elektromagnetismus oder der Telegraphie hätte verwenden können. Keine Berechnung hätte dieses Gesetz zu entdecken vermocht. Es ist das Gesetz, daß der elektrische Strom unter einem rechten Winkel auf die Magnete einwirkt. Hat der Mensch dieses Gesetz geschaffen? Eben so wenig, als er die wunderbare Kraft geschaffen hat, für welche es gilt. Hat nicht diese Kraft von Anfang an existirt? Sonderbar, daß sie uns immer umgeben hat, auf der Erde, im Menschen, und um ihn herum existirt und ihre schrecklichen und schönen Phänomene hat eintreten lassen seit Erschaffung der Welt, und daß der Mensch sie nie beachtet hat! Wie ist das anders zu erklären, denn als eine Fügung der Vorsehung, welche die Zeit bestimmt, in welcher die Welt mit physischen Gesetzen, die von Anbeginn existirt haben, bekannt werden soll? Weist uns nicht die Existenz dieser Gesetze (denn daß sie von Anbeginn da gewesen sind, wird von Niemand bezweifelt) auf die Erhabenheit des Geistes hin, welcher sie von Anfang an vollkommen gekannt hat; denn diese Gesetze sind ja von Ihm gegeben worden, der die Kraft geschaffen hat, für welche sie gelten. Der Mensch hat also nur Gesetze, welche existirten, entdeckt und für seine Zwecke benützt, nichts aber erschaffen, sondern nur die vorhandenen Dinge umgestaltet und die vorhandenen Kräfte verwendet.

Eben so verhält es sich mit der andern großen Kraft,

welche der Mensch in der Gegenwart mit so herrlichem Erfolge nutzbar gemacht hat. Wenn das erwähnt wird, was uns so rasch von einem Orte zum andern, über Land und Meer führt, und was jetzt so zu sagen das Lebenselement unseres Handelswesens ausmacht, so könnte man sich zu der Meinung versucht fühlen, es sei eine Kraft, die der Mensch sich geschaffen oder die er doch zu einem mächtigen Bundesgenossen gemacht habe. Und doch ist dem nicht so; denn hat der Mensch den Dampf geschaffen, oder hat er demselben ein einziges Gesetz gegeben, welches nicht schon lange gegolten hätte, als er es kennen lernte? Vor vielen Jahrhunderten, vielleicht schon vor der Sündfluth hat ein Mensch ein Rudel wilder Pferde, in dem Stolze ungebändigter Freiheit die Mähnen schüttelnd, über die sandige Steppe Arabiens dahin stürmen sehen; er hat im Geiste eines derselben ausgewählt, seinen schönen ebenmäßigen Bau, seine breite Brust, sein feueriges Schnauben, sein sprühendes Auge und seinen raschen Schritt bewundert und ausgerufen: „Ich will dich bändigen und zähmen; ich will einen Zaum in deinen Mund legen und du sollst zugleich mein Freund und mein Sklave werden." So wenig dieser Mensch das edele Thier geschaffen hat, welches er seinem Willen dienstbar machte, eben so wenig hat der den Dampf geschaffen, der zuerst mit bewundernswerthem Genie und Geschick diese scheinbar unbändige Kraft der menschlichen Herrschaft unterwarf.

Betrachten wir nun noch einen andern, vielleicht angenehmern, jedenfalls friedlichern und erhabenern Gegenstand. Ich will nicht eine wissenschaftliche Erörterung der in neuern Zeiten am Himmel gemachten Entdeckungen vortragen, sondern nur an einigen Beispielen zeigen, wie der Mensch durch Combiniren von Elementen, die er vorfand, und durch Anwenden von Regeln und Gesetzen, die von ihm unabhängig sind, seine Kenntnisse allmälig so erweitert hat, daß ihm die Unendlichkeit Gottes deutlicher zur Anschauung gebracht wird, als seinen Vorfahren. Ich habe von dem herrlichen Teleskop

gesprochen, welches uns jetzt die bisher unerkennbaren Theile des Himmels in ihre kleinern Elemente auflöst und uns zeigt, was zuvor unsern Augen verborgen war. Ich will nun von Phänomenen sprechen, welche auf diese Weise, zwar nicht entdeckt, aber uns genauer bekannt geworden sind; denn die eigentliche Entdeckung ist ein Verdienst des großen Astronomen Herschel. Zunächst hat man die sogenannten Doppelsterne, welche früher für seltene und außerordentliche Erscheinungen gehalten wurden, in großer Zahl entdeckt. Man bemerkte schon früher durch Teleskope, daß das, was dem bloßen oder nur mit einem kleinern Fernglase bewaffneten Auge als ein besonders heller Stern erscheint, in der That ein „Doppelstern" ist, d. h. zwei Sterne, welche scheinbar ganz nahe zusammenstehen. Man hat aber berechnet, daß, vorausgesetzt, die Sterne seien über den ganzen Himmel zerstreut, die Wahrscheinlichkeit eines so nahen Zusammenstehens für zwei Sterne wie 1 gegen 9570 (für drei wie 1 gegen 173,524), also sehr gering ist. Man schloß daraus, daß diese Sterne in irgend einem Zusammenhange mit einander stehen müßten. Diese Entdeckung ist jedoch unbedeutend im Vergleich zu der andern, die uns mit den sogenannten „binären Sternen" bekannt gemacht hat, d. h. Doppelsternen, von denen der eine sich um den andern bewegt. Diese Entdeckung ist darum von großer Wichtigkeit, weil sie uns in den Stand gesetzt hat, die Entfernungen der Himmelskörper wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu berechnen. Ehe die wirkliche Entfernung eines Sternes gemessen werden konnte, hat man die kürzeste mögliche Entfernung des nächsten Sternes auf zwanzig Billionen Meilen berechnet. Die Entdeckung dieser binären Sterne aber hat es möglich gemacht, ihre wirkliche Entfernung zu messen, und wir können uns eine Vorstellung davon machen, was das Teleskop für uns gethan hat, wenn wir bedenken, daß es uns Fixsterne sichtbar macht, welche nicht weniger als siebenzehntausend Billionen Meilen von uns entfernt sind, — eine Entfernung, welche keine menschliche Phantasie sich vorzustellen vermag.

Die Entdeckung dieser binären Sterne hat uns noch mit einem andern eigenthümlichen und schönen Phänomen bekannt gemacht. Einer der beiden Sterne kann eine Sonne sein, welche sich sammt ihren Planeten um eine andere Sonne und deren Planetensystem bewegt. Nun hat man deutlich wahrgenommen, daß die binären Sterne oft verschiedene Farben haben, daß eine röthliche Sonne sich um eine bläuliche bewegt. Denken wir uns, ein Planet wie die Erde bewege sich mit seiner Sonne um eine andere Sonne, so haben wir zwei Sonnen, welche dasselbe Planetensystem erhellen. Zu einer Zeit des Jahres würden die beiden Sonnen gleichzeitig aufgehen und untergehen, zu einer andern Zeit würde die eine aufgehen, wenn die andere untergeht. In dieser Zeit würde also keine Nacht sein, da die eine Sonne am Horizonte erschiene, so wie die andere verschwindet. Zu andern Zeiten würden die manchfaltigsten Beleuchtungen eintreten: zu einer Zeit würde zum Beispiel des Morgens eine prächtige röthliche Sonne aufgehen und alles mit einem herrlichen Lichte übergießen; nachdem diese bis zu einer gewissen Höhe emporgestiegen, würde eine andere, nicht minder schöne bläuliche Sonne aufgehen; das rothe und das blaue Licht würden sich zu einem weißen verschmelzen, aber so wie die röthliche Sonne sinkt, würde das blaue Licht mehr und mehr vorwiegen und der Sonnen-Untergang würde eine prachtvolle Farben-Combination darbieten, wie wir sie uns gar nicht vorstellen können.

Nachdem der Mensch die Gesetze des Planetensystems, zu welcher die Erde gehört, genau erforscht hat, kann er beweisen, daß ähnliche Gesetze auch in jenen fernen Sphären gelten. Dabei können aber manche Verschiedenheiten Statt finden. Wir wissen nicht, welche Bewegungen, welche Zusammenstellungen, welche Anziehungen und Abstoßungen in andern Planetensystemen vorkommen mögen; aber wir können als gewiß annehmen, daß dort im Wesentlichen die nämlichen Gesetze gelten, wie in unserm Planetensystem. Ich will Ihnen noch eine schöne Bemerkung aus einem Werkchen mittheilen, welches vielleicht

nicht Vielen von Ihnen bekannt geworden ist. Durch das Teleskop sehen wir Sterne, welche 17,000 Billionen Meilen von uns entfernt sind. Das Licht bewegt sich mit der ungeheuern Geschwindigkeit von 192,000 Meilen in der Secunde und doch braucht das Licht 2600 Jahre, um von einem solchen Sterne bis zu uns zu gelangen; wenn wir also in dieser Nacht durch das Teleskop einen Lichtstrahl von einem dieser Sterne sehen, so ist es ein Strahl, welcher den Stern vor 2600 Jahren verlassen hat und seitdem unterwegs gewesen ist. Der Stern könnte schon vor 2000 Jahren erloschen sein, er würde dann doch von jetzt an noch 600 Jahre gesehen werden; denn all diese Zeit hindurch würden noch Strahlen, die von dem Sterne vor seiner Zerstörung ausgegangen, unterwegs sein. Das kann uns die Unermeßlichkeit der Schöpfung einigermaßen veranschaulichen. Vor Gott aber sind, wie die heilige Schrift lehrt, tausend Jahre wie Ein Tag. Gott ist überall, Er ist auf jedem dieser Sterne ebenso gegenwärtig, wie hier, und das Auge Gottes, welches überall ist, sieht nach allen Seiten hin und sieht alles, wie es ist, vermöge der göttlichen Allwissenheit. Denken wir uns aber ein Wesen, welches Gott mit einer unbegrenzten, aber den gewöhnlichen Gesetzen der Bewegung des Lichtes unterworfenen Sehkraft begabt hätte, so daß es nicht, wie Gott vermöge Seiner Allgegenwart, alles schaute, was überall in diesem Augenblicke geschieht, sondern alles, was ihm ein Lichtstrahl von jedem Theile des Himmels, als im Augenblicke seines Ausgehens geschehen, zuführt. Stände ein solches Wesen auf einem der erwähnten Sterne, so würde es erst nach sechsundzwanzighundert Jahren den Strahl sehen, der jetzt von unserer Erde ausgeht. Es würde also jetzt sehen, was vor sechsundzwanzighundert Jahren auf der Erde geschehen ist, also das, was zur Zeit der Erbauung Rom's sich zutrug. Denken wir uns dieses Wesen auf noch entferntere Sterne versetzt, so würde es jetzt noch entferntere Ereignisse schauen, auf einem den Bau des Tempels, auf einem andern das Opfer Abraham's, auf einem dritten die Sündfluth, auf einem

vierten die Erschaffung des Menschen. Auf einem näher liegenden Standpunkte würde es die Geburt des Herrn, Sein bitteres Leiden und alle seitdem eingetretenen wichtige Ereignisse jetzt, nicht als vergangen, sondern als gegenwärtig schauen.

Gott selbst aber und Sein allsehendes Auge ist auf jedem dieser Himmelskörper und in jedem Punkte des dazwischen liegenden Raumes. Von jedem dieser Punkte aus sieht Er auf's genaueste und vollkommenste alles, und Er erkennt bei Seinem Schauen auf's genaueste die Wirkung und die Gesetze, welche Er dem Lichte gegeben hat. Auf jedem Punkte sieht Er alles, wie es dort gesehen wird; und da Vergangenheit und Gegenwart für Ihn eins sind, sieht Er jedes Ereigniß als gegenwärtig. Es gehört nun keine große Anstrengung unserer Phantasie dazu, um uns das Vorhererkennen der dunkeln Schatten der Zukunft zu dem Wahrnehmen der verschwindenden Gestalten der Vergangenheit hinzuzudenken und uns vorzustellen, wie in Gott Alles eine ewige Gegenwart ist.

Diese geistreichen Bemerkungen zeigen, wie uns die Betrachtung der Resultate wissenschaftlicher Forschungen zu erhabenen sittlichen Gedanken hinführen kann. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß die vielen großen Entdeckungen der neuern Sternkunde mehr als irgendwelche abstracte Erörterungen geeignet sind, uns Gottes Unendlichkeit recht zum Bewußtsein zu bringen. Wenn wir das uns bekannte Gebiet des Himmels von 20 auf 17,000 Billionen Meilen erweitert und uns überzeugt haben, daß wir auch in dieser Entfernung den Grenzen der Schöpfung nicht näher sind als zuvor; wenn wir in dieser unermeßlichen Entfernung dieselbe kunstvolle Ordnung, die nämlichen strengen Gesetze wahrnehmen, was können wir dann anders schließen, als daß Gott dort ebensowohl wie hier und in einem uns vordem unbekannten Maße unbeschreiblich gütig, unergründlich weise, unbeschränkt mächtig ist, und daß der Raum nur da ist, um von Ihm mit Seiner heiligen Schönheit erfüllt zu werden? Wie sehr muß unsere Bewunderung

und Ehrfurcht steigen, wenn wir Ihn so in diesen uns lange verborgenen Abgründen des Wirkens Seiner Macht erkennen!

Wenn wir aber hinblicken auf die noch entferntern Schatzkammern Seiner Werke, welche wahrscheinlich der Mensch mit all seinem Erfindungsgeiste niemals erreichen wird; wenn wir hinblicken auf den Diamantstaub, der hier und da am Himmel ausgestreut ist, auf die „Nebelflecken," welche, als wollten sie mit unserer Phantasie spielen, hier sich zu funkelnden Franzen gestalten, die vielleicht mehr Sterne enthalten, als wir sonst am ganzen Himmel zählen können, dort zu silbernen Tauen zusammengeflochten zu sein scheinen oder wie ein himmlisches Feuerwerk aussehen; wenn wir in diesen phantastischen Knäueln ganze Milchstraßen wie einen Punkt erscheinen und das alles wie für uns so schön gemacht sehen, — dann vermischt sich Liebe mit unserer Bewunderung; wir müssen den Werkmeister lieben, der den fernsten und leisesten Spuren seiner Hand solche Reize verleiht und die letzten Fußstapfen, von denen Er in den Ocean des spurlosen Raumes hineintaucht, mit so strahlendem Glanze ziert. Wenn die Naturwissenschaft uns den Satz deuten kann, daß Gott „in unzugänglichem Lichte" wohne, so thut sie es dadurch, daß sie Ihn uns darstellt als in Seiner majestätischen Schönheit verborgen hinter jenen glänzenden Feuern, die wir in den Nebelflecken des Himmels wahrnehmen. Je mehr wir den Raum der Schöpfung durchforschen, um so deutlicher erscheint uns der Schöpfer als der Unendliche.

Ich komme nun zum Schlusse. Vielleicht habe ich bei meinen Bemerkungen mehr die Bewegungen in dem Kreise meiner eigenen Thätigkeit als die Bewegungen in Ihrem Gesichtskreise im Auge gehabt. Sie sind hier, wie ich schon erwähnte, gegen die Versuche geschützt, die in England so gewöhnlich sind, gegen die Versuche, jungen Leuten durch eine oberflächliche Kenntniß der Naturwissenschaften den Glauben zu rauben. Das aber kann ich aus eigener Erfahrung sagen, daß wahrhaft gelehrte Männer weit entfernt sind zu glauben,

die Entdeckungen der neuern Zeit kämen der Irreligiosität und dem Unglauben zu Gute. Noch vor Kurzem hat in meiner Gegenwart einer der ausgezeichnetsten Kenner der Geologie, Paläontologie und vergleichenden Anatomie es als seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß die neuern Forschungen die Einwendungen, welche man früher aus diesen Wissenschaften gegen die Offenbarung hergenommen, nicht bestätigt und die Widerlegung dieser Einwendungen nicht entkräftet hätten.

Die alten französischen Physiologen pflegten zu ihrer Entschuldigung oder zum Spotte zu sagen, das Messer des Anatomen entdecke keine Seele. Ein Anatom der Gegenwart wird das nicht sagen; Männer wie Sir Benjamin Brodie finden in den kunstvollsten Mechanismen und in den feinsten Thätigkeiten des menschlichen Leibes nur Werkzeuge und Wirkungen einer unsichtbaren und unbegreiflichen Kraft, deren Vorhandensein der Schlüssel des Geheimnisses des Lebens ist.

Seien Sie also überzeugt, daß der wahre Gelehrte mehr als der oberflächliche Beobachter die Eintracht zwischen den physischen und sittlichen Gesetzen, zwischen Wissenschaft und Religion anerkennt. Beide stammen aus Einer großen Quelle, und jeder Schritt, den wir in der Erforschung der physischen Gesetze voran thun, muß uns zu einer genauern und bessern Erkenntniß der sittlichen Welt und der Majestät und Herrlichkeit Dessen führen, der uns Sich selbst und Seine Vollkommenheiten immer besser erkennen lassen will, indem Er Seine Werke, die vollkommen waren von Anbeginn, unserm forschenden Blicke immer mehr enthüllt.

Denken Sie sich das ganze Gebiet der Naturforschung als eine große Pyramide: ihre Grundfläche bedeckt die ganze Schöpfung und umfaßt Alles, was Gott gemacht hat, mag es uns bekannt oder unbekannt sein; die nächste Stufe ist viel kleiner und umfaßt das verhältnißmäßig Wenige, was der Mensch einigermaßen kennen gelernt hat; eine noch kleinere dritte Stufe umfaßt das, was er durch wahrscheinliche Vermuthungen und

sinnreiche Theorieen erkannt hat; die schon sehr kleine vierte Stufe das Wenige, was er sicher weiß; die Spitze aber des ganzen Baues verliert und verbirgt sich in dem blendenden Lichte der höhern Weisheit Gottes, zu Welchem alle unsere Wissenschaft aufblicken und emporstreben muß und von Welchem Segen herabströmt auf alle unsere Bestrebungen.

Inhalt.